Des Abts Guyon
Geschichte
von
Ost=Indien,
alter so wohl, als neuerer Zeiten,

Zweyter Theil.

Aus dem Französischen übersetzt.

Des Abts Guyon
Geschichte
von
Ost=Indien,
alter so wohl, als neuerer Zeiten,

Zweyter Theil.

Aus dem Französischen übersetzt.

Verzeichniß
Der Abschnitte und Paragraphen, so in diesem zweyten Theil enthalten sind.

Erster Abschnitt.
Chorographische Beschreibung von Indien in den neuern Zeiten.

§. I. Von den Staaten des grossen Mogols.
§. II. Von der Halbinsel diesseit des Ganges.
§. III. Von der Halbinsel jenseit des Ganges.
§. IIII. Von den vornehmsten Indianischen Inseln.

Anderer Abschnitt.
Von den Religionen in Indien.

§. I. Von den Götzendienern.
§. II. Von den Juden.
§. III. Von den Mahometanern.
§. IIII. Von den Christen in Indien.

Geschichte

Geschichte
von
Ost-Indien,
Zweyter Theil.
Indien in den neueren Zeiten.

Erster Abschnitt.
Chorographische Beschreibung des neuern Indiens.

Von der Beschaffenheit Indiens in neuern Zeiten.

Von dem Ruhm, welchen Indien bey den alten Völkern erlanget hatte, ist auch in den neuern Zeiten nichts verlohren gegangen. Leute, die begierig sind, fremde Länder zu besehen, tragen nicht das geringste Bedenken, eine Reise von sechs tausend Meilen vorzunehmen, damit sie die Seltenheiten dieses Landes bewundern möchten. Seine Reichthümer machen, daß

unsere Kaufleute alle Widerwärtigkeiten, Mühseligkeiten und Gefahren, die bey einer langen und gefährlichen Schiffarth angetroffen werden, vor nichts achten: die Gelehrten von ganz Europa untersuchen mit vieler Mühe und Fleiß seine Thiere und Pflanzen, um auch darinnen die besondern Merkwürdigkeiten der Natur zu entdecken, die in diesen Weltgegenden fruchtbarer ist, und mehr Abwechselungen hervorbringet, als in unsern Ländern; ihre Schönheiten geben so gar den Pallästen der Prinzen erst die rechte Zierde, und schmücken die Kronen der mächtigsten Beherrscher ganzer Völker.

Grösse dieses Landes. Seit zweyhundert und fünf und vierzig Jahren her, nachdem die *Portugiesen* den Weg nach Indien um das *Vorgebürge der guten Hofnung* erfunden haben, sind von Seiten der Spanier, der Holländer, der Engelländer und *Franzosen* fast unzählich viele Reisen nach diesem Land gethan worden. Eine jede von diesen Nationen hat ihre besondere Entdeckungen gemacht; und zu diesen Zeiten ist es uns bey nahe so gut bekannt, als den *Franzosen* ein Land bekannt seyn mag, das an ihr Königreich grenzet. Nach den neuesten Beobachtungen erstrecket sich Indien von dem drey und achzigsten Grad der Länge, bis zu dem hundert und dreyssigsten, und von dem Aequator bis zu dem vier und dreyssigsten Grad nördlicher Breite. Von *China* bis nach *Persien*, welche beyde Länder gegen Aufgang und gegen Abend daran stossen, werden

ohnge-

ohngefähr fünfhundert Meilen gerechnet; und es wird beyläufig eben so viel betragen, wenn man seine Weite von der Spitze der Halbinsel jenseits des Ganges, bis an die Tartarey nimmt, als welches Land gegen Norden die Grenzen von Indien ausmachet.

In einem so überaus weitläuftigen Erdstrich kan die Luft nicht wohl überall von gleicher Beschaffenheit seyn; allein überhaupt ist sie doch gut und der Gesundheit zuträglich. Die häufigen und anhaltende Regen, welche die ganze Zeit über vom Anfang des Junius, bis zu Ende des Augusts hernieder fallen, erfrischen das ganze Land, und hauptsächlich die beyde Halbinseln, die völlig in dem heissen Erdstrich liegen. Sie machen die Erde fruchtbar, und dieselbe bringet sodenn alle Nothwendigkeiten der Natur hervor, wenn man nur die gegen Norden gelegene Länder ausnimmt, als wo sie nicht auf gleiche Weise die Mühe dererjenigen, von denen sie angebauet wird, belohnet. Daher kommet nun diese fast unendliche Menge von Einwohnern, welche Indien anfüllen, und die noch heutiges Tages in zwey und funfzig Königreiche und von einander verschiedene Fürstenthümer getheilet sind, von welchen in der That viele unter ihren eigenen, in ihren Ländern gebohrnen unabhängigen Prinzen stehen, wie solches in alten Zeiten bey diesen Völkern schon eingeführet war. Damit wir aber in der chorographischen Beschreibung dieses Landes ordentlich verfahren möchten: so

Eintheilung des Landes.

ist es nöthig, daß wir Indien in verschiedene Haupttheile abtheilen. Gegen Norden sind die Staaten des grossen Mogols zu betrachten; mitten, die beyde Halbinseln, eine disseits, die andere jenseits des Ganges; und unten die berühmtesten Inseln, an denen nicht weniger gelegen ist, als an dem festen Land.

§. 1.

Von den Staaten des grossen Mogols.

Staaten des grossen Mogols.

Es war gegen das Jahr 1203. da der berühmte Zingis Chan den grausamen Einfall in Indien thate, durch welchen die tartarischen Mogols den Besitz dieses so grossen Landes überkommen, welches gegen Norden und Osten von der grossen Tartarey und den Reichen, die den König von Ava unterworfen sind; gegen Mittag von der Halbinsel diesseits des Ganges; und gegen Abend von Persien und dem Meer umschlossen wird. Diese Monarchie ist es, welche man Indostan, das ist, das Land von Indien, oder das eigentliche Indien nennet. Einige Schriftsteller setzen seine Länge von Morgen gegen Abend auf 650. Meilen, und rechnen auf seine Breite von Mittag gegen Mitternacht mehr als 400. Der Mogol, so in der Mitte des siebenzehenden Jahrhunderts †) regierete,

(†) Wenn man des ersten Theils IX. Abschnitt am Ende mit dem was hier vorkommt, vergleichet;

gierete, hiesse Cha Halam, und stammete durch den Tamerlan, den Ueberwinder des hochmütigen Bajazets, in gerader Linie von dem berühmten Zingis Chan her (a). Die ungemeine Reichthümer und grosse Macht dieser Monarchen haben gemacht, daß sie den Namen eines Groß-Herrns, oder Kaysers und Königes angenommen haben. Diejenige, so den Schatz dieses Reiches am geringsten schätzen, rechnen ihn auf drey hundert, bis drey hundert und funfzig Millionen. Aber ein Reisender der überhaupt sehr hoch geschätzet wird (b), schätzet ihn auf eine solche Summe, die nach seinem eigenen Geständniß unglaublich seyn würde, wenn sie sich nicht auf eine so authentische und glaubwürdige Nachricht gründete, als diejenige ist, welche er anführet. Er berichtet nämlich folgendes:

„Zu Agra, der Hauptstadt eines Gouvernements und Königreiches von Indostan, befindet sich in dem weitläuftigen Hauptgebäude des „Palasts, worinnen der grosse Mogol zuweilen „residiret, eine besondere Abtheilung, über der Sein Schatz.

 ein

chet; so ist zu sehen, daß es hier im Anfang des achzehenden Jahrhunderts heissen müsse, und etwann nur durch einen Druckfehler das siebenzehende eingeschlichen sey.

(a) *Thevenot*, Voiage aux Indes. Tom. V, pag. 9. Edit. Amsterdam. 1727.

(b) *Mandelslo*, Reisen nach Ost-Indien, pag. 119. et seq.

„ein grosser Thurm aufgeführet ist, dessen Dach
„mit Goldblech gedecket ist, zu einem deutlichen
„Zeichen der ungeheuren Reichthümer, die da-
„selbst in acht grossen Gewölbern bewahret wer-
„den, welche voller Gold, Silber und kostbarer
„Edelgesteine stecken, und die bey nahe von ei-
„nem unschätzbaren Werth sind. Man versi-
„cherte mich, daß der Groß-Mogol, der zu mei-
„ner Zeit (im Jahr 1638.) regierete, einen sol-
„chen Schatz bey einander habe, daß sich der
„Werth desselben über funfzehn hundert Millio-
„nen Thaler belaufe: und ich bin so glücklich ge-
„wesen, daß ich das Verzeichniß von dem
„Schatz in die Hände bekommen, den man nach
„dem Tod seines Urgroßvaters, so wohl an ge-
„münztem Gold und Silber, als an Platten
„und Stangen von diesem Metall, an verarbei-
„tetem Gold und Silber, an Edelgesteinen, an
„Brocat und andern Stoffen, an Porcellain,
„Manuscripten, Kriegsmunition und Waffen,
„und dergleichen mehr, vorräthig gefunden,
„und welches so getreulich verfertiget worden, daß
„ich es, hier den Lesern vor Augen geleget zu wer-
„den, vor würdig gehalten.„

Akbar, welches der Name dieses Prinzens ist, hatte eine gewisse Gattung von Münzen schlagen lassen, vor den Wehrt von fünf und zwanzig, funfzig und hundert *Tola*, welche nach unserm Geld zwey tausend zwölf und einen halben, vier tausend und fünf und zwanzig, und acht tausend und funfzig Species-Thaler betragen. Die

ganze

ganze Summe, vor welche er dieses Geld hatte ausmünzen lassen, beliefe sich auf sechs Millionen neun hundert und siebenzig tausend Massas, oder, auf sieben und neunzig Millionen und fünf hundert und achzig tausend Roupien: oder, nach unserm Fuß, auf acht und vierzig Millionen, und sieben hundert und neunzig tausend Thaler.

Er hatte hundert Millionen Roupien, oder funfzig Millionen Thaler an einer gewissen Münz-Sorte, die man nach seinem Namen Akbarroupien nannte. Die gemeinen Roupien gelten noch jetzo in Indien dreyssig Sous.

Zwey hundert und dreyssig Millionen an einer andern Gattung von Münze, die sie Peises oder Pechas nennen, und deren dreyssig eine Roupie, und sechzig einen Thaler ausmachen. Es belauft sich demnach das Geld an Peises auf sieben hundert und sechs und sechzig tausend sechs hundert und sieben Roupien, weniger zehen Sous, welche drey hundert und drey und achzig tausend, drey hundert und drey und dreyssig Thaler und zehen Sous betragen.

An Diamanten, Rubinen, Smaragden, Saphieren, Perlen und andern Edelgesteinen, dem Werth nach vor sechzig Millionen, zwanzig tausend fünf hundert und ein und zwanzig Roupien; welches über neunzig Millionen Livres ausmacht.

An gearbeitetem Gold, an Bildern und Statuen von Elephanten, Kameelen, Pferden und andern dergleichen Sachen, vor den Werth von

neunzehn Millionen, sechs tausend sieben hundert und fünf und neunzig Roupien, das ist, mehr als acht und zwanzig Millionen Livres.

An allerhand Geräthe und Geschirren von Gold, als an Schüsseln, Trinkgefässen, Wasserkrügen, grossen Becken, und dergleichen mehr, am Werth von eilf Millionen, sieben hundert und drey und dreyssig tausend sieben hundert und neunzig Roupien; welches ohngefehr sechzehen Millionen Livres beträgt.

An Kupfer-Geräthe und dergleichen Gefässen, vor ein und funfzig tausend zwey hundert und fünf und zwanzig Roupien, oder sechs und siebenzig tausend acht hundert und sechs und dreyssig Livres.

An Porcellain, Geschirren von Siegelerde, und andern dergleichen, dem Werth nach vor zwey Millionen.

An Brocaten, Drap d'or und Drap d'Argent, an andern Stoffen von Seiden und Baumwollenzeugen, die in Persien, der Türkey, *Europa* und *Guzarate* verfertiget worden, vor funfzehn Millionen, fünf hundert und neun tausend, neun hundert und neun und siebenzig Roupien

An Europäischen, Persianischen und Tartarischen Tüchern von Wolle, vor fünfmal hundert und drey tausend zwey hundert und zwey und funfzig Roupien.

An Zelten, Decken, Tapeten und anderm dergleichen Haußrath, den man so wohl in der

Stadt

Stadt, als wenn man zu Felde liegt, brauchet, vor neun Millionen, neun hundert und fünf und zwanzig tausend, fünf hundert und fünf und vierzig Roupien.

Vier und zwanzig tausend Bücher, die alle geschrieben, und so kostbar eingebunden sind, daß man sie auf sechs Millionen viermal hundert und drey und sechzig tausend sieben hundert und ein und dreyssig Roupien geschätzet hat; und demnach machen dieselben eine Bibliothee aus, die mehr als neun Millionen Livres werth seyn muß.

An Artillerie, Kugeln, Stückpulver und anderer Kriegsmunition war vor den Werth von acht Millionen, fünfmal hundert und fünf und siebenzig tausend neun hundert und ein und siebenzig Roupien vorräthig.

An Waffen, die Theils zum Angrif, Theils zur Vertheidigung gehören, als an Säbeln, Schilden, Spiesen, Bogen und Pfeilen, und dergleichen mehr, dem Werth nach vor mehr als sieben Millionen fünf hundert und funfzig tausend fünf hundert und fünf und zwanzig Roupien.

An Sätteln, Zäumen, Steigbügeln und anderem Pferdegeschirr von Gold und Silber, vor drey Millionen und achtmal hundert tausend Livres.

An Pferde- oder Elephantendecken, die mit Silber, Gold oder Perlen gestickt und besetzet waren,

waren, vor sieben Millionen und fünfmal hundert tausend Livres.

Wenn man nun alle diese Summen zusammen rechnet: so wird man finden, daß sie sechs hundert und zwey und zwanzig Millionen dreymal hundert und neun und dreyssig tausend fünf hundert und neun und siebenzig Livres ausmachen. Inzwischen, so fährt der angeführte Reisende, Mandelslo fort, sind alle diese Reichthümer des Mogols Akbar, in Vergleichung gegen die, welche sein Ur-Enkel Schach Chorrom im Jahr 1638. besasse, fast vor nichts zu achten, und noch mehr, wenn man bedenket, was bishero noch dazu gesammlet worden. Sie wachsen noch alle Tage an, nicht so wohl durch die ordentlichen Einkünfte des grossen Reiches, so er besitzet, als durch die Geschenke, welche er von den Vornehmen bekommt, denen er Gutes thut, und Gnadenbezeugungen wiederfahren lässet. Dieser Prinz hält es vor nichts unanständiges vor seine Hoheit, daß er die Zeichen der Erkenntlichkeit von seinen Unterthanen annimmt. Oftmals bemächtiget er sich so gar nach ihrem Tod des ganzen Vermögens, das sie durch seine Gütigkeit erworben haben. Dieses sind die hauptsächlichsten Quellen, woher der Schatz des grossen Mogols so sehr vermehret wird: und wie es ihm nicht erlaubt ist, zu seinem Gebrauch etwas davon zu nehmen: so lässet er auch entweder gar nichts, oder doch sehr wenig von seinen ordentlichen Einkünften hinein legen. Man kan wohl

sagen,

sagen, daß der Schatz, nicht so wohl dem Prinzen, als dem Staat zugehöre.

Seine Gewalt ist so uneingeschränkt, daß er nach seinem Willen über das Leben und Vermögen aller seiner Unterthanen zu befehlen hat. Sein Willen allein ist ihnen an statt eines allgemeinen Gesetzes, wodurch alle Streithändel entschieden werden, ohne daß sich jemand erkühnen dürffe, bey Strafe des Todes im geringsten sich dagegen zu regen. Auf einen einzigen Wink von ihm, werden sogleich die vornehmste und mächtigste Herrn hingerichtet; oder ihnen ihre Lehen, Landschaften, Bedienungen und Statthalterschaften weggenommen, oder mit andern vertauschet. Die vornehmsten Ehrenämter in seinem Reich sind des Großvezirs seines, welches ohngefähr mit dem Amt eines Premier-Ministers und Canzlers von Frankreich übereinkommet; hernach des Schatzmeisters; darauf des Oberhaupts der Verschnittenen, welcher gleichsam Ober-Hofmeister ist; nachdem kommt das Amt des Obersten Staats-Secretairs; des Generals der Elephanten; des Oberaufsehers der Garderobbe, das ist, der Kleidung, der Zelte, und Edelgesteine, deren sich der Prinz insgemein bedienet. Seine Macht und Bedienten.

Es gehet fast kein Tag vorbey, da er sich nicht mit Aufgang der Sonne sehen lasse; und die Vornehmen von seinem Hofstaat sind gehalten, sich um diese Zeit in seinem Zimmer einzufinden, und ihre Aufwartung zu machen. Er kommt auch Was man ihm vor Ehrenbezeugungen erweiset.

auch zu Mittage zum Vorschein, um die wilden Thiere mit einander streiten zu sehen; und des Abends lässet er sich an einem Fenster sehen, von wannen er die Sonne untergehen siehet. Zugleich mit diesem Gestirne begiebt er sich auch hinweg, und zwar unter dem Lermen einer grossen Menge von Trommeln und Paucken, und unter dem Zuruf des Volks, welches ihm ein langes und glückseliges Leben wünschet. Kein Mensch kommt in den Pallast, auser nur die *Rasgi* oder Prinzen, und hohe Bedienten; und dieselben hegen eine so grosse Ehrerbietung gegen ihn, daß man unmöglich zu den heiligsten Sachen mit mehrerer Ehrfurcht und Hochachtung nahen kan. Sie begleiten ihre Reden mit beständigen Complimenten; sie werfen sich vor ihm auf die Erde nieder, wenn sie Abschied von ihm nehmen; sie bewegen ihre Hände vor die Augen, hernach auf die Brust und zuletzt gegen die Erde, womit sie andeuten wollen, daß sie gegen ihn zu rechnen nichts als Staub und Erde wären. Sie wünschen ihm alles erdenkliche Glücke, wenn sie von ihm gehen, und gehen so lange rückwärts, bis sie nicht mehr können von ihm gesehen werden.

Sein prächtiger Aufzug.

Wenn er in eigener Person sein Kriegsheer anführet, oder auserhalb der Stadt auf die Jagd gehet, oder auch in eines seiner Landhäuser ziehet: so läßt er sich von mehr als zehen tausend Mann begleiten. Vor der Spitze dieses kleinen Heeres gehen ohngefähr hundert Elephanten her, mit schar-

scharlachfarben Decken von Sammet und Brocat. Auf einem jeden derselben sitzen zwey Männer, deren einer das Thier regieret, indem er ihm die Stirne mit einem eisernen Hacken berühret; der andere aber hält eine grosse seidene Fahne, die mit Gold und Silber gesticket ist: und nebst diesen sitzet auf jedem der sieben oder acht erstern ein Paucker. In der Mitte dieses prächtigen Aufzugs reitet der Prinz auf einem kostbaren persianischen Pferd, oder er fähret auf einem Wagen, der von zwey weissen Ochsen gezogen wird, deren grosse Hörner vergoldet sind. Zuweilen lässet er sich von vielen Personen in einem Palankin tragen; und so verwechselt er gar ofte eines mit dem andern, nachdem es ihm nun gefällig ist. Nach ihm kommen die Rasgi und Bedienten von seinem Hof, auf welche fünf bis sechs hundert Elephanten, Kameele oder Bagagewägen folgen.

In der königlichen Residenzstadt feyert man zwey solenne Feste, die die Person des Mogols hauptsächlich angehen. Das erste fällt beym Anfang des neuen Jahres ein (c), und währet ohnge-

Fest seiner Geburt.

(c) Mandelslo, Reisebeschreibung nach Ost-Indien, pag. 140. *Bernier*, Histoire du Mogol. *Tavernier* hat von diesem Fest weitläuftig gehandelt, Voiage des Indes, Liv. II, chap. 8. welches auch vom *Thevenot*, Voiages aux Indes, Tom. V, pag. 142. et seq. zu sagen ist.

ohngefähr achtzehen Tage lang. Es wird vor dem Pallast ein Theatrum errichtet, das vierzehen Schuhe hoch, sechs und funfzig lang, und vierzig breit ist; es ist mit reichen Tapeten bedecket und mit einem Geländer rings umher eingefasset. Zur Seiten stehet ein Gebäude von gefärbtem Holz, das mit Perlenmutter eingeleget ist, und unter dasselbe setzen sich einige der vornehmsten Herren von dem Hof, welche nichts destoweniger auch ihre Gezelte in dem ersten Hof des Pallasts aufschlagen lassen, worinnen sie alle ihre Kostbarkeiten und Reichthümer zur Schaue lassen. Vor Zeiten hatten es die **Mogolischen** Könige in Gewohnheit, in diese Zelten zu gehen, und selbst dasjenige zu nehmen, was ihnen am besten gefiele. Dieser Gebrauch hat sich mit der Zeit verändert. Seit mehr als hundert Jahren pfleget der Prinz in Begleitung von sieben seiner vornehmsten Ministers auf den Schauplatz zu steigen, woselbst er sich auf Küssen von Sammet, die mit Gold gestickt und mit Perlen besetzt sind, niederlässet, und erwartet, was man ihm vor Geschenke machen werde. Innerhalb den achtzehen Tagen, welche diese Ceremonie dauret, bekommt er so wohl von dem gemeinen Volk, als den Grossen seines ganzen Reichs Geschenke: und am Ende derselben zeiget er auch seine Großmuth, indem er denenjenigen, die ihm am meisten verehret haben, Bedienungen und Ehrenstellen ertheilet. Herr **Tavernier** sagt, er habe es selbst gesehen, daß der **Mogol** an einem dieser Feste

mehr

mehr als dreyssig Millionen werth an Diamanten, Rubinen, Smaragden, Perlen, Gold, Silber, kostbaren Stoffen, Elephanten, Kameelen und Pferden eingenommen habe.

Das Fest seiner Abwiegung.

Die andere jährliche Solennität ist wegen seines Geburtsfests. Dieses Fest wird mit allen nur erdenklichen Lustbarkeiten eröfnet, von welchen er abbricht, wenn er in den Palast der Königin seiner Mutter gehet, woferne sie noch am Leben ist; er bezeiget ihr seine Dankbarkeit deswegen, daß sie ihn zur Welt gebracht, und läßt ihr durch die Grossen seines Reichs die prächtigsten und kostbarsten Geschenke bringen. Wenn er zu Mittage gespeiset hat, ziehet er seine schönsten Kleider an; er bedecket sich fast mit Gold und Edelgesteinen; und wenn er solchergestalt mit unschätzbaren Reichthümern mehr beladen, als gezieret ist, so erhebt er sich in ein weitläuftiges und prächtiges Gezelte, woselbst die vornehmsten Herrn von seiner Hofstatt seiner erwarten. Hier nun findet er eine grosse Waage bereit, die so wohl als die Ketten, woran sie hänget, von massivem Gold und mit Edelgesteinen besetzet ist. Er setzet sich sodenn in die eine Waagschaale, und man leget in die andere Gold, Silber, Edelgesteine, ganze Stücken von kostbaren Stoffen, feinem Leinwand, Pfeffer, Nägelein, Muscatennüssen, Zimmet, Weitzen, Gartenfrüchten und Kräutern: und man schreibet es genau auf, wie viel er in einem Jahr schwerer ist, als in dem andern. Wenn der Mogol mehr wieget, als

in dem vorigen Jahr, so entstehet eine grosse Freude darüber: und hingegen ist es eine Anlaß zur Betrübniß wenn er irgend um etwas abgenommen hat.

Spar-samkeit dieses Prinzen. Nach dieser Ceremonie folget die allergrösseste Freygebigkeit, die der Mogol das ganze Jahr über bezeiget. Dieselbe nun bestehet darinnen, daß er den Armen einige geringe Stücke Geldes mittheilet, und daß er unter die vornehme Herrn Nüsse, Pistaschen, Mandeln und andere dergleichen Früchte von Gold auswerfen lässet: Diese aber sind so dünne und subtil gearbeitet, daß das Tausend nicht über sieben bis acht Pistolen zu stehen kommt. Es hat sich wohl zugetragen, daß in einer Schüssel, die mit dergleichen Kleinigkeiten ganz angefüllet gewesen, dennoch nur ohngefähr vor zehen Thaler sich befunden. Das Fest wird endlich mit einem prächtigen Abendessen beschlossen, das er den Vornehmen seines Hofes giebt, mit denen er denn die Nacht mit Trinken zubringet.

Seine unermeßliche Einkünfte. Unterdessen ist doch wohl schwerlich ein einiger Prinz in der ganzen Welt besser im Stand grosse und überflüssige Unkosten anzuwenden, und sich durch seine Freygebigkeit mehr hervorzuthun, als er. Man findet in den öffentlichen Registern von seinem Einkommen, daß unter vierzig Königreichen, aus welchen das Reich des grossen Mogols bestehet, die von Candahar, Cabul, Guzurate, Cassimer, Brampour, Dehly, Bengala, Agra, Orixa, nebst noch einigen weni-

wenigen von den andern, ihm alle Jahre hundert und vier und siebenzig Millionen, und fünfmal hundert tausend Roupien einbringen; welche nach unserer Münze zweyhundert und ein und sechzig Millionen, siebenmalhundert und funfzig tausend Livres betragen: und dieses wird allem Ansehen nach der dritte Theil von seinen Einkünften seyn.

Allein diese unermeßliche Summen gehen zum Unterhalt seiner Kriegsheere und seines Hofes, worauf ein unglaubliches Geld muß verwendet werden, völlig auf. Seine gewöhnliche Leibwache bestehet aus zwölf tausend Mann, ohne darunter eine Compagnie von sechshundert Mann zu rechnen, die einen noch höheren Rang haben, und seine Zimmer bewahren, und eine eben so starke Anzahl junger Leute, die er aufkaufen und in den Waffen üben lässet, damit sie beständig um seine Person seyn möchten. Die Einkünfte eines mächtigen Prinzens würden zu den Unkosten, die die Erhaltung seines Serails erfordert, nicht hinlänglich seyn. Man bringet vor seine Tafel weit und breit zusammen, was man nur rares und niedliches an Wildpret so wohl, als an Fischen bekommen kan. Da er auch nach den verschiedenen Jahreszeiten seine Wohnungen und Palläste verschiedenemal das Jahr über verwechselt, und dieselben ziemlich weit von einander liegen: so verursachet das Herumziehen so vieler Bedienten, seiner Weiber, Garden, der ganzen Hofstatt und des Marschalls erstaunliche Unkosten. Endlich hält er in vielen Städten ausmeublirte und

Wozu er sie verwendet.

mit grossen Kostbarkeiten versehene Palläste, wo er zuweilen einige Monate zubringet; und allenthalben herrschet ein Pracht, der nicht seines gleichen hat. Diese Prinzen haben auch die Gewohnheit, daß sie manchmal im Feld unter Zelten campiren, ohne daß sie des Kriegs wegen solches zu thun nöthig hätten.

Seine prächtige Palläste.

Ein sehr genauer Reisender, der (d) sichs zu einer Richtschnur genommen hat, nichts zu erzählen, was er nicht selbst mit Augen gesehen habe, berichtet uns, daß der Pallast zu Agra vier Meilen im Umfang habe, und auf allen Seiten befestiget sey. Wenn man vorher durch verschiedene Thore, durch viele Vorhöfe und besondere Gänge gegangen, kommt man endlich zu der Wohnung des Mogols, die gerade in der Mitte dieses grossen Umfanges ist. In dem ersten grossen Saal befindet sich ein Geländer von Silber, bey welchem sich die Officiers von der Garde aufhalten, die, auser den allervornehmsten Herren des Hofs keinem Menschen den Eintritt verstatten. Durch diesen Saal kommt man in das Ceremonien-Gemach, woselbst man andere Schranken von Gold zu Gesicht bekommet, die den Thron einschliessen, welcher von massiven Gold gemacht, und mit Diamanten, Perlen und Edelgesteinen besetzet ist. In diese Schranken darf niemand, als nur die königlichen Prinzen gehen,

(d) Mandelslo, Reisebeschreibung nach Indien, pag. 118.

gehen, und diese haben auch alleine die Erlaubniß, mit einem grossen Sonnenfächer Wind zu machen, um ein wenig kühle Luft zu bekommen, oder die Fliegen zu verjagen.

Es ist zwar an dem, daß in dem Gebiete des Mogols Gold- und Silber-Bergwerke angetroffen werden; aber daraus entspringet doch nur ein gar geringer Theil desjenigen Ueberflusses, darüber man erstaunet, und welcher uns ganz unglaublich vorkommt. Die allerreicheste Quelle davon sind seine Edelgesteine, seine Baumwollenzeuge, die Seide, Leinwand, Brocate und Cocos; Es ist in der ganzen Welt kein Land zu finden, worinnen diese Dinge so häufig sollten angetroffen werden. Das glückselige *Arabien*, die Türkey, Persien, die Länder gegen Norden und ganz *Europa* ziehen alles, was sie von dergleichen Waaren bedürftig sind, aus seinem Land: und diese Handlung mit so vielen Nationen gereichet vollkommen zum Vortheil des Prinzen und seiner Unterthanen. Dieselben kaufen alle Waaren, die in diesem Land sehr gemein sind, vor baares Geld, zum Exempel, den Reis, Catun, die Seide und Brocate. Die Holländer bringen das Gold und Silber, welches sie aus *Japan*, *China*, *Ceylon* und *Europa* ziehen, dahin: die andere Völker handeln auf eben diese Weise, ausgenommen daß die Engelländer auch Bley daselbst einführen, welches auch die Franzosen mit dem scharlachfarben Tuch und einigen andern Waaren thun, die in Frankreich fabriciret werden.

Wo seine Reichthümer herkommen.

den. Die Handlung der Unterthanen des Mogols ist auch völlig darnach eingerichtet, damit das Land dadurch bereichert werde. Sie bringen die Lebensmittel, die sie nicht selbst verzehren können, und ihre Tücher nach Pegu, Siam, nach den Inseln Ceylon, Sumatra, Borneo, Celebes, ja gar in die philippinischen Eylande, und kommen von dannen mit vielem Gold, Silber, Nägelein, Muscatennüssen und Zimmet wiederum zurücke, welche Waaren nur in demjenigen Theil von Indien wachsen, der am nächsten gegen die Linie zulieget. Ihre ungemeine Begierde nach diesen kostbaren Metallen hat gemacht, daß ihre Handlung auf einen solchen Fuß gesetzt worden, daß die fremde Kaufleute weit mehr Vortheil dabey finden, wenn sie ihre Waaren mit ihnen vertauschen, als wenn sie Geld vor dergleichen Sachen fordern, deren die mogolische Unterthanen benöthiget sind. Auf solche Weise bekommt auch der Mogol seine Pferde aus Persien. Endlich ist es auch unter überaus harten Strafen verbothen, auf eine andere Weise zu handeln, und gemünztes Gold oder Silber aus dem Reich gehen zu lassen. Sie lassen kein anderes aus ihren Händen kommen, als was sie zu ihren Brocaten und andern mit Gold oder Silber durchbrochenen Stoffen brauchen: und auch das geschiehet nur um deswillen, damit sie eine desto grössere Menge wieder davor einziehen möchten.

Ihre gangba-

Dennoch ist es der Mogel nur ganz allein, der,

re Münzsorten.

der, durch die unerschwinglichen Auflagen, womit er diejenige, so Handlung treiben, beschweret, allen Nutzen und Vortheil davon einziehet: und was ihm bey diesem Mittel entgehet, das ersetzet ihm sein Recht, sich des Vermögens seiner Unterthanen entweder noch bey ihrem Leben, oder doch nach ihrem Absterben zu bemeistern. Vielleicht ist aber das Species-Geld bey seinen Unterthanen seltener, als bey allen andern Völkern gesitteter Reiche. Man schliesset solches aus den Münzsorten, welche in *Indostan* im Gang sind.

Ihre **Peches** (e), oder **Peises** oder auch **Pechas**, sind kleine küpferne Stücke Gelds, deren eines nicht völlig zwey Liards nach unserer Münze gilt.

Der **Mamoudi** ist das kleinste Silbergeld; man rechnet ihn auf zehen Sols und einen halben: und sechs und zwanzig **Peises** gehen auf einen Mamoudi.

Die silberne **Roupie** wird auf dreyßig französische Sols gerechnet.

Goldene **Roupien** kommen fast allein den Grossen und vornehmsten Herrn zu Gesichte, und es gilt eine davon vierzehen silberne Roupien, oder ein und zwanzig Livres.

Der Theil von Silber macht eilf, zwölf bis dreyzehen Roupien gangbarer Münze aus.

(e) *Tavernier*, Voiage des Indes, Liv. I, chap. 2. *Du Bois*, Géographie moderne, pag. 631. *Thevenot*, Voiage aux Indes, Tom. V. p. 551.

Der Massas ist eine andere Münze, deren eilf und ein halber einen Theil von Silber ausmachen: und von diesen gehen ihrer hinwiederum zehen auf einen Theil von Gold.

Grosse Summen werden in diesem Land nach Lecks oder Lacs, nach Crouls oder Courous, nach Padans, oder nach Nils gezählet. Aber diese Rechnungen sind eben so stark nicht im Gebrauch.

Auf einen Leck gehen hundert tausend Roupien; hundert tausend Lecks machen einen Courou aus; hundert tausend Courous einen Padan; und hundert tausend Padans einen Nil.

Seltenheit des Geldes. Bey dem geringen Volk ist das Geld etwas so rares, daß man sich an vielen Orten, ja so gar selbst zu Surate, einer Stadt, wo eine starke Kaufmannschaft getrieben wird, an statt des Geldes ungemein bitterer Mandeln bedienet, deren acht und sechzig auf einen Pechas gehen, und ohngefähr zwey Liards ausmachen. Zuweilen müssen auch Seemuscheln und Schneckenhäuser, die man aus den maldivischen Inseln bringet, die Stelle des Gelds vertreten: und ihr Preiß steiget oder fällt, nachdem man weit von oder nahe bey dem Meer ist. Obgleich die Münze fast alle Jahre auf Befehl des Mogols umgeschlagen wird; so ist doch nichts destoweniger eine grosse Menge falscher Geldmünzer in Indien (f), welche

(f) *Tavernier*, Voiage des Indes, chap. 2.

welche entweder das Gewicht des Geldes sehr vermindern, oder das Korn verschlimmern, und oftmals beydes zugleich thun. Diese Verfälschung ist so gemein, daß man keine Summe Gelds, wenn sie auch nur ein wenig stark ist, zahlet, als nur in Gegenwart eines von den Wechslern oder Banquiers, die von den Indianern Cherafs genennet werden, und deren Wechselstuben an den Ecken der vornehmsten Strassen sind. Sie besitzen eine so vollkommene Kenntnis des Gehalts des Silbers, daß sie alsobald eine Verfälschung entdecken können, und vor etwas sehr weniges davor Bürge werden.

Nach diesen Anmerkungen über die Reichthümer des grossen Mogols, die da machen, daß man ihn, und zwar mit Recht, vor den allermächtigsten Prinzen der ganzen Welt halten muß, ist es auch nöthig, die Weitläuftigkeit und Haupttheile seines Reiches kennen zu lernen. Dasselbe wird in vierzig Landschaften eingetheilt, welche insgesammt, nur zwey davon ausgenommen, den Titel der Königreiche führen, und fast durchgehends den Namen von der Hauptstadt der Provinz entlehnen. Um alle Verwirrung zu vermeiden, wollen wir sie nicht in der Ordnung ihres Rangs, Wichtigkeit und Macht, sondern nach Anleitung ihrer Lage nach geographischer Ordnung vornehmen.

Eintheilung des Reichs des Mogols.

B 5 Es

Mandelslo, Reisebeschreibung nach Indien, pag. 312. Voiages des Hollandois, Tome I, pag. 445.

Es liegen ihrer fünf gegen Morgen, nämlich die Königreiche

Canduana,	Jesual,
Udessa,	Mevat:
Patna,	

Fünf gegen Mittag, und das ist

Bengala,	Candisch,
Orixa,	Guzurate:
Berar,	

Sechs gegen Abend, nämlich

Multan,	Jeselmera,
Hajacan,	Soret,
Buchar,	Tatta:

Neun gegen Norden, und das sind die Königreiche

Naugracut,	Gor,
Siba,	Rakares,
Bankisch,	Attoch,
Cachemir,	Cabul:
Pitan,	

Funfzehen liegen mitten in dem Reich, nämlich

Chitor,	Narvar,
Mavay,	Mareuca,
Bando,	Sambal,
Jenupar,	Bachar,
Dehly,	Jemba,
Agra,	Pegab oder Lahor,
Galeor,	Rahia-Ranas,

und dann die Völker von Hendowns, welches wilde und barbarische Nationen sind.

Es

Es ist aber wohl zu bemerken, daß unter der Zahl dieser Provinzen einige sind, die nicht schlechterdings dem Mogol unterworfen sind; sondern deren Einwohner kleine besondere Staaten ausmachen, und entweder unter der Regierung besonderer Prinzen, die man *Rajas* nennet, oder in einer Art republicanischer Regierungsformen leben. Es mag aber seyn, welches von diesen beyden nur will, so sind sie doch Vasallen des Kaysers, und müssen demselben Tribut geben. Es wird hier nicht undienlich seyn, auch die vornehmsten Städte dieses weitläuftigen Reiches etwas bekannt zu machen.

In dem Königreich *Canduana*, das von andern *Siba* genannt wird, gegen Abend von Groß-Tibet gelegen, ist eine kleine Provinz, die an den *Ganges* stösset, und ihren besonderen Prinzen hat, der aber dem grossen Mogol unterworfen ist, und gemeiniglich in der Stadt *Canduana* residiret. Die Provinz *Sirinagar* ist nicht weit davon entfernet.

Udessa, Patna, Jesual und *Mevat* haben nichts an sich, welches verdiente angemerkt zu werden, auser das angenehme Clima, die Schönheit der Früchte und die Fruchtbarkeit des Erdreichs.

Bengala ist deswegen sehr bekannt, weil es dem allergrössesten Meerbusen in ganz Asien seinen Namen mittheilet, welcher die beyden Halbinseln von *Indien* von einander trennt. Dieses Königreich beträgt beynahe zweyhundert und funf- Reichthümer von Bengala.

funfzig Meilen von Morgen gegen Abend; man hält davor, es seye das allerfruchtbareste Land von ganz Indien an Zucker, Seiden, allerhand Früchten, Salpeter, Lack, Wachs, Zibet, Opium, Pfeffer und Reis (g), womit es auch die entferntesten Provinzen versorget. Das Land ist mit vielen Wassergräben durchschnitten, die dazu dienen, es zu wässern, und die Fortbringung der Kaufmannswaaren zu erleichtern. An diesen Gräben liegen viele Flecken und Dörfer, die sehr wohl bevölkert sind, und weite Felder, mit Reis, Zucker und Weitzen bedecket, der viel schöner ist, als der in Europa. Andere sind mit vielerley Gemüse, Senf, Sesam, woraus Oel gemacht wird, Granatbäumen, Citronen- und Orangebäumen bepflanzet, und hiernächst findet man eine grosse Menge kleiner Maulbeerbäume, die zur Nahrung der Seidenwürmer gezogen werden. In diesem Land wird das Nasenhorn und Muscusthier am häufigsten angetroffen.

Sein Rohr. Die schönsten Binsen, die nur nach Europa gebracht werden, kommen aus diesem Königreich. Es wächst darinnen eine Gattung dünner Rohre, die viel geschmeidiger sind, als die Weiden; die Einwohner machen Gefässe daraus, die sie inwendig mit Lack überziehen, so daß sie so gut wie Silber oder Glaß allerley Geträncke halten können.

(g) Mandelslo, Reisebeschreibung nach Indien, pag. 290. seq. *Thevenot*, Voiage aux Indes, Tom. V, pag. 201. seq.

nen. Man sammlet daselbst auch eine gewisse Pflanze ein, die anfänglich einen ziemlich langen und ohngefähr eines Daumensdicken Stengel treibt, aus welchem alsdenn die Blätter, und ganz oben ein dicker Busch fast wie Haare, schiesset. Diesen spinnen die Indianer, und machen Tapeten daraus, wie auch Decken, und sehr schöne Stoffe, auf welchen sie allerhand Figuren zu verfertigen wissen.

Besondere Diamantengrube.

Seit dem sich die **Holländer** zu **Ougli** (h), an dem abendlichen Ufer des Ganges, und zwanzig Meilen vom Meer niedergelassen haben, ist dieser Ort sehr berühmt worden. Hier ist auch nach **Batavia** ihr gröstes Handlungs-Comtoir, und der Ort, wo die wichtigste Handlung getrieben wird. Die **französische** Compagnie hat auch ein besonderes Comtoir an diesem Ort. Nach dem Bericht eines von unsern neuesten Reisenden (i) bringet sie daher verschiedene Gattungen Mallemolles, Casses, welches wir doppelten Mousselin nennen; Doreas, welches gestreifte Mousseline sind; Tangebs, oder dichte Mousseline; Amans, oder sehr schöne Baumwollentücher, die aber dennoch den Sanas, welche von **Ballaford** gebracht werden, nicht beykommen; Schnupftücher von Seiden, Baumwolle und Mallemolles, und andere dergleichen Zeuge mehr.

(h) *Lullier*, Nouveau Voiage aux grandes Indes pag. 50.

(i) *Lullier*, Voiage aux grandes Indes, pag. 57.

mehr. Von Daca, an dem östlichsten Ausfluß eben dieses Stroms, werden die schönsten gestickten Tücher in ganz Indien gebracht, so wohl an Gold, als an Silber oder Seiden: und gleichergestalt kommen die Halstücher und schöne gestickte Mousseline daher, die man in Frankreich siehet. Zu Chatigan, welche Stadt in eben der Gegend, ein wenig weiter gegen Mittag lieget, wird auch eine starke Handlung getrieben. Gleichermassen ist Chandernagor und Chincora, in der Nachbarschaft von Ougli, wegen der Handlung berühmt; und die meinsten europäische Nationen haben ihre Comtoirs allda (k). Soumelpour, gegen Mitternacht von diesem Königreich, ist wegen einer Diamantgrube (l), so sich in der Gegend befindet, von nicht geringerer Wichtigkeit. Diese Diamantgrube ist nicht, wie die andern meistentheils, in dem Schoos der Erde, sondern in dem Sand des Flusses Gouel, den man von dem Monat Februarius an, wenn das Wasser seichte ist, sorgfältig durchsuchet. Man fängt von dem Flecken Soumelpour an zu suchen, und gehet damit fort, bis an die Berge, in welchen der Gouel seinen Ursprung nimmt; welches eine Weite von ohngefähr funfzig Meilen ausmachet. Gemeiniglich sind acht bis zehen-

(k) *Lullier*, Voiage aux grandes Indes, pag. 47. & seq.

(l) *Tavernier*, Voiage des Indes, Liv. II, chap. 17, pag. 130.

hentausend Menschen, die nach diesen Steinen suchen. Hier findet man die schönen spitzigen Diamanten, welche natürliche Spitze (pointes naives) genennet werden. Man trift aber selten einige an, die ein wenig groß wären. Man hatte einmal in vielen Jahren in Europa keine mehr zu Gesichte bekommen können, und glaubte deswegen, die Grube wäre verlohren gegangen: allein dieses war ungegründet, und es waren nur wegen der Kriege keine gesuchet worden.

Die Grenzen des Reichs des grossen Mogols erstrecken sich gegen Mittag von den Mündungen des Ganges, bis an den Ausfluß des Indus, oder Sind, wie ihn heut zu Tage die Völker in diesen Gegenden nennen, und laufen nahe an dem Wendezirkel des Krebses her. Die Landschaft Orixa, welche gegen Abend und Mittag an das Königreich Bengala stösset, hat oftmals zu Kriegen zwischen dem grossen Mogol und dem König von Golconda Gelegenheit gegeben (m). Der erstere ist heut zu Tage Meister davon, und lässet das Land durch einen Raja regieren. Seine Hauptstadt, die den Namen Orixa führet, ist eine grosse Stadt, und auf einem Berge erbauet, wo man mit Diamanten und Edelgesteinen Handlung treibet. Man trift Orixa.

(m) *Maffei*, Historia Indica. Mandelslo, Indianische Reisebeschreibung, p. 289. *Du Bois*, Géograph. pag. 648. *Thevenot*, Voiage aux Indes, pag. 212.

trift in diesem Ort eine Kirche an, die dem heiligen Thomas gewiedmet ist, und einen sehr schönen Pallast, welcher von den Königen von Golcanda auferbauet worden. Die vornehmste Städte des Landes sind *Mantipour*, an dem Fluß *Ganga*, und *Jagarnat*, an der Seeküste. In diesem Ort stehet ein berühmter Tempel vor die Götzen, von welchen das eine Bild den Götzen *Resora*, und die drey andere sein Weib, seinen Bruder und seine Schwester vorstellen. Die Bildseule des *Resora* ist ganz von Gold und Edelgesteinen verfertiget; die Bildseule seiner Gemahlin ist nur von Gold, ohne einige weitere Zierrathen, und die beyden andere von Sandelholz. Dieser Tempel hat so viel jährliche Einkünfte, daß zwanzig tausend Menschen davon könnten erhalten werden.

Die Königreiche *Berar* und *Candisch* sind wegen einiger Goldbergwerke, und wegen der Edelgesteine, die daselbst gefunden werden, berühmt.

Das Königreich Guzurate.

Eine Halbinsel, die unter den Mündungen des *Indus* liegt, begreift den grösten Theil des Konigreichs *Guzurate*, in welchem unendliche Reichthümer anzutreffen sind. Es ist schlechterdings in ganz *Indien* keine Provinz (n), die dieser

(n) Mandelslo, Indianische Reisebeschreibung, p. 55. 101. *Tavernier*, Voiage des Indes, Liv. I. chap. 5. *Thevenot*, Voiage aux Indes, pag. 95.

dieser an Fruchtbarkeit den Vorzug streitig machen könnte. Sie bringet eine so überflüssige Menge von Früchten und Lebensmitteln hervor, daß sie noch die benachbarten Länder damit versorget. *Cambaya*, an der Spitze des gegen Osten gelegenen Meerbusens, der gleichen Namen führet, ist eine sehr schöne Stadt, sehr groß und überaus angenehm. Ihre Gassen sind breit, reinlich und schnurgerade. Ob sie gleich wenigstens zwey Meilen im Umfang hat, so ist sie doch ganz von Quatersteinen erbauet; sie hat auch zwölf Thore, die bey der Nacht verschlossen werden. Auserhalb der Stadtmauern sind sehr weitläuftige Vorstädte, und funfzehn bis sechzehn öffentliche Gärten, die mit Mauren umschlossen, und mit grosser Sorgfalt unterhalten werden. Allein die Handlung in dieser Stadt ist von keiner sonderlichen Wichtigkeit: weil es ihr an einem Hafen mangelt, wo die grossen Schiffe einlauffen könnten. Dem ohngeachtet haben die Holländer und Engelländer ihre Handlungscomtoirs allda.

Bey den Einwohnern dieser Stadt herrschet der Aberglaube stärker, als an einem Ort in ganz Indien. Als strenge Beobachter (o) der alten Lehren von der Seelenwanderung, unterhalten sie beständig drey Hospitäler; eines vor die Vögel, eines vor die Ziegen, und das dritte vor das Rindvieh. Diejenige, welche recht eiferig sind, Ihr Aberglaube.

C

(o) *Du Bois*, Géographie moderne, pag. 635.

sind, setzen ihnen allerhand Futter auf die Hauptstrassen und auf das Feld. Sie beschädigen kein Ungezieffer, wie klein und abscheulich es auch immermehr seyn möge. Die Benjanen tragen kleine Besen an ihrem Gürtel, um alles von dem Ort, wo sie sich niedersetzen wollen, wegzukehren; und so machen sie es gleichfals mit den Orten, wo sie im Gehen drauf treten, damit sie ja nicht irgend eine Ameise, oder andere dergleichen kriechende Thiere, die sich von ohngefähr da finden könnten, zertreten oder erdrücken möchten. Es giebt unter diesen Götzendienern viele, die einen rechten Abscheu vor den Christen und Mahometanern haben, weil sie sehen, daß dieselbe das Fleisch der Thiere essen: ja einige gehen gar in ihrer Schwachheit und Eigensinn so weit, daß sie nicht einmal etwas rothes essen wollen, weil sie befürchten, es möchte Blut daran seyn. Sie haben es durch vieles Geld von dem Mogol erhalten, daß in ihrer Stadt weder ein Kalb, noch Ochs, noch eine Kuh geschlachtet werden darf: und wenn ein Christ oder Mahometaner dabey ertappet würde, daß er dieses Gesetze übertritt; so würde sein Leben nicht in Sicherheit seyn. Diese Heyden haben in der Stadt einen der allerprächtigsten Tempel des ganzen Königreichs, welcher mit vielerley Götzenbildern von mancherley Grösse angefüllet ist, deren gröster Theil abscheuliche Figuren sind (p).

Die

(p) S. Mandelslo, Indianische Reisebeschreibung, pag. 77.

Die Einwohner von Amadabat, in dem nämlichen Königreich und fast unter dem Wendecirkel haben einen nicht weniger unvernünftigen Gottesdienst. Ihre Priester, die sie Jonghis nennen, haben an statt der Kleider nichts, als nur ein Stück Tuch um den Leib gebunden, wodurch sie dasjenige bedecken, was die Schamhaftigkeit und der Wohlstand sehen zu lassen verbieten. Sie bemalen ihre Gesichter mit verschiedenen Farben, mit zerriebenem Sandelholz, Safran und andern dergleichen Dingen. Sie führen eine sehr strenge Lebensart, und leben in einer freywilligen Armuth; sie überlassen sich den Betrachtungen nach Art der alten Brachmanen, und übertreffen dieselben noch an Aberglauben, indem immer noch mehrerer aufkommt. Die Engelländer haben in dieser Stadt ein offenes Handlungscomtoir. Religion der Priester zu Amadabat.

In ganz Asien ist fast keine einzige Nation, und eben so wenig eine Art von Waaren (q) zu finden, die man nicht in dieser Stadt antreffen könnte. Man machet daselbst goldene und silberne Brocate, Decken in welche goldene Blumen eingewirkt, die aber dennoch den persianischen nicht beykommen, Leinwand, Sammet und Taffent von allerhand Farben, nebst seidenen Stoffen, wie auch wollenen und baumwollenen Tüchern, und Cattun. Die andere Waa- Reichthum nebst der Kaufmannschaft dieser Stadt

(q) Mandelslo, l. c. Recueil des Voiages des Hollandois, Tome VI. pag. 395.

Waaren, mit welchen daselbst der stärkste Handel getrieben wird, sind der Zucker Candi, der Farinzucker *), Kümmel, Honig, Lack, Opium, Storax, getrucknete und eingemachter Ingber, Myrabolanen, eine kleine Baumfrucht von der Grösse einer Pflaume, die man in den Apothecken brauchet, Salmiac und Indigo, den die Indianer Anil nennen, und den das Land in grosser Menge hervorbringet. Die Zollfreyheit dieser Stadt, in welcher weder vor die Einfuhr, noch vor die Ausfuhr der Waaren, eine Abgabe entrichtet wird, ist die Hauptursache dieser allgemeinen und blühenden Kaufmannschaft. Es ist hier den Ausländern erlaubt, alles zu kaufen oder zu verkaufen, was sie nur wollen, ausgenommen die Contrebandwaaren, dergleichen das Canonenpulver, Bley und Salpeter ist, als welches alles nicht darf ausgeführet werden: doch kan man desfalls auch vermittelst einer kleinen Erkänntlichkeit von dem Gouverneur die Erlaubniß erhalten.

Der zu der Stadt Amadabat gehörige Bezirk begreifet fünf und zwanzig grosse Flecken, und bey nahe drey tausend Dörfer, von welchen sich das jährliche Einkommen ohngefähr auf zwanzig Millionen beläuft. Der Statthalter giebt einen grossen Theil davon dem Mogol. Er unterhält auch davor, auf Befehl dieses Prinzens, eine

*) D. i. Zucker, der noch nicht gereinigt ist, und Kistenweiß verführet wird.

eine zahlreiche Menge Kriegsvölker, so wohl damit er bey Kriegszeiten alsobald ein Heer dem Mogol zusenden könne, als auch um die Diebe und Strassenräuber im Zaum zu halten; allein es geschiehet gar oft, daß er ihnen heimlich Schutz giebt, und die Beute mit ihnen theilet. Die Begräbnisse *), welche um diese Stadt zu sehen sind, sind vor die Reisenden etwas merkwürdiges; die unvergleichlichen Gärten, so herum liegen, und deren viele selbst noch innerhalb der Stadtmauer sind, verschaffen den Fremden, während ihres Aufenthalts allhier, eine angenehme Ergötzlichkeit: und dieses Vergnügen begleitet sie auch noch bey ihrer Abreise, indem sie durch Wege reisen, die nach einer Schnur gemacht, und auf beyden Seiten mit Cacosbäumen bepflanzet sind, die zu allen Jahreszeiten Bedeckung oder Schatten geben. Doch muß man gestehen, daß diese Wege mit dem von Agra nach Brampour noch nicht zu vergleichen sind; denn dieser stellet nur eine einzige Allee vor, welche hundert und funfzig deutsche Meilen lang ist.

*) Dieses sind Begräbnisse alter abgöttischer Könige. Sie sehen wie kleine Capellen aus, und bestehen aus einem Gewölbe, das mit mosaischer Arbeit gezieret ist, und auf kleinen marmornern Seulen ruhet. Unter diesen Gewölbern sind die gedachte Gräber. *Tavernier*, Voiages aux Indes, Liv. I, chap. 5.

Der Indigo von Amadabat.

Mandelslo berichtet, der beste Indigo von der ganzen Welt, wachse bey einem Dorf in der Gegend von Amadabat, Namens Chirchees, von welchem er auch benennet wird. Die Blätter, von welchen er gemacht wird, sehen bald aus, wie das Kraut von gelben Rüben; aber sie sind bitter und nicht so lang: der Strauch treibet Reben, wie die Brombeersträuche, und schiesset in fruchtbaren Jahren sechs bis sieben Schuhe hoch in die Höhe. Seine Blumen sehen aus, wie die Distelblumen, und der Saamen, wie Senfkörner. Man säet ihn im Junius, und schneidet in den Monaten November und December die Pflanze ab. Man brauchet ihn nur von drey zu drey Jahren zu säen, und schneidet das erste Jahr die Pflanze einen Fuß hoch über der Erde ab. Von dem abgeschnittenen Holz, oder den Stengeln des Strauchs, nimmt man die Blätter ab, welche an die Sonne gelegt, und getrocknet werden. Hierauf weichet man sie vier bis fünf Tage in einem steinernen Trog ein, giesset sechs bis sieben Schuhe hoch Wasser darauf, und rühret sie darinnen von Zeit zu Zeit herum, bis das Wasser die Farbe und Kraft aus dem Kraut ausgezogen: alsdenn lässet man das Wasser in einen andern Trog laufen, in welchem man es eine Nacht sich setzen lässet. Den andern Tag lässet man alles Wasser aus dem Trog ablaufen, und was auf dem Boden ist, seihet man durch ein grobes leinen Tuch, und lässet es an der Sonne trocken werden. Dieses ist der beste Indigo.

Die

Die abgestutzte Sträuche, so man in dem Feld stehen lassen, treiben zwar im andern Jahr wieder Reben und Blätter; aber dieselben sind doch nicht so gut wie im ersten Jahr. Nichts destoweniger werden sie dem Gyngey, oder wilden Indigo vorgezogen; und um deswillen lässet man das zweyte Jahr einen Theil Reben stehen, um Saamen davon zu ziehen. Die Blätter des dritten Jahres taugen nicht viel: und weil der daraus gemachte Indigo den fremden Kaufleuten eben nicht anständig ist: so brauchen ihn die Einwohner dieses Landes selbst, ihre Tücher damit zu färben.

Die Farbe des besten Indigo zieht sich etwas ins Violette, und er riechet auch, wie Veilgen, wenn man ihn verbrennet. Die Indianer nennen ihn Anil: und das Feld, auf welches sie ihn säen wollen, lassen sie ein Jahr vorher Brach liegen.

Es muß aber noch eine andere Gattung Indigo geben, wofern die Beschreibung, die Tavernier davon giebt, ihre Richtigkeit hat. Dieses ist, wie er berichtet, eine Pflanze, welche alle Jahre nach verstrichener Regenzeit gesäet wird, und dem Hanf sehr ähnlich ist: ihre Blüthe siehet aus, wie die Blumen der Disteln, und seine Saamenkörner bey nahe wie der Saamen des Schaftelheues. Sie wächst, wie das Pfriemkraut (genista), und hat eben so lange und dünne Wurzeln; die Blätter aber sind breiter, und den Blättern des Senetbaums nicht unähnlich. Aus der Mitte derselben gehen kleine Häutger,

die an dem Rand wellenförmig ausgeschweift sind. Der Stengel dieses Krauts ist eine Elle hoch, und eines Daumens dicke. Es wird jährlich dreymal abgeschnitten.

Der Indigo von S. Dominico in America, von wannen fast all derjenige gebracht wird, den man in Frankreich siehet, ist gleichfals von den beyden vorgedachten Gattungen unterschieden. Dieser ist ein Strauch, der ohngefähr drey oder vier Schuhe hoch wird, wenn man ihn auswachsen lässet, und von der Wurzel an treibt er schon viele holzigte und knotigte Stengel. Aus diesen sprossen auf eben die Weise kleine Aeste hervor; und bey jedem Knoten an denselben schiesset eine kleine, etwann zwey oder drey Zoll lange Rippe heraus, die ihre ganze Länge hinauf auf beyden Seiten mit vier bis fünf Paar Blättern besetzet ist, und an der Spitze sich mit einem Blat endiget. Diese Blätter sind ovalrund, hin und wieder mit kleinen Stacheln besetzt, und haben in der Länge neun bis zehen, in der Breite aber fünf bis sechs Linien. Sie sind glatt, ein wenig dick, von einer besonders schönen grüner Farbe, aber von einem widrigen Geschmack und Geruch. Aus dem Winkel, wo an diesen Rippen die Blätter herauswachsen, kommt ein kleines Aestchen, ohngefähr zwey Zolle lang, hervor, an welchem fast in Form einer Pyramide ein Haufen kleiner purpurrother Blumen stehet, die den Blumen an unserm Genster (genista) sehr ähnlich sind. Die Tocke mitten in jeder Blume ver-

ändert sich hernach in ein kleines krummes Horn, das ohngefähr eines Zolls lang wird, ein wenig knotig, und inwendig in viele kleine Hölen abgetheilt ist, in welchen sich ein weißlicher und cylinderförmiger Saamen befindet. Währender Regenwitterung wirft man viele von diesen Saamenkörnern in kleine nach der Schnur gemachte Graben; und wenn die Pflanze eine gewisse Höhe erreicht hat: so wird sie, doch ehe sie anfängt zu blühen, abgeschnitten. Der Teig, welcher die eigentliche Farbe ist, wird bey nahe auf eben die Art zubereitet, wie zu *Amadabat*; nämlich die Blätter werden einige Tage in Wässer eingeweichet, umgerühret, durchgeseihet und getrocknet.

Fünf und dreyssig Meilen gegen Mittag von *Cambaya*, und ohngefähr funfzig von *Amadabat*, liegt die berühmte Stadt *Surate*, welches einer von den besten, schönsten und reichesten Handelsplätzen, nicht nur in dem Gebiete des *Mogols*, sondern überhaupt von ganz *Ost-Indien*, ist. Sie ist vier Meilen von dem Meer, an der Mittagseite des Flusses *Tapta* gelegen: und dieser Fluß dienet ihr an statt eines Hafens, in welchen währender Fluth die Schiffe von mittelmässiger Grösse einlaufen können. Die grossen Schiffe geben ihre Ladung zwey Meilen von dem Meer, bey dem Dorf *Suhali* ab, von wannen die Waaren zu Land nach der Stadt gebracht werden. Surate.

Surate war einer von den ersten Plätzen, zu welchen die europäischen Nationen Lust hatten. Kaum hatten die Portugiesen die Vorzüge und Vortreflichkeit dieser Stadt kennen gelernt; als sie sich schon mit Gewalt daselbst eindrängten und festsetzten; und dieses geschahe noch vor dem Jahr 1530 (r). Die Engelländer folgten ihnen im Jahr 1609. dahin nach: die Holländer meldeten sich im Jahr 1616. und die Franzosen im Jahr 1665. Alle diese fremde Ankömmlinge trugen das ihrige dazu bey, daß diese Stadt, die schon vor die schönste im ganzen Land gehalten wurde, noch immer mehr an Schönheit zunahme. Sie baueten daselbst die prächtigsten Wohnhäuser, und Kaufmannsladen. (Also benennen sie die Häuser, in welchen sie wohnen und ihre Magazine haben, wenn das Oberhaupt oder der Aufseher der Handlung nicht selbst darinnen wohnet.) Die Strassen sind zum Theil mit Porcellan gepflastert; und einige Häuser sind ebenfalls so künstlich damit bekleidet, daß man sie ohne Bewunderung nicht betrachten kan. Diese

(r) *Dellon*, Voiage des Indes. Mandelslo, indianische Reisebeschreibung, p. 59. *Gavary*, Dictionaire du Commerce. *Reiskius*, ad Cluverium. *Abraham du Bois*, Géograph. p. 636. *Lullier*, Instruction pour le Commerce, pag. 179. & 184. *Recueil*, des Voiages Hollandois, Tome VI, pag. 397. *Thevenot*, Voiages aux Indes, pag. 44. 78. & seq.

Diese Gebäude sind oben flach, nach Art der alten Hebräer, der Römer, und neuern Persianer. Die Reichen bestreben sich um die Wette, es einander an Auszierungen zuvor zu thun. Die Hausmeublen sind überhaupt überaus kostbar, und der Pracht erstrecket sich so gar bis auf die Fenstergegittern. Diese bestehen aus schmalen und langen Holzplatten, die schief übereinander befestiget, und mit Perlenmutter, Schuppen von Schildkröten, Crocodillen oder andern dergleichen Wasserthieren beleget sind. Durch dieses Mittel schwächen sie die Hitze der Sonne, welche in dem heissen Erdstrich, worinnen diese Stadt lieget, ungemein heftig ist: und indem sie auf solche Art das Sonnenlicht mindern, so machen sie es nur um desto angenehmer, durch die Vermischung der mancherley Farben, welche durch die zurückgeworfenen Strahlen hervorgebracht werden.

Der glücklichen Lage dieser Stadt ist es zuzuschreiben, daß die Handlung zu allen Zeiten allhier in höchstem Flor gestanden. Man hält davor, dieser Ort könnte das *Sarastra* oder *Barigasa* der Alten seyn. Von hier sind die *Indianer* beständig ausgelaufen, um auf den Küsten von *Persien, Arabien, Egypten, Africa* bis an das *Vorgebürge der guten Hofnung*, und auf der Insel *Madagascar* Handlung zu treiben. Andere schiffeten gegen Aufgang, und hohleten in der Halbinsel von *Malacca* jenseits dem *Ganges*, Muscatnüsse; Nägelein auf den Inseln *Celebes*;

Die Handlung dieser Stadt.

bes; Zimmetrinde, auf dem Eyland Ceylon; Perlen auf dem Vorgebürge von Comorin; den Muscus aus Bengalen und Cochinchina. Die Völker aller dieser verschiedenen Weltgegenden bringen auch alles, was sie nur seltenes und kostbahres haben, dahin, und vertauschen es gegen solche Waaren, zu welchen die Geschicklichkeit der Indianer bey allen andern Nationen eine Lust erreget. Man findet zu Surate die allerschönsten indianischen Brocate, die allerreichesten Seidenzeuge von allen Gattungen, eine unzählbare Menge Leinwand und Nesseltuch, Porcellan, künstliche Schränke und Kisten, oder andere Sachen von dieser Gattung, wozu man Silber, Gold, Perlenmutter, Ebenholz und Helfenbein brauchet. Das Gold und Silber wird von denen Goldschmieden auf das schönste gearbeitet; man schneidet die Diamanten, und fasset sie mit einer Geschicklichkeit und Kunst, die man bewundern muß. Endlich kan man hier einen erstaunlichen Vorrath von Seiden (s), Spécereyen, Gewürzen, Farben, und zur Arzney dienlichen Sachen, sehen. Dieser allgemeine Sammelplatz der Völker und der Reichthümer machet nun, daß Surate anjetzo die allerblühenste, reichste und ansehnlichste Handelsstadt von ganz Indien ist.

Aus

(s) Tavernier giebt Voiages aux Indes, Liv. II, chap. XII. eine Verzeichniß hiervon.

Aus dieser Ursache muß diese Stadt auch jährlich dem Mogol einen Tribut von einigen Millionen erlegen; wodurch denn das gemeine Volk äuserst erschöpft, und zur grösten Armuth gebracht wird. Man läßt ihm kaum so viel, daß es davon leben und sich eine Wohnung verschaffen kan. Die Wohnungen dieser unglückseligen Sclaven sind auch eher den Scheunen, als den Häusern ähnlich (t); sie sind nur von Rohr gebauet, welches mit Kühmist und Koth überkleibt ist, um dadurch die Lücken zu verstopfen, und die Leute, so draussen sind, zu verhindern, daß sie zwischen dem Rohr nicht sehen können, was in dem Haus vorgehet. Der Stadthalter dieser Stadt machet dieses Joch noch schwerer, als der Mogol selbst. Seit dem es mit diesem Amt dahin gekommen, daß es kan verkauft, und von einer Person lebenslang verwaltet werden, scheinet es, als könnte er allen Zwang verüben, um von den Einwohnern das Geld wieder zu erpressen, das er zu Erkaufung dieser Stelle angewendet hat. Er hat ihnen so viel zu sagen, wie der Mogol selbst: seine Gewalt ist ganz unumschränkt, so daß er kan hinrichten lassen, und seiner Güter berauben, wen er nur will. Die reichen Einwohner dieses Lands (v) haben keine Kutschen

Armuth des gemeinen Volks.

(t) *Tavernier*, Voiage aux Indes, Liv. I, chap. 1.

(v) Mandelslo, Reisebeschreibung nach Indien, pag. 57. & 198. *Du Bois*, Geograph. p. 636. *Tavernier*, Voiages aux Indes, Tom. I, chap. 11.

schen, um von einem Ort zum andern zu fahren. An deren statt bedienen sie sich einer Art von Karren, auf welchen zwischen vier an den Achsen befestigten Eisenstangen, die über die Räder hervorragen, gleichsam ein anderthalb Schuhe hoher Kasten stehet, der schlechthin ohne einige Riemen zwischen die Räder gesetzt ist. An dieses Fuhrwerk spannen sie keine Pferde an, sondern sie gebrauchen sich der Ochsen, welche hierzu besonders abgerichtet werden, und die man mit einem Teig von Mehl, Zucker und einer Vermischung von allerhand Gewürze füttert. Weil nun diese Thiere mit grosser Sorgfalt gewartet werden: so werden sie auch ungemein fett, und beynahe so dicke, wie die Elephanten. Es giebt ihrer so gar, deren das Paar bey tausend Thaler kostet. Diese Art von Fuhrwerk nennet man **Pallekis**; und dasjenige, welches die Knechte, an statt der Ochsen, auf den Schultern tragen, wird **Palankin** genannt (*).

Veränderlicher Zustand der benachbarten Königreiche.

In den Königreichen, die nach dem Königreich **Guzarate** folgen, und die gegen Abend an der Grenze der Staaten des grossen **Mogols** liegen trift man weder eine so starke Handlung an, noch auch solche Reichthümer, oder eine gleiche Fruchtbarkeit. Sie begreifen das ganze Land, welches sich die **Griechen**, da sie unter den Fahnen Alexan-

(*) Die Palankin und Pallekis ist einerley Sache, und eine Art von Sänften: den hier gedachten Karren wird aber keinesweges einer von diesen beyden Namen beygelegt.

xanders des grossen fochten, unterthänig machten. Der Indus welcher von Norden gegen Süden laufet, theilet es von einander. Es ist aber hier anzumerken, daß seit der Zeit des Einfalls der Tartarn, sich alles darinnen verändert habe, so wohl der Gottesdienst und die Regierungsform, als die Namen der Gegenden, des Stroms und der Flüsse, so sich in denselben ergiessen. Vor dieser Zeit war der Gottesdienst der Griechen, den ihre Colonien daselbst eingeführet hatten, durchgehends angenommen worden, diejenigen Orte ausgenommen, wo die Religion der Brachmanen herrschte: heutiges Tages aber ist alles in den Götzendienst versunken, oder den mahometanischen Glaubenslehren, oder endlich den Lehrsätzen der Pytagoräer von der Seelenwanderung zugethan. Es ist zwar an dem, daß die christliche Religion auch in diesen Ländern geprediget worden, und daß viele dieselbe, so gar mit rechtem Eifer angenommen; nunmehro aber sind nicht einmal die geringsten Spuren des Evangelii mehr daselbst anzutreffen. Nach dem Porus hat eine grosse Anzahl Könige im Frieden und mit Ruhm auf dem Thron ihrer Väter gesessen; ob sie gleich selbst gewisser massen einen höhern Monarchen über sich erkennen musten, der sie aber mehr beschützte, als das Joch seiner Herrschaft fühlen ließ. Allein die Mogols haben sich von allem Meister gemacht; und je mehr man in seinem Reich über andere erhaben ist, je mehr ist man

auch

auch seinem Geitz, seiner Eifersucht und seinem Zorn ausgesetzt. Kurz, man weiß itzo nichts mehr von dem Reich der Taxiler, oder des Porus und seiner Nachfolger, und andern dergleichen; es sind die barbarischen Namen der Königreiche Cabul, Hajacan, Multan, Buckar, Tata und Soret, an ihre Stellen gekommen. Wenn man den Indus ausnimmt, welcher anietzo Sindu genennt wird, so sind heutiges Tags die andere Flüsse und kleine Ströme eben so wenig mehr zu erkennen, als die Gegenden. Der Choes wird zu diesen Zeiten Cow oder Behat; der Evaspla, Nilas; der Hydaspes, Chantrou; der Acesines, Kauli: der Hydraotes, Van oder Via; und der Hyphasis, Chaul, oder Sietmege genennet.

Von dem nördlichen und mittleren Theil von Indien.

Weil Alexander seine Eroberungen nicht weiter, als bis an den Hyphasis fortgesetzet: so machten sich die Griechen, und nach ihnen die Römer, nur sehr verwirrte Vorstellungen, von den jenseits dieses Flusses gelegenen Landschaften. Allein seit einigen Jahrhunderten werden dieselben von denenjenigen sehr fleißig besuchet, deren Neugierde oder Vortheil über die Betrachtung der Beschwerlichkeiten und tausendfältiger Gefahr einer so langen Reise den Sieg behält. Einige derselben (x) haben uns den Weg dahin so weitläuftig und genau beschrieben, daß man den Weg von Paris nach irgend einer andern Stadt in Frankreich nicht wohl besser wissen könnte.

(x) S. Mandelslo und Tavernier.

In einem Land, das ohngefähr zweyhundert und funfzig Meilen in der Breite, und mehr als dreyhundert Meilen in der Länge beträgt, (denn so groß sind die neun gegen Mitternacht gelegene Königreiche, nebst den funfzehen, die in der Mitte der mogolischen Staaten liegen,) könnte man eine grosse Menge Städte benennen, und von denselben manche besondere Merkwürdigkeit anführen: allein wir wollen es hier an einigen von den vornehmsten genug seyn lassen.

Cachemir, von welcher das Königreich gleiches Namens benennet worden, lieget in dem nördlichen Theil von Indostan, an dem Fuß der berühmten Kette von Gebürgen, der man gemeiniglich den Namen Paropamisus beyleget, und auf welchem der Sind seinen Ursprung nimmt. Es ist eine grosse Stadt ohne einige besondere Schönheit (y): die Häuser sind nur von Holz gebauet, und die Stadt, so ohngefähr drey viertel Meilen lang ist, stehet auf allen Seiten offen. Auf der Mittagseite derselben befindet sich ein grosser See, von vier oder fünf Meilen im Umfang, welcher durch zwey schiffbare Canäle sich in einen Fluß ergiesset, der durch die Stadt läuft, und über welchen an diesem Ort zwey Brücken gebauet sind. Auf einigen Inseln, die die Natur Cachemir.

(y) *Tavernier*, Voiage aux Indes, Part. I. chap. 6. Histoire du Grand Mogol, Tom. IV. *Thevenot*, Voiage aux Indes, pag. 174. & seq.

tur in diesem See formiret hat, haben die Cachemirianer lustige Gärten angelegt, davon einige jedermann offen stehen. Sie haben auch noch andere um die Stadt herum; und es sind diese Völker in diesem Stücke des Feldbaues so geschickt, daß die Indianer diesem Strich Landes den Namen des irrdischen Paradieses beygeleget haben. Ihre Geschicklichkeit in dem Gartenbau erregte vor mehr als einem Jahrhundert bey den mogolischen Kaysern ein Verlangen, alle Jahre einen Theil der angenehmsten Jahrszeit hierselbst zuzubringen, um der angenehmen Gegend um Cachemir zu geniessen. Der dasige kayserliche Pallast ist der Tempel der Pracht selbst, und die Gärten des Mogols die Sammelplätze alles Vergnügens. Ein gewisser Mogol pflegte zu sagen: er wollte lieber sein ganzes Reich verliehren, als daß er sich Cachemir sollte nehmen lassen.

Character der Einwohner.

Aus einigen Spuren einer alten Ueberlieferung ist zu schliessen, daß vormals in diesem Königreich Juden wohnhaft gewesen sind. Es ist eine gewisse Gegend, wo die Einwohner insgesammt etwas von der Gesichtsbildung der Juden, ja selbst in ihren Manieren etwas an sich haben, das einen fast auf die Gedanken bringen sollte, sie müßten von diesem Volk abstammen. Es ist daselbst noch eine Mosquee zu sehen, deren Bauart von ihrem hohen Alterthum zeuget, und welche in der Sprache dieses Landes Tact-Soliman, oder der Tempel des Salomon genennet

net wird. Der Name Musa, der bey diesem Volk so viel heißt, als Moses bey uns, ist bey ihnen sehr gewöhnlich: und sie geben vor, das Begräbniß dieses Propheten und Gesetzgebers wäre eine Meile von der Stadt Cachemir. Es wäre etwas überflüßiges, wenn man erinnern wollte, daß diese Ueberlieferung weiter nichts als eine Fabel sey, nach dem Geschmack der Juden, die sie ausgedacht und in dem Land ausgebreitet haben. Die Völker in dieser Landschaft haben den Ruhm, daß sie weit geistreicher, munterer und zur Dichtkunst und überhaupt allen Wissenschaften weit aufgelegter wären, als die andere Indianer. Sie sind so wohl gestalt, als die Europäer immermehr seyn können, ihr Frauenzimmer ist von besonderer Schönheit; und darum nehmen die Personen, die die mittägige Länder in Indien vor ihr Vaterland erkennen, wenn sie sich an dem Hof des grossen Mogols festsetzen wollen, Weiber aus diesem Land, damit ihre Kinder weisser werden, als gemeiniglich die Indianer sind, und solchergestalt sie vor Unterthanen aus dem eigentlichen Reich des Mogols möchten gehalten werden †).

Einige andere merkwürdige Städte.

Atok, Raia, Multan, Jengapor, und einige andere, in den Gegenden um die verschiedene in den Sind fallende Flüsse, gelegene Städte (z), sind nichts anders als verwirrte und un-

†) Man vergleiche hierbey des andern Abschnitts §. 2.

(x) *Baudran*, Dictionaire Géographique. *Tavernier*, Voiage aux Indes. *Du Bois*, Géographie Moderne. *Maty*.

unordentlich durch einander liegende Haufen von Häusern, die meinstentheils eben so schlecht und elend gebauet sind, als die Häuser in unsern Flecken oder Dörfern, ob gleich der Mogol in allen diesen Städten seine Palläste hat. Dem ohngeachtet haben doch die Einwohner alles, was sie zur Erhaltung des Lebens benöthiget sind, und sie führen über das auch einen starken Handel mit Elephanten, Schaafen und andern dergleichen kleinem Vieh. Cabul ist der vornehmste Ort, wo die meisten Persianer und Tartarn dieser Handlung wegen hinkommen *): und man rechnet, daß alle Jahre mehr als sechzigtausend Pferde daselbst verkauft werden. Der Wein und die Lebensmittel sind hier überaus wohlfeil.

In diesen Gegenden wohnen Völker, die Auganen (a) genannt werden, und starke Leute und grosse nächtliche Räuber sind; dieselben haben ein besonderes Mittel ihre Lebenszeit zu verlängern. Es ist eine Gewohnheit bey diesen Indianern, daß sie sich des Morgens nach dem Aufstehen mit einer gewissen Wurzel die Zunge reiben,

*) Cabul soll nach einiger Meinung in der alten Provinz Arachosien gelegen haben, und das Alexandrien seyn, so von Alexandern dem grossen erbauet worden. Die Sache ist aber so glaublich nicht, daß sie uns zum Beytritt nöthigen sollte.

(a) *Tavernier*, Voiage aux Indes, Liv. I, chap. VI, pag. 78.

ben, worauf ein heftiges Erbrechen folget. Diejenige, so an den Grenzen gegen Persien wohnen, brechen sich zwar des Morgens nicht viel; aber wenn sie ihre Mahlzeiten einnehmen wollen, und kaum zwey bis drey Bissen in den Magen gekommen: so müssen sie hinaus gehen und bekommen ein starkes Erbrechen, wornach sie sich das Essen wieder recht wohl schmecken lassen. Woferne sie sich dieses Mittels nicht bedienten, so würden sie schwerlich über dreyssig Jahre alt werden, und bald die Wassersucht bekommen.

Der beständige Auffenthalt des Mogols zu Dehly hat gemacht, daß diese Stadt einer der wichtigsten und grösten Plätze in ganz Indostan geworden. Sie lieget an dem kleinen Fluß Gemeneh, von welchem sie in zwey Theile getheilt wird. Der eine hat den Namen Alt-Dehly behalten (b), und ist heut zu Tage nichts anders mehr, als eine Vorstadt. Der andere Theil wird Gehan-Abad, das ist, die Colonie des Mogols Gehan, genennet: weil dieser Kayser, der Groß-Vater desjenigen, der itzo auf dem Thron sitzet, denselben im Jahr 1625. erbauet hat, um daraus die Hauptstadt seines ganzen Reichs zu machen, und seine ordentliche Residenz dahin zu verlegen. Hier stehen alle Häuser in gros-

Dehly und Gehan-Abad.

(b) Mandelslo, Reisebeschreibung nach Indien. *Bernier*, Histoire du Mogol. *Tavernier*, Voiages aux Indes. *Du Bois*, Géogr. mod. *Thevenot*, Voiages aux Indes.

grossen eingeschlossenen Plätzen, in deren Mitte die Wohnungen sind; und das zwar deswegen, damit man nicht zu den Zimmern gelangen könne, in welchen das Frauenzimmer ist. Die vornehme Herren wohnen mehrentheils nicht in der Stadt; sondern haben ihre Häuser auser derselben, wegen der Bequemlichkeit des Wassers. Wenn man von der Seite von Dehly nach Gehan-Abad kommt, erblicket man eine lange Strasse, an deren beyden Seiten lauter Kaufmannsgewölber sind, die oben einer Altane gleichen.

Zugang zu dem Pallast.

Diese Strasse endiget sich an einem grossen Platz, auf dem der Pallast des Mogols stehet, dessen Umfang nicht viel weniger als eine starke halbe Meile betragen wird. Die Mauer um denselben ist von Quadersteinen und mit Zinnen aufgebauet; von zehen zu zehen Zinnen stehet ein Thurm; und die Gräben sind gleichermassen mit Quadersteinen gefüttert, und beständig voll Wasser. Die grosse Pforte des Pallasts so wohl, als der fördere Hof, in welchen die Vornehmen von der Hofstatt mit ihren Elephanten kommen können, haben nichts besonders an sich. Aus diesem Hof kommt man zu einem langen und breiten Durchgang, der zu beyden Seiten schöne bedeckte Gänge hat, unter welchen viele kleine Kammern befindlich sind, in denen sich ein Theil der Wacht zu Pferde aufhält. Auf beyden Seiten sind die Gemächer vor das Frauenzimmer, und grosse Säle, worinnen Gericht gehalten

halten wird. In der Mitte dieses Durchgangs ist ein Canal voller Wasser, der in gleicher Entfernung von einander kleine Wasserbehälter formiret. Von hier kommt man in einen andern Hof, wo die Omrhas, das ist, die vornehmste Herrn des Reichs in eigner Person die Wacht haben. Sie haben daselbst rings umher ihre Zimmer, vor deren Thüren ihre Pferde angebunden stehen.

Indem man weiter in den dritten Hof kommt, so bekommt man den Divan zu Gesichte, wo der Mogol Audienz giebt. Dieses ist ein Saal, der ohngefähr sieben oder acht Staffeln hoch ist, und auf drey Seiten offen stehet. Das Gewölbe wird von zwey und dreyssig Marmorseulen unterstützet, welche ohngefähr vier Schuhe ins Gevierdte haben, sammt dem Fußblat von gegrabener Arbeit. Als der Mogol Cha-Gehan diesen Saal bauen liesse, so befahl er, daß derselbe durchgehends mit dergleichen auf eine bewundernswürdige Art zusammengesetzten Steinen sollte ausgezieret werden, wie des Groß-Herzogs von Toscana Capelle verfertiget ist. Nachdem man aber an einigen Seulen, von der Höhe von zwey oder drey Schuhen, die Probe damit angestellet, so fand sichs, daß es keine Möglichkeit wäre, zu einem so grossen Werk Steine genug aufzutreiben, und daß dasselbe unermeßliche Summen Gelds kosten würde. Man sahe sich daher genöthiget, dieses Vorhaben einzustellen, und es bey einer Malerey von allerhand Blumenwerk bewenden zu lassen. Audienz-Saal.

Der Thron des Mogols. In der Mitte des Saals, gegen die Seite der Wand, welche gegen den Hof gehet, ist der Fußboden etwas erhaben, und dahin wird der Thron gesetzet, wenn der König öffentliche Audienz geben will. Dieser ist noch, nach der alten Gewohnheit der morgenländischen Völker, nichts anders als ein kleines Bett, daß auf vier Fußstellen stehet, und von einer solchen Kostbarkeit ist, daß es einem unglaublich vorkommen würde, wenn es nicht von den unverwerflichsten Augenzeugen bezeuget würde. Dieses Ruhebett hat seine vier Seulen, einen Himmel, eine Rücklehne, einen Polster und eine Decke. Es scheinet, der Mogol *Cha-Gehan*, der es verfertigen lassen, habe die Kostbarkeiten seines ganzen Reichs daran verschwenden wollen. Sein Werth wird ohngefähr auf zwey hundert Millionen gerechnet. Alles glänzet daran von Gold, Silber, Smaragden, Diamanten und Rubinen, womit es gleichsam völlig überstreuet ist. Der Himmel ist so häufig damit besetzt, daß es einem die Augen fast blendet, wenn man ihn ansieht: Die Franzen daran bestehen aus Gold und herabhangenden Perlen. Die zwölf Seulen, die den Himmel tragen, sind nicht minder damit ausgeschmücket. Die Decke, und Küssen sind mit Gold gestickt, und mit Perlen besetzt: und die Bettstollen geben an Pracht und Kostbarkeit den Seulen nicht das geringste nach. An diesem hängen die Waffen des Mogols, nämlich sein Schild, sein Säbel, Bogen, Köcher, seine Pfeile, und andere dergleichen Dinge. Ohn-

Ohnweit dem Audienzsaal sind die grossen Marställe, von welchen man besondere Merkwürdigkeiten gemeldet hat. Dieselben sind beständig mit den schönsten Pferden angefüllt (c), an welchen der Mogol sein Vergnügen findet; und solche läßt er so wohl in dem Türkischen Reich, als in Arabien, Persien und bey den Usbekischen Tartarn zusammen kaufen. Man versichert uns, das geringste davon käme auf drey tausend Thaler zu stehen, und es wären ihrer wohl darunter, deren eines zehen tausend Thaler koste, welches uns dennoch unglaublich vorkommt. Vor jeder Pforte der Marställe hängt eine Gattung einer Decke, die von Bambuk oder Meerrohr gemacht ist, welches sich viel kleiner spalten läst, als unsere Weiden. Dieses Rohr wird mit gezwirnter Seide, und zwar so gebunden, daß die Seide allerhand Blumenwerk vorstellet, zu welcher Arbeit eine besondere Geschicklichkeit und grosse Gedult erfordert wird. Diese Decken sollen dazu dienen, daß die Fliegen nicht in die Ställe kommen, und die Pferde plagen sollen. Man läst es aber bey dieser Vorsicht noch nicht bewenden. Ein jedes Pferd hat über das auch zwey Pferdknechte, die einander beständig ablösen, und dem Pferd frische Luft machen, und die Fliegen verjagen. Den Tag über stehen die Pferde auf Teppichen,

Seine Marställe und Pferde.

 und

(c) *Tavernier*, Voiages aux Indes, Liv. I, chap. 6, pag. 86.

und des Abends macht man ihnen ein Lager, von ihrem eigenen Mist, der an der Sonne getrocknet, und wohl zerrieben wird. Ihr Futter ist nicht minder besonders. Man giebt ihnen alle Morgen zwey bis drey Ballen eines Brods, das von Weitzenmehl und Butter zubereitet, und ohngefähr vier oder fünf Pfund schwer ist. Es hält sehr hart, bis man die fremden Pferde, welche aus Persien, Arabien, oder dem Land der Usbeken gebracht werden, zu diesem Futter gewöhnen kan. Gemeiniglich muß ihnen der Stallknecht mit der einen Hand die Zunge halten, und mit der andern das Futter in den Schlund stossen. Wenn die Zuckerrohre oder der Hirsen zeitig sind, so giebt man zu Mittag den Pferden davon zu fressen; und des Abends bekommen sie eine gewisse Maas Erbsen, so zwischen zwey Steinen zerquetschet, und in Wasser eingeweichet worden. Mit Gersten oder Habern werden sie niemahls gefüttert.

Agra. Die Mosqueen, Begräbnisse und Bäder bey dieser Stadt.

Agra ist die einzige Stadt in Indostan, welche der Stadt Gehan-Abad den Preiß der Schönheit streitig machen könnte. Diese beyden Plätze besitzen auch wechselsweiß die Person ihres Monarchen; ein jeder von ihnen hat einen Pallast vor denselben innerhalb seinen Mauern. Agra hat so gar den Schatz zu verwahren; aber seit ohngefähr hundert Jahren residiren die Mogols nicht mehr so oft an diesem Ort, als zu Gehan-Abad. Die Mosqueen, die Pagoden und prächtige Begräbnisse, die daselbst zu se-

hen

hen sind, zeigen, daß diese Stadt einmal die allerprächtigste von ganz Indien gewesen. Im Jahr 1638. (d) zählte man daselbst siebenzig grosse Moscheen, unter welchen sechse einen Vorzug vor den andern hatten, darinnen die Mahometaner an ihren Festtagen ihren Gottesdienst abwarteten. In einer von diesen letztern ist das Begräbniß eines von ihren Heiligen, und dasselbe hat dreyssig Schuhe in der Länge, und sechzehn in der Breite. Die Indianer sagen, er wäre ein Riese, und der gröste Kriegsmann gewesen, den ihre Nation jemalen hervorgebracht hätte. Es geschehen sehr häufige und starke Wallfahrten dahin, und die Opfer, so die Pilgrimme mitbringen, belaufen sich auf erstaunliche Summen, welche zu täglichem Unterhalt einer sehr grossen Menge armer Leute angewendet werden. Diese Moscheen, und die dabey befindliche Höfe sind Freystätten vor die Uebelthäter, ja so gar vor diejenigen, die in Gefahr schweben, wegen ihrer Schulden ins Gefängniß geworfen zu werden. Der grosse Mogol, so unumschränkt auch seine Gewalt ist, würde sich dennoch nicht unterfangen, einen Uebelthäter heraus zu reissen; weil er befürchtet, er möchte der Ehrfurcht, die er nach seiner Religion denenjenigen schuldig ist, die mit dem

(d) Mandelslo, Reisebeschr. nach Ost-Indien, pag. 115. *Thevenot* giebt eine weitläuftige Beschreibung von dieser Stadt, Voiage aux Indes, pag. 98. et seq.

dem Titel der Heiligen beehret sind, zu nahe treten. Die Gemahlin des Mogols Cha-Gehan ließ ein Mausoleum an den Mauern der Stadt Agra bauen, und hofte dadurch ihr Andenken unvergänglich zu machen, und eine ehrfurchtsvolle Erinnerung der künftigen Zeiten zu verdienen. Es ist auch in der That kein Werk von dieser Art, das mit seiner Pracht und Kostbarkeit könnte in Vergleichung gebracht werden (e). Man bauete zwey und zwanzig Jahre dran, ob gleich zwanzig tausend Menschen beständig an dem Gebäude arbeiteten. Man zählet in Agra beynahe acht hundert Bäder oder Badstuben (f), von welchen der grosse Mogol jährlich sehr beträchtliche Geldsummen einzunehmen hat; weil diese Art der Reinigung eines der vornehmsten Stücke ist, wozu die Mahometaner nach ihrer Religion verbunden sind; und daher kein Tag vergehet, daran diese Oerter nicht von einer unzählbaren Menge Volks besuchet werden sollten.

§. 2.

Von der Halbinsel disseits des Ganges.

Halbinsel disseits des Ganges. Die Halbinsel disseits des Ganges ist ein sehr grosser Theil von Indien, und stellt sich

(e) *Tavernier*, Voiage aux Indes, Liv. I, chap. 7, pag. 93.

(f) Mandelslo, Reisebeschreib. nach Ost-Indien, pag. 116.

sich beynahe in der Figur eines umgekehrten Kegels dar. Die Wellen des Oceans umgrenzen sie gegen Aufgang, Mittag und gegen Abend: gegen Mitternacht aber endiget sie sich an den Staaten des grossen Mogols. Sie liegt in dem heissen Erdstrich, zwischen dem siebenden Grad und dreyssig Minuten, und dem ein und zwanzigsten Grad nördlicher Breite; aus welchem folget, daß ihre Breite, von Mittag gegen Mitternacht zwey hundert und siebenzig Meilen betragen müsse. Die Spitze, womit sie sich endiget, wird das Vorgebürge von Comorin genennt. Von Aufgang gegen Abend ist ihre Lage zwischen dem neun und achtzigsten und hundert und fünften Grad der Länge; daher sich ihre Länge, wo sie am grösten ist, auf drey hundert und zwanzig Meilen erstrecket. Die ungemein grosse Hitze in diesem Land machet, daß die Gesichtsfarbe der Einwohner um sehr vieles bräuner ist, als die Farbe der Einwohner im eigentlichen Indostan; allein die Beschaffenheit des Landes, in Ansehung der Fruchtbarkeit und der Reichthümer, kommt fast völlig damit überein. Inzwischen hat dennoch diese Halbinsel den Vortheil, daß sie eine Menge guter Hafen hat, und mit den Europäischen Nationen einen überaus starken Handel treibt.

Nachdem ihre Landschaften an dem Meer liegen, wird sie in zwey Theile eingetheilt (g).

Der

(g) *Tavernier*, Voiages aux Indes. Liv. I' chap.

Der erste gehet von dem Vorgebürge von Comorin bis nach Daman, ohngefähr fünf und zwanzig oder dreyssig Meilen von Surate, und wird die Küste von Malabar genennet. Der andere aber fängt gleichfals von gedachtem Vorgebürge an, und erstrecket sich bis an das Königreich Orixa; dieses ist die Küste von Coromandel.

Von der Küste von Malabar.

Die Küste von Malabar begreift das alte Königreich Decan, welches heut zu Tage unter dem Namen von Cungan, oder Visapour vorkommt; das Königreich Carnate oder Canara, und das von Malabar.

Visapour ist die Hauptstadt des Königreichs, welches von ihr seinen Namen erhalten. Es ist dieses eine sehr grosse Stadt, und mit hohen Mauern eingeschlossen, auf welchen, wie einige vorgeben, mehr als tausend Canonen, so wohl von Eisen, als von Metall, und von allerhand Caliber, gepflanzt stehen sollen. Auser diesen Stadtmauern, die zwey Meilen im Umfang haben, findet man noch fünf weitläuftige Vorstädte, mit welchen die Stadt im Umkreiß wohl fünf Meilen betragen mag, wie uns einige Beschreibungen davon gemeldet haben. Die Häuser sind durchgehends von nicht anders, als Stroh und Bambuk gebauet: die Thüren sind so klein, daß man sich bücken muß, wenn man

chap. 12. *Du Bois* Geogr. mod. *De l'Isle*, Carte des Indes modernes.

man hinein gehen will: das ganze Haußgeräthe bestehet in einer Decke, die statt eines Bettes dienet, nnd in einem Trog in der Erde, worinen ein jeder den Reis stampfet, dessen er vor seine Haußhaltung benöthiget ist. Mitten in der Stadt stehet der königliche Pallast, der mit Mauern und Gräben umgeben ist: allein inwendig siehet es so schlecht aus, als im Gegentheil die Gemächer in dem Pallast des grossen Mogols prächtig und kostbar sind. Vor Zeiten waren die Könige von *Visapour* freye Herren, und niemanden unterworfen, wenigstens seit dem die Könige von *Telenga* übern Haufen geworfen worden: allein der Mogol Aurengk-Zeb kündigte dem zu seiner Zeit regierenden Prinzen den Krieg an, und überfiele ihn mit einer solchen Gewalt, daß er ihn zwange, seine Oberherrschaft zu erkennen, und im Jahr 1690. sich zu einem Tribut anheischig zu machen. Diese Könige so wohl, als die *Mogols*, sind der *mahometanischen* Religion zugethan, und folgen der Secte des *Omar*.

Das Volk, so gemeiniglich das Schlachtopfer vor seine Prinzen abgeben muß, kan durch eine harte und beständige Arbeit kaum so viel erwerben, als es zu Abtragung der vielen Auflagen, mit welchen es bedrücket ist, nöthig hat: denn sie müssen dem Mogol jährlich unter dem Namen eines Tributs starke Summen zahlen. Man findet kaum einige wenige Personen in dem ganzen Königreich *Visapour*, deren Vermögen ein mittelmässiger Reichthum heissen könnte.

Unter

Unter den Einwohnern der Hauptstadt sind einige Goldschmiede, andere arbeiten das Kupfer, Holz, Leinwand und Seidenzeuge, welches sie entweder den Fremden bringen, oder von diesen abgeholet wird. Einige bearbeiten Diamanten oder Perlen, oder machen Lack; und ob sie gleich ihre Waaren sehr theuer verkaufen: so ist dennoch keiner, der etwas damit vor sich bringe. Der Pfeffer ist die einzige Sache, die wegen ihres Ueberflusses hier wohlfeil ist. Die Holländer (h) bekommen davon eine ansehnliche Quantität aus dieser Stadt und der umliegenden Gegend. Sie kaufen das Quintal nicht theurer, als vor sieben bis acht Thaler, und bezahlen dieses mit Tüchern, kleinen messingenem, eisernem und küpfernem Geräthe, oder andern europäischen Kaufmannswaaren.

An der Seeküste, von *Surate* an bis nach *Goa*, findet man viele Plätze an dem Meer, die den *Indianern* nicht mehr zuständig sind. Unter andern haben sich die **Portugiesen** von *Daman* Meister gemacht, einer Stadt, die nach der Art dieser Länder sehr wohl gebauet ist; dieselbe ist nicht nur mit Mauern umgeben, sondern auch mit noch andern Festungswerkern versehen: und ihrer Herrschaft sind in der Gegend umher viele kleine Dörfer unterthan. Hier findet man Klöster der *Jesuiten*, **Dominicaner**, *Franciscaner* und Augustiner-Orden.

Bassaim

(h) Mandelslo, ostindianische Reisebeschreib. pag. 223. u. 231.

Bassaim oder Bombay gehöret den Engelländern, die es befestiget, und mit schönen Gebäuden ausgezieret haben, als sie ihrer Handlung wegen ein Comtoir daselbst errichteten.

Chaul oder Chiul, wovon sich die Portugiesen Meister gemacht, ist gleichsam ganz hinter dem Gebürge verborgen: der Platz hat aber einen geraumen Hafen, in welchem sich die Schiffe in aller Sicherheit vor Anker legen können. Der Berg, so den Hafen bestreicht, wird von einer guten Citadelle bedecket.

Mingrela oder Vingrela ist nichts anders, als ein grosser Flecken, wo die Holländer Lebensmittel und Erfrischungen einnahmen, als sie den Portugiesen Goa entreissen wollten. Sie nehmen auch noch itzo hier Wasser und Lebensmittel vor die Schiffe ein, die nach verschiedenen Orten in Indien auslaufen; denn das Wasser bey diesem Ort ist überaus gesund, und der Reis vollkommen gut. Um deswillen legen sich auch alle Schiffe, die aus den östlichen Gegenden nach Surate, Ormus und dem rothen Meer gehen, zuerst auf der Rheede von Mingrela vor Anker. Ob sich aber gleich die Holländer dieses Orts bemächtiget haben: so wird doch daselbst nichts als grobes Tuch verfertiget, das man zum Einpacken der Waaren braucht *).

Die

*) Die Holländer ziehen noch etwas mehr aus dieser Gegend, als Erfrischungen und Packtuch: denn die Cardamomen sollen sonst nirgends

E als

Lage der Stadt Goa.

Diese eben nicht sonderlich wichtige Plätze erheben den Namen, die Reichthümer und die Pracht der Stadt Goa nur um destomehr. Diese Stadt, welche bey uns so bekannt ist, als nur eine Stadt in Frankreich selbst seyn kan, ligt fast in der Mitte der Küste von Malabar (i), in gleicher Entfernung von Surate und dem Vorgebürge von Comorin, auf einer Insel Namens Salsette, welche sieben Meilen groß ist, und von den Flüssen Mandoa und Quari, zwey bis drey Meilen von dem Meer formiret wird, wornach diese beyde Ströme sich mit einander vereinigen und ins Meer ergiessen. Zur Zeit der grösten Hitze ist das Wasser zuweilen so seichte, daß es an vielen Orten kaum zwey Schuhe tief ist. Zu andern Zeiten aber kann man die Waaren sehr bequemlich darauf fortbringen: und alsdenn können die grösten Schiffe leichtlich darauf gehen, ja selbst in den Hafen der Stadt ein-

als hier wachsen; und da die orientalischen Völker selbst dieselben vor das beste Gewürz halten: so wird ihnen diese Waare sehr theuer bezahlt. *Tavernier*, Voiages aux Indes, Liv. I, chap. 12.

(i) *Tavernier*, Voiages aux Indes, Liv. I, chap. XIII. Mandelslo, ostindianische Reisebeschr. p. 246. *Du Bois*, Géogr. moderne, p. 640. In dem dritten Theil der Voiages des Hollandois, pag. 636. und Tom. VI, pag. 424. wird von dieser Stadt und den Sitten ihrer Einwohner eine sehr umständliche Nachricht gegeben. *Thevenot* Voiage des Indes, pag. 376.

einlaufen, woselbst sie sich vor nichts weiter zu fürchten haben. Man hält diesen Hafen, nebst dem von Constantinopel und Toulon, vor die drey besten und schönsten Häfen der ganzen Welt.

Die Wichtigkeit und vortheilhafte Lage dieses Orts erweckten bey den Portugiesen die Begierde, sich desselben zu bemächtigen; wie sie sich schon vorher mit gewafneter Hand von vielen Plätzen in Africa, an den Küsten von Persien und in Indien Meister gemacht hatten. Alphonsus, Herzog von Albuquerque, und Admiral Emanuels des grossen, Königs von Portugall (k), nahme ihn den 16. Februarius des Jahrs 1510. theils durch einen Ueberfall, theils durch Vertrag ein. Zabaim Dalcam, der Fürst von dieser Insel, wendete alle Kräfte und Tapferkeit an, um sich wieder in Besitz des von seinen Vorfahrern ererbten Landes zu setzen, von welchem ihn diese Ausländer verjaget hatten. Er bathe um deswillen die benachbarten Prinzen um Hülfe; er brachte gar bald ein Kriegsheer von funfzigtausend Mann zu Fuß, und gegen sechstausend Reiter zusammen, und jagte damit den 30. May des nämlichen Jahres die Portugiesen aus seiner Insel. Es schiene dem

Was die Portugiesen vor Kriege geführet, um sich dieses Plazes zu bemeistern.

(k) Mandelslo, ostindianische Reisebeschreibung, pag. 246. *Maffey* erzählet diese Eroberung sehr weitläuftig, in seiner Historia Indica, Lib. IV, cap. 7.

dem Albuquerque etwas unerträgliches zu seyn, daß er seine Eroberung sollte dergestalt fahren lassen; und daher machte er sich die Ankunft einer neuen Flotte aus Portugall zu Nutzen. Er überfiele damit ganz unversehens den König von Goa; er hiebe einen Theil seiner Völker in Stücken, und vertriebe ihn selbst aus der Stadt, sechs Monate und zehen Tage hernach, nachdem er sie wieder einbekommen hatte, das ist, den 21. November.

Der König Adelham Schach von Decan oder Cungan sahe es vor die gröste Schande vor die ganze Nation an, wenn sie eine Stadt von solcher Wichtigkeit in den Händen einer Colonie lassen sollten, die ihre Verstärkungen und Hülfe aus einem so entfernten Land erwarten muste. Er zog daher alle seine Macht und Artillerie zusammen, die, wie man sagt, sehr beträchtlich seyn soll; und nahme im Jahr 1586. den Portugiesen den Platz wieder ab. Diese eroberten ihn einige Zeit darauf von neuem. Er jagte sie noch einmal aus demselben; aber sie bekamen die Stadt noch in dem nämlichen Jahr wieder ein. Als nun der König sahe, mit welcher Heftigkeit und Hitze sie ihre Eroberung zu behaupten suchten: so ließ er nicht nur sein voriges Vorhaben fahren; sondern geriethe so gar in Furcht, sie möchten aus Rachgierde gar den Krieg in sein eignes Land spielen; und entschlosse sich daher, den Frieden von ihnen zu erkaufen. Er schlosse demnach mit ihnen einen Tractat, worinnen er ihnen

das Land von Salsette, so sieben und sechzig Dorfschaften begriffe, nebst zwölf andern Dörfern von dem Gebiete von Bardes, und dreyßig aus der Gegend Tisvary, zum Eigenthum überließ. Aber solches geschahe unter der Bedingung, daß die Einwohner eine vollkommene Freyheit haben sollten, durch ganz Indien zu handeln, ausgenommen mit dem Pfeffer, welchen sie, bey Strafe der Confiscation der Schiffe und Waaren, den Kaufleuten zu Goa zu verkaufen sollten gehalten seyn.

Die Folge der Zeit machte, daß die Indianer diesen Vertrag aus den Augen setzten. Beyde Nationen hatten einander schon manche Ursache zu gegenseitigem Mißvergnügen gegeben, als im Jahr 1635. die Portugiesen, auf empfangene Nachricht, daß vier indianische Schiffe nach Mokka und Persien mit Ladungen von Pfeffer ausgelaufen wären, denselben nachsetzten, und sie als Uebertretter des errichteten Tractats angriffen. Sie fielen mit gröster Wuth über die Kaufleute und Matrosen her, und führten die Schiffe nach Goa, wo sie alles, was noch von Schifleuten übrig war, ganz kaltsinnig massacrirten.

Sie bringen die Inquisition dahin.

Dieses grausame Verfahren (l), und andere noch grössere Grausamkeiten, welche man aus ver-

(l) Ein recht grausames und gottloses Verfahren gegen einige Franzosen, im Jahr 1601. ist zu finden im Recueil des voiages des Hollandois, Tom. II, pag. 444.

verschiedenen Nachrichten (m) ersehen kan, machten nun die Portugiesen bey allen Indianern äuserst verhaßt. Die Errichtung ihrer beschriebenen Inquisition zu Goa erregte eine Furcht bey allen europäischen Nationen, welche wegen der Handlung mit ihnen in Indien etwas zu thun hatten. Dieses fürchterliche Gerichte wurde also vor mehr, als hundert Jahren errichtet, um die Sachen, so die Religion betrafen, zu entscheiden: allein die Mißbräuche, welche durch die Schuld so wohl der Inquisitorum selbst, als der unter ihnen stehenden Bedienten, einschlichen, haben die erste Verfassung, die nichts, als was lobenswürdig war, zur Absicht hatte, gänzlich verändert.

Nachricht von diesem Gerichte.

Der oberste oder Groß-Inquisitor ist allezeit ein weltlicher Priester, welcher allein das Recht zu haben behauptet, sich in einem Palankin oder einer Sänfte tragen zu lassen. Man heget eine grössere Ehrerbietung gegen ihn, als gegen den Erzbischof, und den Vicekönig selbst. Seine Gewalt erstrecket sich über die Personen von allen Ständen, über weltliche und geistliche; den Erzbischof, desselben Ober-Vicarium, der allezeit ein Bischof ist, den Vicekönig, und die Gouverneurs, die seine Person vorstellen, ausgenommen. Er kan

(m) *Tavernier*, Voiages aux Indes, Liv. I. chap. 13. 14. und 15. *Dellon*, Inquisition de Goa. Allein dieser protestantische Schriftsteller muß mit Vorsicht gelesen werden; denn er hat seine Bitterkeit zu sehr geäusert.

kan sie überdas alle in Arrest nehmen, und ihnen den Proceß machen lassen, wenn er zuvor dem Portugiesischen Hof von dem Verbrechen, dessen sie beschuldiget werden, Nachricht gegeben hat. Er hat eine ordentliche Hofstatt von Edelleuten, und hohen Hofbedienten, Pagen, Laquayen, und einer grossen Menge anderer Bedienten: sein Staat und Einnahme kommen beynahe dem Staat des Viceköngs gleich. Der andere Inquisitor ist ein Mönch aus dem Dominicaner-Orden; und die übrigen Mitglieder, welche man Deputirte des heiligen Officii nennet, sind aus den Orden der Domimicaner, Augustiner, und Barfüsser-Mönche genommen. Dieses Gericht hat auch seinen Promotor, Procuratores, und Advocaten, vor die Beklagten, die Beystände verlangen. Diejenige Personen, welche den Namen der Diener des heiligen Officii führen, sind gleichsam die Häscher oder Schergen. Was mit dem Herrn Tavernier und der Inquisition im Jahr 1648. vorfiele, ist merkwürdig (n).

"Einer von Adel, sagt dieser Reisender, kame "im Namen des Ober-Inquisitoren zu mir, und "sagte, derselbe erwarte meiner gegen zwey oder "drey Uhr Nachmittags. Ich unterliesse es "nicht, mich in den Inquisitionshaus einzufinden; "und bey meiner Ankunft kam mir ein Page ent-"gegen, welcher mich in einen grossen Saal führ-

 "te,

(n) Voiages aux Indes, Liv. I, chap. 14.

"te, wo ich von einem Beamten abgeholet, und
"in das Zimmer, in welchem der Inquisitor war,
"geführet wurde. Nachdem ich nun über zwey
"grosse Gänge, und einige Gemächer gegangen
"war, kamen wir in ein kleines Zimmer, woselbst
"der Inquisitor am Ende einer grossen Tafel, die
"in Form eines Billards, und mit grünem engli-
"schem Tuch bedeckt war, sasse und meiner er-
"wartete. So bald ich hinein trate, wurde ich
"freundlich bewillkommet; und so bald ich mein
"Compliment abgelegt hatte, fragte er mich, wel-
"cher Religion ich zugethan wäre? Ich gab ihm
"zur Antwort, ich bekennte mich zur protestanti-
"schen Religion; und da ich ihm zu wissen thate,
"daß meine Eltern eben dieser Religion beyge-
"pflichtet: so versicherte er mich nochmalen, daß
"ich willkommen wäre, und rief einigen in der
"Nähe seyenden Personen zu, sie könnten herein
"kommen. Zu gleicher Zeit wurde eine Tapete
"aufgehoben, und ich erblickte zehen oder zwölf
"Personen, die in einem kleinen Nebenzimmer
"waren. Die ersten, so herein traten, waren
"zwey Augustiner, auf welche zwey Domini-
"caner, zwey Barfüsser und einige andere Geist-
"liche folgten, welchen der Inquisitor gleich An-
"fangs sagte, wer ich wäre, daß ich kein verbote-
"nes Buch bey mir trage; und so gar meine Bi-
"bel zu *Mingrela* gelassen hätte, weil mir die
"Verordnungen und Gewohnheiten der Inqui-
"sition schon bekannt wären. Wir redeten dar-
"auf einige Stunden mit einander, vornehmlich
"von

"von meinen Reisen, und alle, die zugegen waren, "bezeugten, daß sie meiner Erzählung mit Lust "zuhöreten 2c." Man kan noch andere besondere Merkwürdigkeiten hiervon bey dem Dellon (o) finden, obgleich dieser Schriftsteller mit einiger Vorsicht muß gelesen werden.

Es ist eine solche Anzahl von Kirchen, Klöstern und Capellen in Goa, daß vor eine weit grössere und volkreichere Stadt die Hälfte schon genug wäre (p). Der gröste Theil dieser Gebäude ist mit einer solchen Pracht aufgeführet und inwendig ausmeubliret, daß man darüber erstaunet. Solches ist eine Würkung der Großmuth des Königs von Portugall, der allen Kirchen gewisse Gefälle angewiesen, und den Klöstern Pensionen ertheilet hat, nachdem sie entweder stark oder schwach sind. Unter andern haben die Jesuiter fünf Collegia allhier, die insgesammt sehr reich und zahlreich sind, wie man solches aus den Nachrichten des Mandelslo (q) ersehen kan. Sie bewahren daselbst den Leichnam des heiligen Franciscus Xaverius, dem man gemeiniglich den Titel des indianischen

(o) *Dellon*, Relation de l'Inquisition de Goa, en 1687.

(p) *Pietro della Valle*, Tom. III, pag. 176. *La Martiniere*, Dictionaire historique & géographique, bey dem Wort Goa.

(q) Ostindianische Reisebeschreibung, pag. 239. & seq.

Apostels beyleget. Dieser Heilige langte im Jahr 1542. zu *Goa* an, und machte diese Stadt zum Mittelpunct seiner Reisen in dem Werk der Bekehrung (r). Er starb zehen Jahre hernach auf der Insel *Sancian*, drey und zwanzig Meilen von den Küsten von *China*; und im Jahr 1554. wurde sein Leichnam nach *Goa* gebracht, woselbst man ihn, bis auf einige wenige Gliedmassen, die man an andere Orte gegeben, als z. E. einen Arm, der nach Rom gesendet worden, noch bis itzo in Verwahrung hat.

Abnahme der Stadt. Der Pater Bouchet, ein Missionarius aus dem Jesuiter-Orden schreibt, in einem den ersten April 1719. von *Pondichery* erlassenen Brief, von der Stadt *Goa* folgendermassen: Man siehet an diesem Ort auf allen Seiten (s) sehr schöne Häuser, fruchtbare und recht angenehme Gärten, und Gehölze von Palmbäumen, die nach der Schnur gepflanzt sind, und Alleen formiren, an denen man das Ende nicht erblicken kan. Vormals war die Stadt in vielen Stücken nicht nur mit den allerschönsten Städten in *Europa* zu vergleichen, sondern sie übertrafe auch noch dieselbigen; gegenwärtig aber ist sie bey weitem nicht mehr, was sie vor sechzig Jahren war. Es sind dennoch noch itzo auch prächtige Gebäude daselbst. Der Pallast des Vice-königs

(r) *Maffei*, Historia Indica. Lib. XV, cap. 5. *Baillet*, Topographie des Saints, pag. 213.

(s) Lettres édifiantes, Tom. XV, pag. 48.

Königs, wie auch des ersten Inquisitoris, sind von einer untadelhaften Vollkommenheit. Wir werden es im folgenden nicht aus der Acht lassen, die Ursache dieses Verfalls anzuzeigen †)

In der Insel, auf welcher Goa liegt, wächst ein besonderer Baum (t), den man den traurigen Baum (Arbor tristis) nennet; weil er niemals als nur bey der Nacht blühet. Beym Untergang der Sonne ist keine Blume an dem ganzen Baum zu sehen; und eine halbe Stunde hernach, ist er völlig damit übersäet. Der Geruch davon ist sehr angenehm: aber sie bleiben nicht länger an dem Baum, bis zu dem Augenblick, da die Sonnenstrahlen denselben zu bescheinen anfangen; alsdenn fallen sie zum Theil ab, und zum Theil schliessen sie sich: und diese Abwechselung dauert das ganze Jahr hindurch. Dieser Baum ist bey nahe so groß, wie der Pflaumenbaum, seine Blätter aber sind den Orangeblättern nicht unähnlich. Gemeiniglich pflanzet man ihn in die Höfe bey den Häusern, um seines Schattens und angenehmen Geruchs zu geniessen. Er schiesset sehr schnell in die Höhe, und treibt aus seiner Wurzel viele Nebenzweige. Ohn-

Arbor tristis.

†) Siehe des III. Theils I. Abschnitt, §. 1.

(t) *Du Bois*, Géographie mod. pag. 641. Recueil des Voiages des Hollandois, Tom. II, pag. 254, Tom. VI, pag. 475. Mandelslo, ostindianische Reisebeschreib. p. 349. und andere mehr.

Ohnerachtet nun diese selten über drey Schuh hoch werden; so bringen sie doch so viele Blumen hervor, als die längsten Aeste des Baums. Die *Indianer* gebrauchen sich derselben zu ihrem Essen und Färben, an statt des Safrans.

Das Königreich Carnate.

Goa ist der letzte beträchtliche Platz in dem Königreich *Visapour*, welches gegen Mittag an das Königreich *Carnate* oder *Canara* stösset. Dieses begreift bey nahe den ganzen Ueberrest der Halbinsel, ausgenommen die Küsten gegen Abend. Die Stadt *Narsinga*, welche von andern auch *Chandegri* oder *Bisnagar* genennet wird, hat einigemal diesem Königreich, davon sie die Hauptstadt ist, weil der König darinn residiret, ihren Namen mitgetheilet. Es ist wohl an dem, daß einige Schriftsteller *Narsinga* von *Bisnagar* unterscheiden: allein ich halte mit dem Herrn *De la Martiniere* davor, daß sie sich betrogen haben; und das ist aus der Aehnlichkeit der Beschreibungen dieser beyden Städte genugsam zu erkennen. Weil die Stadt *Bisnagar* oben auf einem hohen Berg stehet: so ist ihre Lage sehr vortheilhaft. Ueber das ist sie mit einer dreyfachen Mauer umgeben, von welchen die äuserste mehr als drey Meilen im Umfang hat (v). Der königliche Pallast ist hoch, geräumig, prächtig und mit tiefen und breiten Gräben eingefasset. Kein Mensch wird, ohne ausdrückliche Erlaubniß von

(v) *Du Bois*, Géographie, pag. 646.

von dem König, in die Festung gelassen. Er gestattet zwar den Europäern und andern Fremden, daß sie einige Tage als Reisende sich in der Stadt aufhalten dörfen; aber er hat sich es als ein unverbrüchliches Gesetze vorgenommen, daß er niemand unter dem Vorwand der Handlung zulässet, sich daselbst wohnhaft niederzulassen. Nichts destoweniger haben sich viele Personen lang genung hier aufgehalten, um uns zu versichern, daß an keinem Ort in ganz Indien die Gerechtigkeit so strenge gehandhabet würde, als eben hier.

Der König von Bisnagar ist Herr von den Ländern von *Canara*, Balabar und Gingi, dessen besondern Prinzen er verjaget hat. Er giebt sich den Namen eines Königes der Könige, und *Mannes von tausend Weibern*; und hat einigemal Krieg angefangen, um diesen wunderlichen Titel zu behaupten. Er besitzet viele Plätze, die ziemlich wohl befestiget sind. Aber es ist merkwürdig, daß die Canonen, so er hat, nicht wie die unsrigen gegossen; sondern von dicken Eisenplatten zusammen gesetzt, und wie die Fässer mit eisernen Ringen umleget sind. Alle Jahre nimmt er durch sein ganzes Königreich eine Reise vor, und mustert seine Kriegsvölker, die ihn wie einen Gott verehren. Er ist im Stand, hundert tausend Mann zu Fuß, dreyssig tausend zu Pferd, und sieben hundert Elephanten ins Feld zu stellen. Daher gehen auch die Europäer sehr behutsam mit ihm um, um seinen Zorn nicht

nicht gegen sich zu erregen, und vielmehr die Freyheit zu erhalten, mit seinen Ländern Handlung zu treiben; zumal da sie aus denselben kostbare Waaren bekommen können. Der Reichthum seines Lands an Gold- und Silberminen, wie auch Diamantgruben, ist nichts geringes. In demselben fischet man auch in einigen grossen Flüssen Amethysten und Saphire, die an Felsen unter dem Wasser fest anhängen. Die Einwohner dieses Lands sind Heyden, und beten insbesondere die Sonne an, welcher zu Ehren sie auch jährlich ein grosses Fest begehen.

Städte des festen Landes.

In dem Innern dieses Königreichs trift man viele Städte an, von welchen es leicht wäre, viele merkwürdige und nützliche Dinge zu erzählen. Allein ohne uns von unserm Grundriß zu entfernen, könnten wir uns in eine so umständliche Beschreibung nicht einlassen, und man könnte ohne viele Mühe viele Bände mit demjenigen anfüllen, was hier doch nur einen kleinen Theil einnehmen darf. Es ist genug, wenn wir nur noch der über Bisnagar liegenden Stadt Raolconda gedenken, woselbst, unter allen indianischen Diamantgruben, die allerreicheste angetroffen wird. Gandicot, ist wegen der Menge, der Merkwürdigkeit, des seltsamen Wesens und der Kostbarkeit seiner Pagoden oder Götzentempel berühmt (x); und eben das ist auch von Bezuer

zu

(x) S. *Tavernier*, Voiages des Indes, Tom. III, Liv. I, chap. 18.

zu sagen. Endlich sind auch noch andere Oerter deswegen merkwürdig, weil die Gegenden umher den Pfeffer, Jngber, die Rhabarbara, Zuckerrohr, Cacosnüsse, Palmbäume und Reis im Ueberfluß hervorbringen. Auser diesem aber können wir nicht umhin, die Städte, so von *Goa* bis an das Vorgebürge von Comorin längst der malabarischen Küste liegen, mit wenigem vorzunehmen.

Städte an der Küste von Canara.

Onor, so achtzehen Meilen von *Goa* liegt, ist eine kleine Stadt, die den Holländern zugehöret (y), und deren geräumiger und sicherer Hafen durch zwey Flüsse formiret wird. Er wird von einer wohlbefestigten Citadelle beschützet, welche gewißlich weit mehr werth ist, als die Stadt selbst. Alle sich hier aufhaltende ansehnliche Personen wohnen, nebst dem Gouverneur, in dieser Festung, und derselbe hat auch vielen Portugiesen erlaubt, sich hier niederzulassen.

Barcelor liegt sechs, und *Mangalor* funfzehen Meilen von dannen. Dieses sind, so wohl in Ansehung der Handlung, als wegen ihrer guten Rheeden, zwey der wichtigsten Plätze von ganz *Canara* (z). Die Portugiesen hat-

(y) *Thevenot*, Voiages aux Indes, Liv. II, chap. 2.

(z) *Savary*, Dictionaire du Commerce. *Maffei*, Historia Indica, Lib. X, cap. 2, et Lib. XI, cap. 2.

hatten einige Forts allhier; aus welchen sie aber, während ihren langen und grausamen Kriegen mit den Holländern, von den Canarinern vertrieben wurden. Doch als der Frieden zwischen diesen beyden Nationen geschlossen wurde, bekame der Vicekönig zu Goa Kräfte genug sich deswegen an den Indianern zu rächen. Er wandte sie auch dazu an, daß er durch Streyfereyen die ganze Seeküste verheerete. Der König von Canara erbote sich, den Portugiesen die Festungen an diesen beyden Orten wieder abzutreten: sie aber schlugen diese Anerbietungen aus, weil sie sahen, daß sie dieselben schwerlich mainteniren könnten. Es schiene ihnen vortheilhafter zu seyn, wenn sie zwey Handlungs-Comtoire daselbst errichteten, und dabey die Helfte der Zölle von den ein- und ausgehenden Waaren bekämen. Nach dem bekannten Petrus Daviti (a), in seinem grossen Werk der Weltbeschreibung, ist kein ärmeres und unglückseligers Volk zu finden, als die Einwohner von Canara; obgleich den Indianern überhaupt, alles Ueberflusses und Reichthums ihrer Länder ohngeachtet, die Armuth und das Elend zu Theil geworden ist. Ihr Gottesdienst ist der allerschändlichste von der ganzen Welt. Ihre Joghis oder Priester haben in dem Gebrauch des schändlichen Phallus die Griechen bey weitem übertroffen; sie beten auf das feyerlichste den

(a) Description de l' Asie, pag. 553.

den Priapus an, und ihre Töchter müssen ihm mit solchen Unanständigkeiten ihre Jungferschaft aufopfern, daß man sich solche zu beschreiben schämet (b).

Mangalor ist der letzte Platz in dem Königreich Canara, welches von dem Königreich Malabar, durch eine Mauer von ohngefähr zwanzig Meilen in der Länge, geschieden wird. Von dieser Mauer stösset das eine Ende an das Meer, und das andere an das berühmte Gebürge Gata.

Cananor liegt an der Seeküste, etwann funfzehen Meilen von Mangalor, und ist eines von den ersten Ländern, so die Portugiesen entdeckten. Auf ihrer andern Reise nach Ost-Indien, unter der Anführung des Petrus Alvarez Caprales, beredeten sie den König von Cananor, ihr Herr, der König von Portugall habe sie von dem äusersten Ende der Welt gesendet (c), um sich seine Freundschaft zuwegen zu bringen. Der Prinz liesse sich durch einen so schmeichelhaften Vorwand verführen, machte ein Cananor.

(b) Recueil des Voiages des Hollandois, Tom. VI, pag. 436.

(c) *Maffei*, Historia Indica, Part. I, Lib. II, cap. 5. Recueil des Voiages des Hollandois, Tom. VI, pag. 439. Mandelslo ostindianische Reisebeschreib. pag. 263. *Thevenot*, Voiages des Indes, Liv. II, chap. I.

ein Bündniß mit ihnen, und sandte seine Abgesandten an den König Emanuel von Portugall. Er überhäufte die Schifleute mit Wohlthaten; er erlaubte dem Franciscus Almeyda, portugiesischem Vicekönig in Ost-Indien, das erste Fort zu erbauen, so sie in diesen Ländern besessen haben, und kurz, es war eine besondere und genaue Verbindung unter den beyden Nationen, welche gemeinschaftlich alles ins Werk richteten, was die Kaufmannschaft in die Höhe und zum völligen Flor bringen konnte. Aber die schlimme Aufführung eines portugiesischen Capitains machte, daß alles ein ganz anderes Ansehen bekam; da er ein Schif ihrer Bundsgenossen auf dem Meer angriffe, und wegen seines starken Widerstands zu Grund schosse. Diese feindselige Aufführung brachte so wohl den König von Cananor, als seine Unterthanen gewaltig in Harnisch. Allein ein funfzigjähriger hartnäckiger und blutiger Krieg, brachte ihnen unendlichen Verlust zuwegen, und machte, daß man die Standhaftigkeit und den Muth der Europäer bewunderte. Was nun diese, mit so vielem vergossenen Blut erkauft und erhalten hatten, das wurde ihnen nur gar zu bald von neuen Feinden aus den Händen gerissen. Denn nachdem sich die Holländer im 1663. Jahr von Cranganor, Cochin und Coulan Meister gemacht hatten; so hielten sie es vor eine unumgängliche Nothwendigkeit, die Portugiesen auch aus Cananor zu vertreiben. Sie zwangen auch diesel-

dieselben im Monath Februarius des folgenden Jahres, sich vermittelst einer Capitulation zu ergeben, und schlossen darauf, zum Vortheil und Sicherheit der holländischen Handlungs-Compagnie, mit dem König von *Cananor* einen neuen Vertrag. Der Prediger *Baläus*, der damals bey dem Kriegsheer der Ueberwinder war, und diesen Krieg sehr umständlich erzählet hat (d), meldet, daß er daselbst die erste Predigt gehalten habe, um GOtt vor diese Eroberung Dank zu sagen.

Calicut ist die Hauptstadt eines andern Königreichs auf der Küste von *Malabar*. Sie hat drey Meilen im Umkreiß (e), ist aber mit keinen Mauern umgeben; man rechnet bey sechs tausend Häuser, die mehrentheils freystehen, und eines so weit von dem andern ist, daß jedes einen Garten haben kan. Ein Kaufmann kan ein Hauß vor zwanzig Thaler zu kaufen bekommen; die vor das gemeine Volk kommen aber nicht höher, als auf zwey Thaler. Es ist aber auch wahr, daß sie nur von grossen Stücken Erde erbauet

Von dem Königreich Calicut.

(d) Balée, Description des cotes de Malabar et de Coromandel, chap. 16.

(e) Recueil des Voiages Hollandois, Tom. III, pag. 671. Tom. IV, pag. 56. Tom. VI, pag. 441. An allen diesen Orten ist eine sehr umständliche Beschreibung von Calicut und den Gewohnheiten dieses Lands. *Thevenot*, Voiages des Indes, pag. 260.

bauet sind, die man an der Sonne austrocknen lässet, und daß sie gemeiniglich nicht über sieben oder acht Schuhe hoch sind. Das Land ist eines der allerschönsten, der reichesten und volkreichesten von der ganzen Halbinsel; weil der König hundert tausend Mann auf die Beine bringen kan, ohnerachtet seine Länder, so wohl längst dem Meer her, als in das feste Land hinein, sich nicht über fünf und zwanzig Meilen, und nach andern, mit dem Gebürge nur auf dreyssig oder vierzig Meilen, erstrecken. Man hat in diesem Land noch die alte Gewohnheit mit der Eintheilung der Stände beybehalten. Den ersten Rang haben die Priester oder Braminen, welche dem König währender Mahlzeit Gesellschaft leisten, und mit grosser Ehrfurcht alle Worte anhören, die aus seinem Mund gehen. Die andere Ordnung machen die Nairen oder Kriegsleute aus, die wegen ihres Standes von Adel sind, ob sie schon nichts anders, als Soldaten sind; es ist ihnen erlaubt, wenn sie ausgehen, einen Degen, Schild, Hellebarde oder Pique zu tragen. Zur dritten Ordnung gehören die Handwerksleute; zur vierdten die Fischer; zur fünften endlich die Arbeitsleute, die den Pfeffer, den Wein und die Palmnüsse einerndten, auch den Reis aussäen und schneiden.

Besondere Gewohnheiten dieses Landes, in

Die Gewohnheiten dieses Landes, in Ansehung der Heurathen und des Gebrauchs der Weiber, sind diesem Königreich wohl allein ganz eigen. Wenn sich der König vermählet, so siehet

het er sich einen von den Priestern aus, der die erste Nacht mit seiner Gemahlin zubringen muß; wovor er demselben fünf hundert Thaler bezahlet. Bey den Adelichen und Kaufleuten ist es gebräuchlich, daß sie ihre Weiber mit einander vertauschen; weil sie der Meinung sind, solches wäre ein sicheres Mittel die Freundschaft unter einander dauerhaft zu machen; allein die Kinder bleiben ihrem natürlichen Vater. Eine Frau kan sieben Männer nehmen, und ihrer aller zu gleicher Zeit geniessen. Wenn sie schwanger wird, so giebt sie demjenigen von ihnen das Kind, welchem sie es geben will, und er muß es schlechterdings behalten. Ob sie gleich fast wie die Mannspersonen nackend gehen, so sind sie dennoch immerfort mit ihrem Putz sehr beschäftiget: und dieser bestehet in einem Schmuck von Gold und Edelgesteinen, den sie so wohl an den Ohren, als an dem Hals, um die Arme, Beine und den Leib haben. Ansehung der Weiber.

Der König von *Cananor* führet den Titel eines *Zamorin*; welches in seiner Sprache so viel, wie ein Kayser bedeuten soll. Er führet denselben nach einer alten Verordnung des *Ceram Peroumal*, oder *Pereymal*, der sich nach *Mecca* begab, um den Rest seiner Tage in der Stille daselbst hinzubringen. Dieser Prinz (f), so Besonderes Gesetz wegen der Thronfolge.

(f) *Maturin Veissiere de la Croze*, Histoire du Christianisme des Indes, Liv. I, pag. 44.

Man-

so ein unumschränkter Beherrscher der ganzen *malabarischen* Küste war, theilte sein Reich unter seine Anverwandten und Freunde; und veranlaßte die Menge kleiner Könige, deren diese Seeküste voll ist. Aber er verordnete zugleich, daß der von *Calicut* den Namen eines *Zamorin* haben sollte. Das ganze Land verehret ihn, wie einen GOtt; und vielleicht geschiehet es aus Ehrfurcht gegen ihn, daß man ein ungereimtes Gesetz, vor dessen Urheber er gehalten wird, so genau beobachtet. Wenn der *Zamorin* von *Calicut* mit Tod abgehet, so folgen ihm nicht seine Kinder auf den Thron nach; sondern man setzet einen von den Söhnen seiner Schwester auf denselben. Denn da die *Braminen* die erste Gunstbezeugungen von der Königin empfangen, und ohne Unterlaß um dieselbe sind, um ihr Gesellschaft zu leisten; so ist man der Meinung, die Kinder, so sie zur Welt bringt, gehörten gleichfals ihnen eher zu, als dem König; an statt daß die Söhne der Schwester des Königs wahrhaftig aus königlichem Geblüte entsprossen sind.

Kriege dieses Prinzens mit den Portugiesen.

Von der Macht dieses Prinzens kan man ein Urtheil fällen, wenn man bedenket, was vor Kriegsheere er im Jahr 1503. wieder die *Portugiesen* ins Feld stellete. *Calicut* war der erste Ort in Indien, wo diese berühmte Seeleute ans

Mandelslo, Ostindianische Reisebeschreibung, pag. 267. et seq.

ans Land stiegen. Sie gewannen gleich Anfangs durch ihre Geschenke und schmeichelhafte Reden die Freundschaft des *Zamorin*, welche aber nur gar zu bald in eine unversöhnliche Feindschaft verwandelt wurde. *Maffei* (g) der der Geschichtschreiber der *Portugiesen* gewesen, und folglich, wenn es auf ihre Aufführung ankommt, verdächtig ist, verschweiget die Ursache davon. Der *Zamorin* gienge mit zwey hundert Kriegsschiffen, wie man sie in diesen Ländern hatte, und einer Kriegsmacht von sechzigtausend Mann auf sie loß. *Calicut* und *Panana*, zwey Plätze, wo sich der König oftmals belustigte, musten oft ein Tummelplatz der Kriegsvölker abgeben. Der Krieg gienge im Jahr 1529. mit noch grösserer Wuth von neuem an. Der König belagerte die Festung, welche die **Portugiesen** zu *Calicut* hatten bauen lassen. Hundert tausend Mann, so er damalen auf den Beinen hatte, bekamen dieselbe mit stürmender Hand ein, und schleiften sie, wie **Petrus** *von Caerdan* (h) solches berichtet. Allein **Walther** *Schooten* (i) meldet, die *Portugiesen* hätten die Festung selbst zerstöhret, als sie gesehen, wie übel die Sachen vor sie liesen.

(g) Historia Indica, part. I. Lib. II, cap. 4.

(h) Recueil des Voiages des Hollandois, Tom. III.

(i) *Ibidem*, Tom. VI, locis citatis.

Freyheiten der Christen. Die Stadt Calicut erkennet vor ihren Stifter den Ceram-Peroumal, einen Beschützer der Christen in Indien. Er gab ihnen, bevor er sich nach Mecca begabe, alle Rechte und Freyheiten des Adels in seinen Ländern. Kraft dieser Verordnung haben sie den Rang vor den Nairen, welche bey diesem ungläubigen Volk den ganzen Adel ausmachen: und was vor sie noch weit schätzbarer ist, das ist, daß sie so wohl in geistlichen, als weltlichen Sachen, unter niemand anders, als ihrem Bischof stehen. Diese Gunstbezeugungen sind um so viel desto grösser, da die Braminen bey diesen Götzendienern in einer ungemein grossen Hochachtung stehen. Hiervon werden wir im folgenden insbesondere reden.

Vom Königreich Cranganor. Ohngefähr achtzehen Meilen von Calicut liegt die Stadt Cranganor (k), welches die Hauptstadt eines kleinen Königreichs gleiches Namens ist. Sein König ist dem Zamorin in der Beschaffenheit eines Vasallen unterworfen, und ist in der That fast nichts weiter, als ein erblicher Gouverneur des Lands. An seinem Pallast ist nichts zu bemerken, was mehr als gemein wäre. Zu der Zeit, da die Portugiesen noch von Cranganor Meister waren, sahe man unter andern Kirchen daselbst der Jesuiter, oder, wie man sie in diesen Ländern nennet, der Mönche von

(k) S. *La Martiniere,* Dictionaire historique & géographique. Recueil des Voiages des Hollandois, Tom. VI, pag. 337. und 445.

von St. Paul ihre, wobey ein zahlreiches Collegium und eine schöne Bibliothec befindlich war: die Franciscaner hatten ebenfals hier ein Kloster. Da sich auch eine grosse Menge der St. Thomaschristen hier befindet, so hatten dieselben einen besonderen Erzbischof und eine Domkirche. Allein nachdem die Holländer den 15. Januar 1662. die Stadt mit stürmender Hand weggenommen: so zerstöreten sie aus ihrem gewöhnlichen Haß, gegen die, so sie Römischcatholische nennen, auch diese gottesdienstliche Gesellschaften.

Die Stadt Cochin ist die vornehmste in dem Königreich, das von ihr den Namen hat. Sie wird in die Ober- und Unter-Stadt eingetheilt (l), davon die eine an dem Ausfluß eines grossen Stroms, den die Einwohner Mangati nennen, liegt, gute Festungswerker hat, und dem König von Cochin gehöret. Die andere ist nichts weiters, als ein Flecken, wo sich die Portugiesen, gleich in den ersten Jahren ihrer Schiffarth nach Indien, festsetzten. Die Holländer nahmen ihnen diesen Ort im Jahr 1662. weg; und treiben nunmehr allhier einen starken Handel mit Pfeffer, welcher, nebst dem von Calicut der beste ist, der in ganz Indien wächßt. Die Sitten der Einwohner und das Vertrauen, so sie auf ihre

Vom Königreich Cochin.

(l) Mandelslo, ostindianische Reisebeschreibung, pag. 267. Recueil des Voiages des Hollandois, Tom. VI, pag. 363. *Thevenot*, Voiage des Indes, Tom. I, pag. 261.

ihre Braminen setzen, sind so beschaffen, wie an der ganzen Küste, von Calicut an. Sie haben eine Gattung schwarzer Bäume, von welchen sie sich aus einem einzigen Stamm Schiffe bauen, mit denen sie nichts destoweniger bis nach Goa, ja noch viel weiter ins hohe Meer, auslaufen †).

Die-

†) Als die Holländer die Portugiesen aus der Insel Ceylon vertrieben hatten, wurden sie sonderlich dadurch bewogen, die Stadt Cochin ihnen auch baldigst zu entreissen, weil ihrem Zimmethandel dadurch Eintrag geschahe. Es wuchse nämlich damalen um Cochin vieler wilder Zimmet, welchen die Portugiesen, als die Holländer den Preiß des ihrigen steigerten, häufig nach Balsora, Persien, Arabien und andern Ländern verführten, und letzteren dadurch grossen Schaden thaten. Um nun diese Handlung zu zernichten, sandten die Holländer ihre Völker, die so wohl aus Europäern, als Cingalen und Amboinensern bestunden, nach Cochin ab. Sie landeten zu Porto-Bello, wo die Holländer das Jahr vorher eine Schanze aufgeworfen hatten. Kaum daß das Kriegsheer am Land war, so näherte sichs auch der Stadt Cochin, und setzte sich in ein verschanztes Lager, zwischen welchem und der Stadt ein kleiner Fluß war. Es wurden sogleich etliche Batterien aufgeworfen, dieselben aber thaten der Stadt, wegen der grossen Entfernung wenig Schaden. Inzwischen erhielten sie einige Verstärkung, nach deren Ankuuft sogleich

bey

Dieses Königreich erstrecket sich gegen Mittag bis an das Vorgebürge von Comorin, und hat gegen Aufgang das Gebürge von Gate zur Gren-

Gebürge von Gate, so die Climata theilet.

bey zwey vor der Stadt stehenden Kirchen Posto gefasset wurde. Es wurde bey der nahe am Meer stehenden Kirche St. Johann eine Batterie von vier, und noch zwey andere, die eine gleichfalls von vier, die andere von sieben Canonen und zwey Mörsern aufgeworfen, von welchen die Stadt unaufhörlich beschossen wurde. Nach gelegter Breche wurde ein Sturm unternommen, der aber abgeschlagen, und durch Unvorsichtigkeit des commandirenden Gouverneurs von Cranganor, der selbst gefangen wurde, viel Volks verlohren wurde. Im zweyten Sturm hatte man kein besseres Glücke, aber bey dem dritten büsseten die Portugiesen ziemlich ein, und musten überdas einige der bestürmten Posten in den Händen ihrer Feinde lassen; worauf sie, weil es aufs äuserste gekommen war, capitulirten, und die Stadt übergaben. Nach dieser Eroberung befestigten die Holländer diesen Platz aufs beste, und erhoben einen andern König auf den Thron, weil sie den vorigen, der es mit den Portugiesen gehalten, vertrieben hatten. Cranganor hatten sie, im Fall sie hier glücklich wären, dem Zamorin einzuräumen versprochen, und sie hielten ihm auch ihr Versprechen, nachdem sie vorher die Festungswerker der Stadt geschleifet. Wenig Tage hernach unternahmen sie auch die Belagerung von Cananor, welcher Ort sich aber ohne Widerstand ergabe.

Grenze, welches dreyssig Meilen von dem Meer liegt, und durch die ganze Küste von *Malabar* hergehet, wie der Apemim durch *Italien*, und einiger massen zwey Welten, in Ansehung des verschiedenen Climatis, von einander absondert. Alle Reisebeschreiber stimmen in Erzählung einer besondern Merkwürdigkeit von diesem Gebürge mit einander überein, die so beschaffen ist, daß man sie nur aus der Erfahrung haben, und deswegen allein glauben kan. Der Winter fängt auf der *malabarischen* Küste (m) gegen das Ende des Junius (n) mit einem Sudwest-Wind an, der von der Seeseite kommt, und auf der ganzen Seeküste, von *Diu* an, bis an das Vorgebürge von *Comorin*, wehet. Alsdenn ist nicht nur das Meer um diese Gegend nicht schifbar; sondern es sind so gar wenige Häfen, wo die Schiffe vor den Stürmen und Donnerwettern und den sie begleitenden entsetzlichen Blitzen, die ohne Unterlaß bey dieser Jahreszeit die Luft durchkreutzen, in genugsamer Sicherheit und Bedeckung wären. Es ist aber im Gegentheil zu bewundern, daß man zu gleicher Zeit, auf der Küste von *Coromandel*, welche an der Morgenseite der

(m) *Mandelslo*, ostindianische Reisebeschreib. pag. 250.

(n) Aus dieser Ursache hat *Quintus Curtius* gesagt, die *Indianer* hätten zu der Zeit den Winter, wenn es bey uns Sommer wäre. Lib. VIII, cap. 9.

der Halbinsel liegt, des angenehmsten Frühlings, und der allerschönsten Witterung im ganzen Jahr, geniesset. Wenn man demnach zu *Masulipatan* alles Vergnügens theilhaftig wird, so muß man zu *Goa* und dasiger Gegend, die doch unter der nämlichen Polhöhe liegen, alle Härte des Winters, den Frost ausgenommen, erdulten. Eben so verhält sichs mit *Mangalor* und *Meliapour*, mit *Cananor* und *Pondichery*, und so gar mit *Coulan* und *Tutucorin*, die doch nicht über dreyßig Meilen von einander entfernt sind. Diejenige, so zu Land von einer dieser Küsten zur andern reisen, erblicken auf den Spitzen der Gebürge von *Gata* auf der einen Seite eine helle und gemässigte Luft, und auf der andern ein Land, das ganz mit Nebeln bedecket ist, und mit häufigen Regengüssen begossen wird.

Gegen Ausgang des Octobermonats endigt sich der Winter auf der Küste von *Malabar* (o), und überhaupt fast in ganz *Indien*, selbst in den Königreichen *Orixa* und *Bengala*; alsdenn aber fängt er auf der Küste von *Coromandel* erst an, wo er vier ganzer Monate lang in einem fortdauret, da indessen dem übrigen Theil von *Indien* der Himmel sich in seiner schönsten Klarheit zeiget, und die Erde ihre Zierrathen, Reichthümer und Wohlthaten recht verschwenderisch hervorbringet.

Man

(o) Recueil des Voiages des Hollandois, Tom. VI, pag 506. & seq.

Man gedenket noch zweyer oder dreyer Gegenden, wo diese bewundernswürdige Verschiedenheit der Witterungen sich, in einer fast gar nicht beträchtlichen Entfernung, verspüren läßt. Auf der Insel *Ceylon* fängt der Winter im mitternächtlichen Theil der Insel im Monat October an, zu gleicher Zeit, wenn er sich auf der Küste von *Coromandel* einfindet, von deren diese Insel so gar entfernt eben nicht ist. Alsdenn geniesset man in den mittäglichen Gegenden der Insel der allerreitzensten Sommerwitterung. Im Gegentheil, wenn die Stadt *Jaffanapatan* der Annehmlichkeiten des Sommers theilhaftig wird, so sind die Städte gegen Süden, als *Colombo, Caletura, Ponto Galle, Bellingham* und andere, mit einer dicken und düsteren Luft überzogen, und es fallen daselbst beständige Regen nieder. Eben dergleichen trägt sich in einem Theil der weiter gegen Morgen liegenden Eylande zu. *Ceram* ist eine lange Insel in der Nachbarschaft von *Amboina*; und wenn sich auf der nordlichen Küste derselben, ihrer ganzen Länge nach, die Winterwitterung befindet: so trift man auf ihrer südlichen Küste, kaum in einer Entfernung von drey oder vier Meilen von der erstern, die vollkommene Sommerwitterung an. Endlich findet man, daß an der einen Seite des *Vorgebürges von Rosalgate* in dem *arabischen Meerbusen* die Schiffe in völliger Sicherheit vor Anker liegen, oder das Meer durchstreichen, und auf der andern Seite des nämlichen

chen Vorgebürges, bis an die entferntesten Küsten des glückseligen Arabiens, können die Schiffe, wegen der beständigen Sturmwetter die See unmöglich halten.

Es war gewisser massen nöthig, diese Anmerkung von der Verschiedenheit der Witterungen hier beyzubringen, damit man die Reisebeschreiber verstehen, und mit einander vereinigen könnte, wenn einige von ihnen den Winter in die Zeit des Sommers, und andere den Sommer in die Wintermonate versetzen. Nach dieser kleinen Ausschweifung müssen wir die topographische Beschreibung der Halbinsel disseit des Ganges weiter fortsetzen. Das Vorgebürge von Comorin, welches ganz genau an der mittäglichen Spitze des Gebürges von Gata lieget, scheidet die beyden Küsten der Halbinsel von einander. Die gegen Abend, von welcher wir geredet haben, wird die Küste von Malabar genennet; die aber gegen Morgen, so wir noch zu durchgehen haben, nennet man die Küste von Coromandel. Die Paravas und Maravas (p), so den untersten Theil davon bewohnen, sind Götzendiener, die uns kaum bekannt sind. Diese Gattung von einer Meerenge ist deswegen berühmt, weil man an dem Vorgebürge, und zu Tutucorin (q) die allerschönsten Perlen fischet,

so

(p) Recueil des Voiages des Hollandois, Tom. IV, pag. 297.

(q) Recueil des Voiages des Hollandois, Tom. VI, pag. 311. & seq.

so in ganz Indien angetroffen werden; daher sie auch den Namen der Fischerey erhalten hat. Man findet daselbst auch an den Felsen, die auf dem Grund des Meeres sind, grauen Ambra, der so vollkommen ist, wie der aus Madagascar und den Maldivischen Inseln immermehr. Wir haben schon sehr umständlich von den Perlen geredet: allein die Ungewißheit, in der noch alle Naturkündiger, wegen der Natur des Ambra und der Art seiner Erzeugung, stecken, macht, daß wir es nicht wagen wollen, unsere Muthmassungen davon vorzutragen (r) †).

Negapatam. Der erste Platz, so uns bey dem Ausgang der Meerenge vorkommt, ist Negapatam. Als die

(r) Die Urheber des Dictionaire de Trevoux haben diesen Artickel so vernünftig, als vorsichtig, berühret, ohne ihre besondere Meinungen an den Tag geben zu wollen; und in Wahrheit, es sind auch grosse Schwierigkeiten vorhanden, die die Entscheidung dieser Sache hindern.

†) Ein neuerer, in der Naturkunde sehr erfahrner Schriftsteller, nämlich der verstorbene Herr Burgermeister Anderson, hat in seiner Beschreibung von Island, Grönland und der Strasse Davis sehr wahrscheinlich, wo nicht gewiß, gemacht, daß der Ambra in dem Leib der Wallfische entstehe, wie der Bezoar in den Ziegen oder Affen. Seine Gedanken sind so lesenswürdig, daß es niemanden gereuen wird, sie bey ihm selbst nachzusehen.

die Portugiesen anhuben, sich in Indien (s) feste zu setzen, war dieser Ort noch nichts anders, als ein schlechtes Dorf oder kleiner Flecken, aus welchem sie eine ziemlich beträchtliche Stadt machten. Sie umgaben ihn mit Mauern und guten Festungswerkern, um welche sie einen breiten Graben herum leiteten. Wie sie nun die Insel Ceylon, nebst der Küste bey der Perlenfischerey besassen: so war ihnen, wegen der Bequemlichkeit des Anländens, diese Stadt von nicht geringer Wichtigkeit. Man sahe daselbst viele schöne Kirchen, und ein Kloster, das den Jesuiten zuständig war. Sie erhielten diese Stadt bis ins Jahr 1658. das ist, ohngefähr sechzig Jahre. Damalen aber kamen die Holländer, die sich schon der Insel Ceylon bemächtiget hatten, und nahmen ihnen mit dem Beystand des Königs von Tanschaur, den sie von dem Bündniß mit den Portugiesen abwendig gemacht hatten, die Stadt hinweg. Sie legten alsobald eine zahlreiche Besatzung in den Ort; versahen ihn mit allem, was zu einer tapferen Vertheidigung nöthig war; und errichteten daselbst eine ihrer vornehmsten Factoreyen. Seit dieser Festsetzung siehet man daselbst Mohren, Benjanen und Indianer aus allen Provinzen, die, unter dem Schutz der Holländer, ihrer Handlung

(s) Recueil des Voiages des Hollandois, Tom. VI, pag. 300.

lung hier ruhig abwarten. Die Gegend umher stehet ganz voll von Pagoden, darunter einige mit kostbaren Zierrathen, aber ohne allen Geschmack, versehen sind: die übrigen aber sind dunkel, unrein, übel gebauet, und sehen fast nicht anders aus, als wie Ziegelöfen. Insgesammt stehen sie voller abscheulicher Figuren, welche von diesen Götzendienern, als ihre Götter angebetet werden.

Tanschaur. Tanschaur ist nicht mehr als zwanzig Meilen davon entlegen; und diese Stadt ist der Hauptplatz eines kleinen Königreichs, das von ihr den Namen führet. Ohnerachtet der König so wohl, als seine Unterthanen, zu allen Zeiten die unversöhnlichsten Feinde der wahren Religion gewesen: so versichert man dennoch, daß die Christen in dieser Stadt mehr als sieben hundert und vierzig Häuser besitzen (t).

Tranquebar. Tranquebar liegt an dem Seestrand, und ist den Dänen zuständig, welche die Stadt im Jahr 1630. käuflich an sich brachten. Damals war sie nur ein kleiner Flecken; aber sie haben daraus eine grosse und schöne Stadt gemacht, die sie mit einem Schloß und einer Citadelle befestiget haben. Es befindet sich allda eine catholische Kirche, drey Protestantische, eine Moschee und fünf grosse Pagoden; woraus so viel erhellet, daß diese Stadt Einwohner von allerhand

Reli-

(t) Dictionaire de Trevoux, unter dem Wort Tanjaor.

Religionen hat. Der König von Dännemark unterhält daselbst Prediger, die das Christenthum nach den Lehrsätzen der Protestanten ausbreiten. Man rühmet ihren Eifer und ihre gelehrte Nachrichten gar sehr (v). Sie befinden sich schon seit dem Jahr 1707. allhier, und haben sich eine Buchdruckerey nebst den nöthigen Druckern kommen lassen; dergleichen man bisher in Indien noch nicht gesehen hatte. Nachdem sie hierauf verschiedene kleine geistliche Bücher, so wohl in malabarischer, als portugiesischer Sprache drucken lassen: so gaben sie endlich auch das Neue Testament (x) unter die Presse, das sie in diese beyden Sprachen übersetzt hatten. Sie haben gleichergestalt das Alte Testament übersetzt, und sollen gegenwärtig daran arbeiten, es gleichfals unter die Presse zu geben.

Achtzehen Meilen weiter gegen Norden liegt die Stadt Pondichery, der schöne Handelsplatz und das Hauptcomtoir der französischen Compagnie in Indien. Als sich unsere Seefahrer derselben bemächtigten, hiesse sie Bou- Pondichery.

(v) Ich habe diese Nachrichten, die in deutscher Sprache geschrieben sind, nicht gesehen. Allein Abraham du Bois, von dessen 645. Seite dieser Artickel genommen ist, erhebet sie ungemein, pag. 643.

(x) Es befindet sich hiervon ein Exemplar von der andern Ausgabe, in malabarischer Sprache, in der königlichen Bibliothec zu Paris.

doutschery (y), und war nur ein geringer Ort; aber seit der Zeit hat sie ein ganz anderes Ansehen bekommen. Monſ. Macerat errichtete alsobald ein Comtoir darinnen, (z); man legte auch ein Fort an, und bauete ein Seminarium vor die Jesuiten, ein Hauß vor die dahin zu schickenden Missionarios, und ein Convent vor die Capuciner. Die Holländer, so es mit neidischen Augen ansahen, daß dieser Handelsplatz mit solchem Fortgang und Geschwindigkeit zunahme, sandten drey tausend und fünf hundert Mann regulirter Truppen, nebst einer fürchterlichen Menge Artillerie und aller nothwendigen Kriegsmunition dahin, um uns diesen neu überkommenen Platz aus den Händen zu reissen. Ohnerachtet der hitzigsten und recht rasenden Stürme, so sie auf die Stadt thaten, wiederstunden ihnen doch hundert und funfzig Franzosen, welche die ganze Besatzung ausmachten, zehen bis zwölf Tage lang, so wohl auf der See- als der Landseite, auf das tapferste. Endlich wurden sie von der überlegenen Macht überwunden, und gezwungen, sich auf bessere Bedingungen zu ergeben, als sie wegen ihrer schlimmen Umstände kaum hätten hoffen können. Sie zogen den 3. September 1693. mit ihrem Gewehr und Bagage aus der Stadt

(y) *Du Bois*, Géographie moderne, p. 646.

(z) Mémoires du Tems. *Lullier*, Nouveau Voiage aux grandes Indes, et instruction pour le commerce, pag. 98.

aus; allein die Holländer gaben, nach dem Ryswicker Frieden im Jahr 1698. den Platz wieder zurück, wie man in dem Friedensschluß einig geworden war; und seit der Zeit residiret ein Bischof daselbst *)

Die Veränderungen, so die Herrn von der Compagnie in dieser Stadt vorgenommen haben, seit dem sie in friedlichem Besitz derselben gewesen, sind beynahe unglaublich. Sie haben daselbst eine regulaire Festung (a) angelegt, an welcher es an keinem einzigen, zu einer guten Vertheidigung nöthigen, Aussenwerk ermangelt. Sie ist allezeit mit Kriegsmunition und Lebens-

*) Der Herr Abt Guyon hat, als dieser Theil im französischen schon abgedruckt war, genauere Nachrichten von Pondichery bekommen, und man muß um deßwillen nicht so wohl dem folgen, was er hier sagt, als dem was man im dritten Theil finden wird. Ich bin, sagt er, von einem Reisenden verführet worden, wenn ich allhier gesaget, es residirte ein Bischof allda. Dieses verhält sich nicht also; der Reisende ist selbst verführet worden, indem derselbe den Herrn Erzbischof von Antiochien, oder den Bischof von Sanct Thomas, oder einen andern, der als Missionarius in Malabar gewesen, alda gesehen; aber dieser hielte sich nicht ordentlich zu Pondichery auf. Der erstere hielte sich im Missionshauß, der andere bey den Jesuiten auf.

(a) Lettres édifiantes, Tom. XV, pag. 19.

mitteln wohl versehen, und hat zwey hundert Stücke schweres Geschützes. Man hat den grösten Theil der Stadt wieder aufgebauet, welche von Tag zu Tag grösser und schöner wird. Die Gassen sind nach der Schnur gezogen; die Häuser der dasigen Europäer sind von Backsteinen, und auf römische Art ein Stockwerk hoch gebauet, weil das Holz daselbst mangelt, und man sich vor den Winden fürchtet. Ob aber gleich die Häuser der *Indianer* nur von Erde, die mit einer Gattung Kalk vermenget ist, den man aus gebrannten Austermuscheln machet, gebauet sind; so sehen sie doch nicht uneben aus, weil sie gerade Strassen formiren. Es sind allhier schöne Baumalleen zu sehen, unter deren Schatten die Weber die schönen *Cattune* arbeiten, die in *Europa* so hoch geschätzt werden.

Eine Erzählung, die uns ein neuer Reisender (b), der im Jahr 1722. diese Weltgegenden besucht, geliefert hat, enthält unter andern folgendes von dieser Stadt. *Pondichery* ist das vornehmste Handlungs-Comtoir der *französischen* Compagnie in ganz *Indien*, und der einzige Ort, wo die *Holländer* und *Engelländer* keine Factoreyen haben. Seit einigen Jahren hat der König von *Frankreich* einen hohen Gerichtshof dahin gesetzt; die Compagnie aber besitzet

(b) *Lullier*, nouveau Voiage aux grandes Indes, pag. 33.

sitzet hier grosse Güther. Die Stadt mag ohngefähr vier Meilen im Umfang haben; und jedem Stand ist sein besonderes Quartier darinn angewiesen. Als ich mich daselbst aufhielte, legte man eben ein neues Fort an, ohngeachtet schon neun kleine vorhanden waren, um die Stadt vor den Anfällen der *Indianer* desto besser in Sicherheit zu stellen. Aus dieser Ursache unterhält auch die Compagnie einen Gouverneur, einen Commendant der Infanterie, einen Major, drey Compagnien *französischer* Infanterie, und zwey bis drey hundert *Topasier*, welches zwar Eingebohrne dieses Lands sind, die aber auf *französische* Art erzogen und gekleidet, und von den Missionariis in der *catholischen* Religion unterrichtet werden.

Die Compagnie läßt, als Souverainin von *Pondichery* und dem dazu gehörigen Land, in dieser Stadt Geld schlagen, mit dem Namen des Königs. Sie nimmt in ihrer Handlung die Coris (c) nicht an, ob sie gleich in dem Land geläufig sind; dieses sind nichts, als kleine Muscheln, deren zwanzig einen Liard gelten. Man bedient sich davor der *Caches*, einer kleinen Kupfermünze, davon das Stück einen Pfennig gilt: die allergrösten Silbermünzen, so an diesem Ort gangbar sind, gelten nicht mehr als vier Sols; und ihre Goldmünzen so sie *Pagoden* nennen, sind

(c) *Lullier*, nouveau Voiages aux grandes Indes, pag. 188.

nach unserm Werth eine halbe Pistole. Ohne Zweifel wird der Gehalt des Metals mit diesem geringen Werth proportioniret seyn.

Dieses über die Massen sandige Land bringet nichts auser Reis und gar wenige Kräuter hervor, die man als ein Gemüsse essen könnte. Jedennoch giebt es daselbst eine Art von dicken Rüben (d), Saurampfern, Spinat, kleine Kürbis, die sie Giromons nennen, Chicorien, weissem Kohl, und Gurken; aber diese Gartenfrüchte insgesammt haben einen andern Geschmack, wie die unsrigen. Es wachsen daselbst die Citronen haufenweiß, nebst einigen Pomeranzen, Bananas, Granatäpfeln, Patatas, Wassermelonen, die daher also benennet werden, weil sie sich fast gänzlich im Wasser auflösen, und an morastigen Orten wachsen, nebst noch anderen besonderen Früchten, die man in Europa nicht kennet. Man findet hier alle Arten von Geflügel, Wildpret, Ochsen und Kühe, und eine grosse Menge von Büffeln, deren sich die Einwohner dieser Orten bedienen, die Frachten von einer Stadt zur andern zu bringen. Endlich sind auch die Cocosbäume in Menge hier anzutreffen. Dieser Baum ist so auserordentlich, und zugleich so schätzbar, daß er in gegenwärtiger Historie wohl einigen Platz verdienet.

Der

(d) *Lullier*, nouveau Voiage aux grandes Indes, pag. 188.

Der Cocosbaum, den andere auch den indianischen Palmbaum zu nennen pflegen, ist ein grosser Baum, von einem Stamm ohne alle Aeste (e), der niemalen über einen Schuh im Durchschnitt dicke wird; er dehnet sich wohl funfzig Schuhe in die Höhe, allezeit ganz gerade, und lässet seine untern Blätter jederzeit von selbsten fallen. Aus seinem Gipfel schiessen einige schwache Aeste mit Blättern hervor, die nicht selten zwanzig Schuhe lang werden, sehr zart sind, und wegen ihres eigenen Gewichts niederhängen, so, daß sie ein angenehmes Laubwerk formiren, und, wie die Haare um das Haupt, rund herum zertheilt sind.

Beschreibung des Cocos- oder Palmbaums.

Wenn sein Stamm noch grün ist, so steckt ein weisses Mark darinnen, das fast der geronnenen Milch ähnlich ist; es ist sehr zart, von einem sehr niedlichen Geschmack, und so ohnschädlich und gesund, daß man nicht befürchten darf, deswegen zu viel zu essen. Alsdenn ist das Holz schwammig; es lässet sich sehr leicht schneiden; und die Indianer schneiden zu der Zeit, ohne zu befürchten, daß sie dadurch dem Baum einigen Schaden thun möchten, von einer Weite zur andern,

Der Stamm

(e) *Maffei*, Historia Indica, Part. I, Lib. VII, cap. 7. Mandelslo, ostindianische Reiseb. pag. 350. Recueil des Voiages des Hollandois, Tom. I, pag. 266, et Tom. VI, pag. 472. *Lullier*, nouveau Voiage aux grandes Indes, pag. 31. und andere mehr.

andern, Staffeln, vermittelst welcher sie mit einer unglaublichen Geschwindigkeit bis an den Gipfel des Baums klettern. Allein wenn man den Baum abhauet, so wird das Holz nach Verlauf einiger Zeit so hart, wie wir es an den Stückern sehen können, die zu uns gebracht werden. Es wird alsdenn nicht nur zum Brennen tauglich; sondern man kan es auch zu Mastbäumen brauchen, auch Bretter, Seegelstangen, Schwerdter und solche Pfeile daraus machen, mit denen man durch einen eisernen Harnisch durchschiessen kan. Man bemerket an diesem Baum dreyerley Rinden. Die erste und andere dienen zum Einpacken der Waaren; die dritte aber ist so zart, daß man sie statt des Pappiers brauchen kan (f), und daß sie in hunderterley Sachen statt eines Tuches gebraucht wird.

Seine Frucht.

An der Spitze und zwar unmittelbar unter dem Ort, wo an dem Stamm die Blätter herausspro\u017fsen, siehet man viele etwas platte Schoten hervortreiben, die so dicke und lang sind, wie der Arm eines Mannes. Sie bestehen aus zwey bis drey Hölen, welche nach und nach aufspringen, so wie die darinnen liegende Früchte treiben und grösser werden. Alsdenn kommt eine Traube zum Vorschein, die fast so aussiehet, wie an den grossen Castanienbäumen, an deren achtzig

(f) Quintus Curtius hat schon gesagt, einige Bäume in Indien hätten eine so feine Rinde, daß man darauf schreiben könnte. Lib, VIII, c. 9.

zig bis hundert kleine Cocosnüsse hängen, von welchen aber kaum dreyzehn bis vierzehen zur völligen Reife kommen. Man kan an einem Baum Trauben von verschiedenen Alter wahrnehmen. Einige stehen noch in der Blüthe, wenn an den andern die Früchte sich schon gebildet, oder beynahe die völlige Zeitigung erlangt haben. Die Indianer warten eben nicht jederzeit mit dem Abschneiden dieser Nüsse, bis daß selbige zur höchsten Reife gekommen sind. Sie haben aber schon aus der Erfahrung gelernt, daß diese Frucht zu gebrauchen sey, und ihre besondere Tugenden habe, zu welcher Zeit man sie auch immermehr abbrechen wolle. Wenn die Nuß noch grün ist, ob sie gleich die Dicke zweyer Fäuste schon erlangt hat: so kan man fast einen Schoppen einer Feuchtigkeit daraus ziehen, die so helle ist, wie das schönste Wasser, und so frisch, wie eine Quelle in einem Felsen. Auser dem nun, daß dieses der angenehmste Trank ist, den man sich nur wünschen kan, so löschet auch nichts den Durst besser; er erfrischet das Geblüte, und heilet die hitzigen Fieber. Wenn man ihn warm trinkt, so stillet er den Blutfluß oder die rothe Ruhr; und sonsten wird er auch noch zu vielen andern Umständen mit andern Arzneyen vermischt und gebraucht, und muß mehrentheils die beste Wirkung thun. Wenn die Nuß ein wenig zeitiger wird, so verdicket sich dieses Wasser in derselben, und wird mit Löffeln wie Milch-Rahm gegessen. Diese Substanz wird nach und nach immer unvermerkt fe-

ster;

ster; anfänglich nimmt sie die Festigkeit, Farbe und beynahe auch den Geschmack unserer welschen Nußkerne an sich; zuletzt aber wird sie so hart, wie die Haselnüsse oder Mandeln, nur daß ihr Geschmack an niedlicher Annehmlichkeit dieselben weit übertrift. Diesen Kern zerreiben die Indianer, und vermischen ihn mit ihrem Reis; und wenn sie da noch Zucker und Zimmet hinzuthun; so muß dieses von Personen von jedem Stand ein recht niedliches Essen seyn. Das Oehl, so man herauspresset, ist ungemein süß: daß es aber so wohlfeil verkauft wird, das geschieht nur wegen seines grossen Ueberflusses; welches auch die Ursache ist, daß es zu sehr schlechten Dingen verbraucht wird, und dergestalt eine starke Menge aufgehet. Die Nuß, aus welcher es gepresset wird, ist gemeiniglich von der Dicke und Gestalt einer länglichen Melone; zuweilen aber wird sie auch grösser. Sie hat drey Schaalen, von welchen die äuserste sehr braun und glatt ist; die andere giebt, wenn sie getrocknet worden, eine Art eines Flachses ab, und kan auch gesponnen werden; die dritte aber ist eine sehr zarte Haut, die sich vollkommen weiß bleichen läßt, und von welcher jedermann, selbst die vornehmsten Personen in diesen Ländern, Mützen tragen. Ehe aber die dritte Schale reif und trucken genug wird: so richtet man sie wie die spanischen Artischocken zu, und isset den Kern der Nuß an statt des Brods dazu. Es giebt fast keine Materie, die zum Spinnen geschickter sey, und deren man

sich

sich zu mehrern Dingen gebrauchen könne. Wenn sie wie Flachs oder Hanf zubereitet worden, so macht man aus dem feinsten Theil davon, die Gattung von Leinwand, welche darnach benennet wird (ecorce); und aus dem zurückbleibenden gröbsten Werg werden Seile und Cabeltauen gemacht, die man auf den Schiffen besser brauchen kan, als die Tauen, die aus anderer Materie verfertigt worden. Denn weil diese Schale das Salzwasser liebet, so wird sie auf der See wieder ganz grün, und hält die vor Anker liegenden Schiffe in aller Sicherheit; nicht so wohl durch ihre Stärke und Festigkeit, als wegen ihrer wieder erlangten grünen Farbe und Zähigkeit, wegen welcher sich die Tauen ziehen lassen, wie das Leder, und den Schiffen nachgeben, wenn sich das Meer erhebt, und, wenn es wieder ruhig wird, in ihre vorige Länge wieder zusammenziehen. Auf diese Weise haben diese Tauen vor den unserigen vieles zum voraus; denn unsere brechen eben wegen ihrer Stärke, gar oftmalen. Endlich macht man auch aus der harten Schale, die die Frucht unmittelbar einschliesset, Kannen, allerley Trinkgeschirre und andere Zierrathen. Die *Indianer* stechen mit ungemeiner Kunst allerhand Figuren auf dieselben, und beschlagen sie sehr zierlich und kostbar. Sie werden alsdenn auch sehr theuer verkauft. Man kan in Frankreich, in den Cabinettern solcher Personen, die an den Werken der Natur und Kunst einen Gefallen haben, ihrer nicht selten zu sehen bekommen.

Die

Der Palmwein.

Die Kunst und Erfahrung hat die Einwohner in Indien belehret, auf welche Weise sie aus diesem Baum einen Wein bekommen könnten (g). Wahrhaftig, es scheinet, als wenn die Natur alle ihre Kräfte an diesem Baum habe verschwenden wollen. Um nun den Wein zu bekommen, so schneiden sie eine Blume oder ganze Traube ab, und binden eine Gattung eines Krugs daran, dessen Oefnung sie so fest an dem Baum befestigen, daß die Luft nicht hineindringen kan, damit die Kraft dieses Weins oder Wassers, welches ohne Unterlaß in das Gefäß tropfet, nicht verrauche. Wenn der Krug voll ist, so sieden sie das Wasser, und durch das Feuer bekommt es alsdenn den Geschmack und die Eigenschaften des Weins, ohnerachtet es vorher der Molken nicht unähnlich war. Wenn die Indianer recht guten Essig haben wollen: so setzen sie dieses Wasser an die Sonne; und wenn sie einen rechten starken Brandwein daraus machen wollen: so distilliren sie es in einem Distillirkolben. Sie wissen auch Zucker daraus zu machen, den sie Jacra nennen; weil er aber sehr braun ist, so achten sie ihn nicht viel, da sie ohnedem weissen genug haben.

(g) Die Alten reden schon von dieser Geschicklichkeit der Indianer. S. *Philostratus*, in vita Apollonii, Lib. II, cap. 7. *Quintus Curtius*, Lib. VIII, cap. 9. *Strabo*, Geograph. Lib. XV, pag. 694. & 709. *Athenaeus*, Deipnosoph. Lib. XII, pag. 652.

ben. Die Portugiesen mischen trockene Weintrauben und einige andere Dinge mit dem Wasser, so wie es von dem Baum kommt, und machen einen Trank daraus, der an Geschmack und Stärke dem spanischen Wein gleich kommt.

Das Mark, so der Länge nach im Stamm des Palmbaumes befindlich ist, steiget an dem obersten Ende in die Höhe, und ist zuweilen in Form eines spitzigen Zapfens, zuweilen auch in einer Rundung, in einer Schale eingeschlossen. Das innere ist eine weisse Substanz, die aus lauter Blättern bestehet, welche sehr dichte und fest gleichsam um einander gewickelt sind, oder deren vielmehr eines in dem andern stecket; und dieses Mark nennen wir den Kern des Palmbaums (palmite). Diese Blätter werden auf mancherley Weise gebraucht. Wenn man sie roh isset, so schmecken sie recht niedlich; man richtet sie auch als ein Gemüsse und zwar wie Krauthäupter zu; zuweilen müssen sie die Stelle des Lattichs vertreten, und werden als ein Salat gegessen; endlich lässet man sie auch trocken werden, und alsdenn sind sie so gut wie das beste Papier, das man in Indien haben kan. Wenn man aber diesen Palmkern aus dem Baum nimmt: so ist zu befürchten, der Baum werde aussterben. Das Mark.

Nichts ist uns jetzo noch übrig, als daß wir auch von den Blättern des Cocosbaums noch reden, zumal da diese nicht minder merkwürdig, und von keinem geringern Nutzen sind, als die andern Seine Blätter.

dern Theile des Baums. Einige Europäer haben ihrer gemessen, und verschiedene gefunden die zwanzig Fuß in der Länge gehabt. Sie haben fast die Figur einer Schreibfeder. Die Indianer wissen sie zuzubereiten, und sie so gelinde zu machen, wie Leinwand. Einige machen sich Kleider daraus, andere bedecken ihre Häuser damit: die Kaufleute bedienen sich ihrer zum Einpacken der Waaren; und die Seefahrer machen Seegel daraus, und brauchen sie auf den Schiffen *).

Diesem nach ist unter allen Bäumen, die auf dem ganzen Erdkreiß wachsen, keiner, welcher den Menschen mehrern Nutzen schaffen könnte, wie der Cocosbaum. Er allein könnte wohl dem Menschen alles geben, wessen er nur benöthiget seyn möchte. Sein Mark, sein Wein und seine Frucht sind schon hinreichend zur Nahrung der von Natur mit wenigem zufriedenen Indianer. Sein Holz ist gut zum Schifbau, Häuser aufzuführen, und Waffen daraus zu machen; seine Blätter sind so gut, als Ziegel oder Schiefersteine, und dienen zu Seegeln auf den Schiffen; und endlich bedienet man sich seiner verschiedenen Rinden zu allerhand Bedeckungen in diesem Land, zu Tapeten und Decken, Matten und verschiedenen so nützlichen, als schönen Tüchern.

Daher

*) Die Indianer bedienen sich dieser Blätter beym Schreiben besonders stark; sie schreiben ihre Briefe und Bücher darauf.

Daher kommt es, daß die Indianer, wenn sie einen rechtschaffenen und fleißigen Mann sehen, zu sagen pflegen, er seye so viel werth, wie der Cocosbaum. Dieser Baum ist in vielen Gegenden in Indien so häufig anzutreffen, daß man ganze Wälder davon finden wird.

Von einem Baum, der sich selbst fortpflanzt.

Seine Beschreibung nöthiget uns, auch von einem andern zu reden, der sonst nirgends, als in diesen morgenländischen Provinzen angetroffen wird, und vor die Fremden allezeit ein Gegenstand gewesen, der sie zur Verwunderung, ja zum Erstaunen gebracht. Sein Stamm (h) steiget anfänglich in die Höhe, wie der Stamm an andern Bäumen; hernach krümmen sich seine Hauptäste bis an die Erde, und treiben Faden und kleine Sprossen in dieselbe, welche zu Wurzeln werden, und den Ast an der Erde fest machen. Der Saft, welchen der Ast aus derselben ziehet, machet, daß er wieder in die Höhe schiesset, und zu einem andern Baum wird. Die stärksten Zweige von diesem senken sich wieder hernieder, wie die Aeste des ersten Baums, sie schlagen Wurzel, steigen wieder in die Höhe: und so geht es fort, bis daß die ganze Erde um den Hauptstamm herum bewachsen ist,

(h) Recueil des Voiages des Hollandois, Tom. VI, pag. 475. *Strabo* beschreibet ihn auf eben die Weise nach der Erzählung des Onesicritus, Lib. XV, pag. 694. confer. *Diodori Siculi*, Biblioth. historicam, pag. 560.

ist, oder daß man seinem Wachsthum sonst Einhalt thut; daher ihm auch der Name des ästichen Baums beygeleget worden. Die Zweige wachsen so schnell, daß man versichert, ein einziger Baum bringe in einem mittelmäßigen Zeitraum so viele andere hervor, daß unter ihren Schatten sich tausend Mann verbergen können. Wenn man sich die Mühe nehmen will, seine Aeste in Ordnung zu bringen, so kan man an dem Ort, wo sie stehen, sehr anmuthige Alleen von Bäumen, oder auch bedeckte Gänge ziehen, in welchen man spatzieren gehet, und vor der Sonnenhitze, die in den mittägigen Theilen von Indien ungemein heftig und fast unerträglich ist, bedecket seyn kan. Seine Blätter sehen fast aus, wie die an den Quittenbirnbäumen, und seine Früchte, wie die Oliven, nur daß sie von Geschmack ein wenig scharf sind.

Ehe wir den Artickel von Pondichery gar verlassen, der uns zu dieser Ausschweifung in die Naturgeschichte dieses Landes veranlasset hat, wollen wir noch eine astronomische Observation anführen, die so wohl in Ansehung der Geographie überhaupt, als insbesondere in Absicht auf die Lage dieser Stadt, von Wichtigkeit ist. Nach vielen Beobachtungen der verschiedenen Verfinsterungen des ersten Trabantens um den Jupiter (i) hat man gefunden, daß der Unterschied der Zeit

(i) *La Martiniere*, Dictionaire historique & géographie.

Zeit zwischen der Mittagslinie von Paris und der von Pondichery sich auf fünf Stunden, und eilf oder zwölf Minuten belaufe, die ohngefähr auf acht und siebenzig Grad hinaus kommen. Da nun nach den Hypothesibus des Observatorii zu Paris die Länge dieser Stadt zwey und zwanzig Grade und dreyssig Minuten ist: so ist daraus abzunehmen, daß die wahre Länge von Pondichery von hundert Graden und dreyssig Minuten sey. Hieraus erhellet nun ein erstaunlicher Irrthum, in welchem bisher die berühmtesten Erdbeschreiber gestanden. Der Herr Sanson, der sonsten so hoch geschätzet wird, setzt diese Stadt in den hundert und neunzehenden Grad; und entfernet ihn also um vierhundert und funfzig Meilen weiter von Paris, als er nach der unleugbaren Maaßgebung der Gestirne entfernet ist. Die Uebereinstimmung der neuesten Charten des Herrn de l'Isle mit diesen Observationen ist das allergröste Lob, das man der Gelehrsamkeit, Richtigkeit und Genauigkeit des Herrn Autoris beylegen kan.

Wir wollen nunmehro in der Beschreibung der Küste von Coromandel fortfahren. Sadraspatan (k) ist eine kleine, aber volkreiche Seestadt, welche die holländische Compagnie den Deutschen abgenommen. Man siehet eben nicht, daß diese noch einen andern Platz in Indien gehabt hätten, wo sie angeländet wären, als Sadras-patan.

 die

(k) *Du Bois*, Géographie Moderne, pag. 646.

die Handlung der Compagnie zu Ostende noch aufrecht stunde. Sadraspatan ist zwey starke Meilen von Pondichery: und wenn man zu Lande von einer Stadt zur andern reisen will; so kommt man durch Wüsten und ganze Wälder von Cocos- oder Palmbäumen.

Meliapour und St. Thomas.

Ohngefähr eben so viel weiter hin ist die Stadt Meliapour. Das war vormals die Hauptstadt des Königreichs Coromandel, als die Portugiesen unter Anführung des Vasquez de Gama, sich davon Meister machten (l). Diese erstaunten ganz, als sie eine ansehnliche Menge Einwohner antrafen, die sich zur christlichen Religion bekannten, und Sanct Thomaschristen nenneten: sie veränderten daher den Namen Meliapour, und nannten diesen Ort die Stadt des heiligen Thomas. Man hatte in der That eine Ueberlieferung (m), der Apostel Thomas habe daselbst das Evangelium geprediget, ja die Vertheidigung der Wahrheit desselben auch mit Vergiessung seines Bluts besiegelt, welches

(l) *Maffei,* Historia Indica, Part. I. Lib. II, cap. 7. & Lib. VIII, cap. 11. *Thevenot,* Voiages aux Indes, pag. 315. & 266.

(m) Hiervon befindet sich eine weitläuftige Nachricht von P. Tachard in der Sammlung der Lettres édifiantes, Tome XII. *Maffei,* locis citatis. Mandelslo, ostindianische Reisebeschr. pag. 287. und *Du Bois,* Géographie mod. pag. 646.

welches durch die Raserey und Eifersucht der Brachminen auf einen Berg in der Nachbarschaft versprützet wurde. Allein diejenige, so Meliapour und Sanct Thomas mit einander vermischet, haben sich geirrt gehabt. Es sind dieses in der That zwey Städte, ob sie schon sehr nahe bey einander liegen (n): es sey nun, daß sie immer so nahe Nachbarn gewesen, oder erst nach den Kriegen des Mogols Aurengk-Zeb, der beyde fast zu einem Steinhaufen machte, einander näher gekommen. Das Glücke dieser Stadt und ihre Oberherrn haben sich gar oftmals verändert. Monsieur de la Haye (o) war mit einer Schifflotte von zehen französischen Kriegsschiffen nach Indien gesandt worden; derselbe griffe diese Stadt an, und eroberte sie, mit größtem Erstaunen der Indianer in wenigen Stunden. Wir würden auch bis diese Stunde noch Meister von diesem Platz seyn, wenn man ihm aus Europa Verstärkungen zugeschickt hätte. So aber nahme der König von Golconda uns denselben wieder ab: und weil er befürchtete, er möchte sie noch einmal verliehren; so ließ er die Festung schleifen und die Mauern um die Stadt niederreissen. Aus ihren Ueberbleibseln hat man die Stadt Madras, die ein wenig

(n) Recueil des Voiages des Hollandois, Tom. III, pag. 132.

(o) Lettres édifiantes, Tome XV. Lettre du Pere *Bouchet*.

höher lieget, vergrössert. Die Indianer, so wohl Götzendiener, als Mahometaner wohnen zu Meliapour; und Sanct Thomas ist ganz voller Christen, die der Herrschaft des Königs oder Kaysers von Carnata unterworfen sind †).

Von

†) Die Festung zu Madras heißt das Fort St. George, und ist bekannter massen vor einiger Zeit von den Franzosen erobert worden. Ohnweit davon lieget das Fort St. David, zu welchem auch Cudulur, nebst einigen kleinen Städten und einem ziemlichen Gebiete gehöret. Die Engelländer halten allhier eine Garnison von etwann dreyhundert Mann, welche aber in verschiedenen Castellen zerstreuet liegen. Anfangs hatte die englische Compagnie nur eine Factorie in Cudulur, welches Haus auch bis diese Stunde noch stehet. Im Jahr 1690. den 24. September aber haben sie für 27393. Pagoden (ohne die Geschenke an die Ministres zu rechnen), von Rama-Kasa, Prinzen zu Gingi oder Senschi, einem Sohn des berühmten Maratter-Prinzens, Siwosi-Kasa oder Sevagi (Lettres édifiantes, VI. Recueil pag. 27.) der Suratte plünderte und die ganze Halbinsel disseits des Ganges überschwemmete, und seinen Prinzen über diese seine Eroberungen setzte, das Fort zu Tewanapadtnam gekauft, welches sie darauf, nach dem Patron der Schotten, Fort St. David nannten. Zu Madras so

wohl,

Von der weiter oben hinaus gelegenen See-küste, bis nach Masulipatan sind die Holländer Meister (p). Sie haben seit dem Jahr 1606. zu Paliacatta ein Comtoir aufgerichtet, wo sie sowohl, wie zu Pottapouli, eine sehr wichtige Handlung treiben. Um sich des Besitzes der Stadt Paliacatta zu versichern, haben sie daselbst ein Fort angeleget, so sie das Fort Geldern nennen. Paliacatta und Pottapouli.

Masulipatan, welche Stadt heut zu Tage in Frankreich so berühmt ist, lieget an dem Ausfluß des Flusses Crisna. Vormals war sie (q) dem König von Golconda unterworfen, aber heut zu Tage stehet sie unter der Herrschaft des grossen Mogols. Die Bequemlichkeit ihres Hafens hat Kaufleute von allen europäischen Nationen dahin gelocket, die allhier die von den Einwohnern verfertigten gemahlten Catune kaufen, welches unter allen in Indien verfertigten Catunen die allerkostbaresten sind. So groß Masulipatan.

wohl, als zu Cudulur, sind deutsche Missionarii, welche von der englischen Societät de propaganda fide erhalten werden. S. die 46. und 49ste Contin. der Berichte der Dänischen Missionarien in Trankenbar. Bekanntlich soll Madras, nach dem 1748. geschlossenen Aachener Frieden, den Engelländern restituiret werden.

(p) Mandelslo, ostindianische Reisebeschreibung. pag. 288.

(q) Lettres édifiantes, Tom, XV, pag. 27.

groß inzwischen auch die Handlung dieser Stadt seyn mag: so ist sie selbst dennoch sehr mittelmäs-sig und übel gebauet, nichts destoweniger aber sehr volkreich. Was man von der dasigen Sonnenhitze erzählet, ist fast unglaublich. Alle Jahre bläset in dem Maymonat sieben bis acht Tage lang ein Westwind, der eine grössere Hitze in dem Land verursachet, als die Sonne selbst, so brennend auch ihre Strahlen seyn mögen. Die Wärme ist sodenn so ungemein stark, als die Hitze bey einem in Brand stehenden Haus ist, wenn man sich nahe dabey befindet. In den aufs beste verschlossenen Zimmern wird das Holz an den Stühlen, Tischen und Boden der Zimmer so heiß, daß man genöthiget ist, beständig Wasser daran zu sprützen. Die Regen, so gegen das Ende des Sommers zu fallen pflegen, erfrischen die Luft wieder, ohne einige Kälte mitzubringen; sie fallen so häufig, daß das ganze Land alsdenn unter Wasser stehet. Die Einwohner haben den nämlichen Vortheil davon, den die Aegypter von dem Uebersteigen des Nils verspüren. Denn wenn die Erde solchergestalt durch die Feuchtigkeit zubereitet worden: so säen sie den Reis und ihre andere Früchte in dieselbe, ohne eher wieder auf einen Regen zu hoffen, als nach acht Monaten. Hier siehet man unaufhörlich grüne Bäume, deren eine Gattung ihre Früchte zur Reife bringet, wenn die andere schon vorbey sind. Man erndtet auch den Reis zweymal ein: und es giebt einige Erdstriche, wo man dreymal erndten kan.

Diese

Diese Fruchtbarkeit der Erde, und der Aberglauben der Einwohner, deren gröster Theil nichts essen will, was ein Leben hat, machen, daß alle Lebensmittel in wohlfeilen Preiß zu bekommen sind. Vor vierzehen Sols bekommt man daselbst acht Hüner, ein Schaaf wird vor eilf, und alles andere nach dieser Proportion verkauft. Auf dem Lande sind alle diese Dinge noch weit wohlfeiler.

Das Königreich Golconda, in welchem *Masulipatan* der vornehmste Hafen ist, erstrecket sich von dem Meerbusen von *Bengala*, bis an das Königreich *Visapour*; und von Norden gegen Mittag ist es in die Königreiche *Berar* und *Carnata* eingeschlossen. Vor alten Zeiten machte es einen Theil eines sehr mächtigen Reiches aus (r), dessen Beherrscher den Titel eines Kaysers von *Bisnagar* führete, und dessen Scepter beynahe die ganze Halbinsel disseit des *Ganges*, von dem äusersten Königreich *Orixa* gegen Mitternacht an, bis an das Vorgebürge von *Comorin*, unterworfen war. Die *Pataner*, ein *tartarisches* Volk, das von Mitternacht hergekommen war, beraubten ihn eines Theils seiner Staaten; ein anderer Theil wurde ihm von den *mogolischen* Prinzen abgenommen,

Das Königreich Golconda.

 men,

(r) Was die Geschichte dieses Landes betrift, davon findet man Nachricht beym *Tavernier*, Voiages aux Indes, Tom. III, Lib. I. chap. 10. *Thevenot*, Voiage des Indes, Tom. V, pag. 290. Lettres édifiantes, Tome XV.

men, die ihre Herrschaft nach und nach immer weiter gegen Mittag ausdehneten; und die Feldherrn dieses unglückseligen Prinzen verriethen ihn zu erst, und theilten sich hernach in seine noch übrigen Länder. Durch sie sind die Königreiche Decan, Visapour und Carnata, vor ohngefähr zwey hundert Jahren gestiftet worden. Der Prinz von Golconda hat den Namen und Titel eines Königes behalten; aber er ist ein Vasall des grossen Mogols, und muß demselben Tribut bezahlen.

Die Stadt Golconda, von welcher das Königreich seinen Namen erhalten, war damalen nichts weiter, als ein auf einem kleinen Berge liegender Lustgarten, als Cotup-Cha, einer der aufrührischen Feldherrn, von welchen wir eben geredet haben, eine Festung daselbst anlegte, um sich vertheidigen zu können, und seinen Aufruhr desto besser zu unterstützen. Wie er nun, durch den Tod des Kaysers seines Herrn, von aller Unruhe befreyet wurde, und sich im ruhigen Besitz des Landes sahe, dessen er sich angemasset hatte: so bauete er an diesem Ort seinen Pallast, und seine Nachfolger haben ihn so sehr erweitert, daß er gegenwärtig zwey Meilen im Umfang beträgt. Die Mauern an diesem Gebäude sind von Quadersteinen, deren ein jeder drey Schuhe lang und eben so viel breit ist. Um dieselben sind tiefe Gräben geleitet, in denen hier und da Wasserbehälter oder Weiher angeleget sind, in welchen beständig frisches Wasser hervorquillt. Diese so weit-

läuf-

läuftige Gebäude bewohnet der Prinz nicht allein. Es befinden sich eine grosse Anzahl prächtiger Moscheen darunter, in welchen die Begräbnisse der Könige, so vor ihm regieret haben, und ihrer Familien angetroffen werden. Den hohen Bedienten des Königreichs, denen von der Leibwache, den vornehmsten Verschnittenen, den Goldschmieden, den Juwelirern, den Künstlern, welche sich auf das Metallschneiden, und die Edelgesteine verstehen, diesen Personen insgesammt sind ihrem Stand gemässe Wohnungen darinnen angewiesen. Auf solche Weise kan Golconda so wohl vor einen Pallast, als vor eine Stadt angesehen werden. Der König selbst ist der mahometanischen Religion zugethan, und folglich folget auch ein grosser Theil seiner Unterthanen diesen Irrthümern. Demnach sind die Tempel in diesem Land nicht mit so abscheulichen Ungeheuern angefüllt, als man in den andern Königreichen auf dieser Halbinsel antrift. Hier sind Moscheen nach der Art der Türken, worinnen das Volk seine Andacht abwartet, und seine Ehrfurcht vor dem Mahomet und seinem Alcoran ablegt. Die Goldbergwerke, Diamant und Saphir-Gruben, und andere in diesem Königreich anzutreffende Gruben, wo Edelgesteine gefunden werden, haben den königlichen Pallast mit erstaunlichen Reichthümern angefüllt. Allein wenn einmal ein Stein gefunden wird, der an Grösse die gemeinen übertrift: so muß ihn der König heimlich schneiden lassen, und

im Gegentheil befürchten, der Mogol möchte ihm denselben abfordern lassen.

Der Bezoar. Der Bezoar ist eine andere Quelle des Reichthums vor diesen Prinzen. Dieses vortrefliche Gegengift (s) ist nichts anders, als ein Stein, der sich an vielen Orten in *Asien* in dem Magen gewisser Thiere formiret. Alle Naturkündiger und Reisende kommen darinn mit einander überein, daß der allervollkommenste aus dem Königreich *Galconda* gebracht werde. Das Gebürge, auf welchem die Ziegen, in denen diese Arzeney gefunden wird, weiden, liegen sieben oder acht Tagereisen von der Stadt *Golcanda*, auf den Grenzen des Königreichs *Orixa*. Der hiesige Bezoar wird das Pfund vor vierzig Thaler verkauft. Man findet zwar auch in einigen Kühen Bezoarsteine, die weit grösser sind, als die von den Ziegen; aber sie werden doch lange nicht so hoch gehalten. Der beste von allen wird bey einer besondern Art von Affen gefunden, die eben nicht sonderlich gemein sind. Dieser Bezoar wird am höchsten geschätzt, die Steine aber sind klein und länglich; denn sonsten giebts ihrer von allerley Figuren. An Farbe kommen sie eben so wenig mit einander überein. Es giebt schwarze, aschfarbe, und gelbliche; gemeiniglich aber sind sie dunkelgrau oder von einer sehr dunkeln grünen Farbe. Der Stein ist von vielen kleinen Schalen zusammen gesetzt, die, wie man an den Zwie-

beln

(s) Dictionaire de Trevoux.

beln siehet, eine über der andern hergehet, und glatt und glänzend sind, und zwar die innern noch mehr als die äusern. In dem Mittelpunct ist eine kleine Hölung, in welcher man entweder ein wenig Staub findet, von eben den Eigenschaften, wie der Stein selbst; oder auch ein wenig Stroh, ein Fäserchen Graß, ein kleines Stücke einer Frucht, Bohnen, ein wenig Holz, oder einen kleinen Kieselstein, der gleichsam die Seele des Bezoars ist, und Anlaß giebt zur Erzeugung oder zum Zusammenwachsen dieses Steins, zu dessen Grundlage er dienen muß. Seine Grösse ist auch nicht einmal, wie das anderemal. Es giebt ihrer, die nicht mehr als ein Drachma wiegen; andere wiegen zwölf, funfzehen und noch mehr. Gemeiniglich sind sie wie die Taubeneyer, oder wie eine Niere, oder Castanie formiret.

Wenn man diese Steine auf die Probe stellen will, so reibt man sie mit Kalk, der im Wasser zerlassen worden; wofern sie nun gut sind, so müssen sie gelblich werden. Andere bestreichen Papier mit weisser Kreide, und fahren hernach mit dem Bezoarstein darüber hin; ist er gut, so müssen die Streiffen, welche man damit gemacht hat, grün werden. Zuweilen leget man ihn auch auf ein glüendes Eisen, von dessen Hitze er sich nicht darf auflösen lassen: der vollkommenste wird hiervon gar keine Aenderung an sich zeigen. Endlich wird er auch wohl abgewogen, und in Wasser geworffen; wenn er nun zwey

Stun-

Stunden eingeweicht gewesen, und dadurch nichts an seinem Gewicht verlohren hat: so ist das ein Zeichen, daß er gut und ächt sey. Der König von *Golconda* hat ansehnliche Einkünfte von dem, welchen man in seinem Königreich zubereitet. Aber die Auflagen auf die Handlung mit Leinwand und Cattun belaufen sich auf eine unendlich viel höhere Summe. Eben das kan man von den Abgaben vom *Tari* oder Cocoswein sagen, von welchem die liederliche Weibspersonen von *Bisnagar* einen ungemeinen Aufgang veranlassen (t). Dieses Königreich ist das letzte auf der Halbinsel diesseits des Ganges. Es führet uns zu der Halbinsel, die jenseits dieses Flusses liegt.

§. 3.

Von der Halbinsel jenseits des Ganges.

Von dem Ganges. In den noch übrig seyenden Schriften der Alten, würde man vergeblich einige Erläuterung von diesem Lande suchen. Sie hatten zu den Zeiten **Alexanders des grossen** keine Vorstellung davon, und kannten es nur aus den Erzählungen dererjenigen, welche wegen ihrer Handlung oder Neugierigkeit Anlaß genommen, diese lange und beschwerliche Reise anzutreten. Da nun beyde über die Grösse und Geschwindigkeit

(t) S. *Tavernier*, Voiage des Indes, Tom. III, Liv. I, chap. 10.

keit eines Flusses, der in Asien nicht seines gleichen hat, erstaunten: so machten sie ihn zu dem Phison, einem von den vier Flüssen, die vormals das irrdische Paradies durchströmeten. Josephus ist, so viel wir wissen, der erste, der dieses geschrieben hat (v), und ihm sind alsdenn viele Kirchenväter, Ausleger der heiligen Schrift und neuere Gottesgelehrte gefolget. Es ist fast unmöglich auszumachen, ob es Ausländer, oder die Indianer selbst gewesen, die diese Meinung ausgedacht haben. So viel wissen wir gewiß von der Sache, daß diese die gröste Hochachtung gegen das Wasser des Ganges hegen. Weil sie festiglich glauben, dasselbe nehme alle Befleckungen der Sünde von ihnen hinweg, so kommen sie von den äusersten Grenzen Indiens mit Hausen an, um sich in diesem Strom zu baden; denn sie halten davor, der Ganges habe seine Quellen nicht aus dem Schooß der Erde; sondern fliesse aus dem Himmel in das Paradies von Devender, und komme von daraus in Indostan. Es kan nichts kindischers erdacht werden, als die Fabeln, so die Braminen hiervon erzählen (x). Nichts desto weniger machet sie das Vertrauen, so das gemeine Volk auf diese Priester setzt, vollkommen glaubwürdig. Der Mogol

(v) v. M. *Huet*, Situation du Paradis Terrestre, chap. 7.

(x) S. Abraham Rogers, Leben und Gewohnheiten der Braminen, Part. II, cap. 19.

Mogol (y) und der König von Golconda trinken kein anderes Wasser, als aus dem Ganges. Ausländer hingegen versichern, daß es sehr ungesund sey, und daß man keines davon trinken könne, ohne es vorher sieden zu lassen. An den Ufern dieses Flusses findet man eine grosse Anzahl prächtiger Pagoden, davon einige erstaunliche Reichthümer besitzen. Das sind die Früchte eines großmüthigen Aberglaubens der Indianer, die sich einbilden, sie ehreten ihre Götter um desto mehr, je mehrere und grössere Geschenke sie ihnen darbrächten. Man kan leicht erachten, wie viel diese Geschenke einbringen müssen, wenn man bedenket, welch eine Menge Caravanen unaufhörlich von allen Seiten an diesem Fluß wallfahrten, so, daß zu keiner Jahreszeit diese Wallfahrten ausgesetzt, und unterbrochen werden. Bey Gelegenheit gewisser Feste, die viele Tage lang dauern, hat man einigemal einen Zusammenlauf von hundert tausend Personen bey einander gesehen, die alle nur um sich zu baden gekommen waren. Allein die gröste Tugend dieses Stroms, und die einzige, um derentwillen er hoch zuhalten wäre, ist, daß er in seinem Sand Gold bey sich führet (z), und es mit dem Sand an seine Ufer spühlet; daß er mit unter

(y) *Thevenot*, Voiage des Indes, chap. 40, pag. 201.

(z) *Huet*, Situation du Paradis Terrestre, loc. cit.

unter die vornehmsten Flüsse gezählet wird, welche Edelgesteine enthalten. Daß der Meerbusen von *Bengala*, in den er sich ergiesset, einen Ueberfluß an Perlen und kostbaren Steinen heget, und der Ganges vor die Ursache und Quelle derselben gehalten wird.

Das zwischen diesem Fluß und dem grossen Chinesischen Reich liegende Land pflegt man die Halbinsel jenseits des Ganges zu benennen; weil dieser Strom in der That an seiner ganzen Länge hin nach dem Meer eilet. Die neuere Erdbeschreiber legen diesem Land von Mitternacht gegen Mittag eine Länge von fünf hundert und dreyssig Meilen bey, und geben zu seiner Breite von Morgen gegen Abend, wo sie am grösten ist, drey hundert und sechzig Meilen an. Man theilet diese Halbinsel in drey Theile; den mitternächtlichen, in welchem die Königreiche von Azem, *Ava*, Pegu, *Laos* und einige andere, die eben nicht sonderlich bekannt sind, liegen; den mittäglichen, welcher das Königreich *Siam* begreift; und zuletzt den östlichen, in welchem die Königreiche *Tonquin*, *Cochinchina* und *Cambaya* enthalten sind.

Das Königreich Azem liegt den Staaten des grossen Mogols gegen Morgen, den Ländern des Königs von *Ava* gegen Mitternacht, und dem See *Chiamay* gegen Abend. Bevor *Mirgimola*, der Feldherr des Mogols Au- *Von dem Königreich Azem.*

rengk-Zeb (a), gegen das Ende des verflossenen Jahrhunderts, dieses Reich eroberte, hatte man kaum einige Kenntniß davon. Er fassete diesen Anschlag mit desto zuversichtlicherer Hofnung,

(a) *Tavernier*, Voiages aux Indes, Tom. IV, pag. 189. †).

†) Tavernier meldet am angeführten Ort zwar, daß Mirgimola einen Versuch gethan, dieses Reich zu erobern, der ihm aber gröstentheils mißlungen. Mirgimola zoge mit einem starken Kriegsheer von Daca aus, und rückte an einen Fluß, der fünf Meilen von Daca bis aus dem See Chimay kommet. Allda liesse er sein Kriegsheer zu Schiffe gehen, und fuhr den Strom hinauf bis auf den 29. oder 30. Grad, wo die Grenze des Königreichs Azem ist. Von dannen zoge er zu Land in einen mit allerhand Lebensmitteln häufig versehenen, aber wegen des unversehenen Ueberfalls übel vertheidigten Ort. Sein Heer, so allein aus Mahometanern bestunde, verschonete der heidnischen Pagoden nicht: sondern warf sie allenthalben darnieder, und verheerete bis gegen den 35. Grad alles mit Feuer und Schwerd. Damalen liesse die Kundschaft bey Mirgimola ein, daß der König von Azem mit einer grösseren Macht, als er sich eingebildet, gegen ihn im Anzuge sey, und daß derselbe vieles Geschütze und Feuerwerk bey sich führe. Mirgimola befande daher vor rathsam, wieder zurücke zu kehren:

nung, da das Land in einem Zeitraum von fünf oder sechs hundert Jahren gar keine Kriegsunruhen gehabt hatte, und daher die Uebung in den Waffen gänzlich aus der Acht waren gelassen worden. Es war ihm eben nicht sehr schwer, so eine Nation zu besiegen. Dieses Umstands ohnerachtet, hat man doch eine gewisse Ueberlieferung, welche diesem Volk die Erfindung des Schießpulvers zueignet, welche hernach aus Azem nach Pegu, und von Pegu nach *China* soll gekommen seyn: und deswegen haben viele vorgegeben, die Chineser wären die eigentlichen und wahren Urheber dieser Entdeckung. Man versichert, *Mirgimola* habe in diesem Krieg viele Stücke Artillerie, die sämmtlich von Eisen gewesen, zur Beute bekommen.

kehren: die vornehmste Ursache aber, die ihn hierzu bewoge, war die annahende Kälte. Denn wenn er dieses Land völlig hätte bezwingen wollen, so hätte er bis an den 45. Grad gehen müssen, welches seine ganze Kriegsmacht würde ruiniret haben: indem die Indianer die Kälte so wenig vertragen können, daß sie schwerlich ohne Lebensgefahr den 35. Grad erreichen können. Als nun *Mirgimola* sahe, daß er nicht gegen Norden gehen könnte, so wandte er sich gegen Süd-Ost, belagerte die Stadt Azoo, und eroberte sie in kurzer Zeit. Er fande allda, und sonderlich in den königlichen Begräbnissen, grosse Reichthümer, deren er sich bemächtigte, und sodenn wieder völlig seinen Abzug nahme.

Seine Reichthümer und Regierungsform.

Dieses Königreich ist eines von den besten in ganz Asien, und bringt alles das hervor, was zur Nothwendigkeit des menschlichen Lebens erfordert wird. Man findet in demselben Gold- und Silber-Bergwerke, Stahl, Bley und Eisen, welches alles sich der König zu seinem Eigenthum vorbehalten hat, mit der Bedingung, daß er seinen Unterthanen keine Auflagen aufbürden wollte; und damit er dieselben ja nicht bedrücken möchte; so braucht er in diesen Minen keine andere Menschen, als Sclaven, die er von seinen Nachbarn erkaufet. Solchergestalt leben alle Landleute in *Azem* nach ihrem Wohlgefallen ohne Drückung und Unruhe, wieder das gemeine Schicksaal der andern *Indianer*, denen nichts als eine harte Knechtschaft und Elend zu Theil geworden ist, ohnerachtet sie mitten in einem Land wohnen, wo sie in Reichthum und lauter Ueberfluß leben sollten. Es ist durch die Gesetze verboten, das Gold aus dem Königreich zu führen, und Münze daraus zu prägen; das Volk gebrauchet grosse und kleine Stangen von diesem Metall in der Handlung; allein im Handel mit Ausländern sich dessen zu bedienen, ist schlechterdings untersagt. Mit dem Silber verhält es sich hingegen ganz anderst. Der König lässet Geldstücke daraus münzen von der Grösse und dem Gewicht der Roupien, und in achteckigter Figur; hiervon darf man ausführen, wie viel, und wohin man nur will.

Obgleich die Könige in der Stadt Remmerouf residiren, welche fünf und zwanzig bis dreyssig Tagereisen von der alten Hauptstadt, die eben diesen Namen führet, lieget; so sind doch ihre und der ganzen königlichen Familie Begräbnisse in der Stadt Azoo, an dem Fluß Laquia. Ein jeder Prinz läßt in der grossen Pagode eine Gattung einer Capelle bauen, in welcher er sich begraben läßt. Weil sie nun der festen Meinung sind, daß sie nach dem Tod in eine andere Welt kommen, und daß diejenige, welche mit einigen Sünden beflecket dahin sterben, viel Uebel zu erwarten haben, und besonders viel Hunger und Durst erdulden müssen: so lassen sie eine und die andere Kostbarkeit bey sich legen, deren sie sich im Nothfall bedienen zu können, glauben. Mit dem König werden die goldene und silberne Götzenbilder, die er Zeit seines Lebens angebetet hat, zugleich begraben, wie nicht weniger ein lebendiger Elephant, zwölf Kameele, sechs Pferde und eine grosse Menge von Jagdhunden; denn sie halten davor, er werde in der andern Welt aller dieser Dinge benöthiget seyn. Mit diesem Aberglauben bey solchem Leichenbegängniß, vereiniget sich noch etwas recht barbarisches. Wenn der König stirbt, so tödten sich die Weiber, die er am meisten geliebt hat, und die vornehmste Bedienten von seinem Hof, selbst mit einem vergifteten Trank, damit sie die Ehre haben möchten, zugleich mit ihm beerdiget zu werden, und ihm im andern Leben wieder aufzuwarten. Wenn eine

Religion dieses Lands.

andere Person beerdiget wird, so müssen alle ihre Anverwandten und Freunde sich bey ihrem Leichenbegängniß einfinden; und jedes von ihnen seine Armbänder oder andere Zierrathen, so sie an sich tragen, in die Grube werfen.

Vom Königreich Ava.

Die Erzählungen dererjenigen, welche die Morgenländer durchreiset haben, melden uns fast gar nichts von dem Königreich Ava, das doch, wie man davor hält, zweymal so groß seyn soll, wie Frankreich. Sie berichten uns allein so viel (b), daß die unglaubliche Reichthümer des Königes so gar an seinem Pallast abzunehmen seyen, der, wie sie versichern, so wohl von einem überaus grossen Umfang, als auch zum grösten Theil vergoldet seyn soll.

Vom Königreich Pegu.

Alles, was uns die Geschichtschreiber (c) von dem Königreich Pegu erzählen, ist aus den Nachrichten des Caspar Balbi, eines Venetianers und reichen Kaufmanns genommen, der seiner Handlung wegen im Jahr 1576. in dieses Land eine Reise that. Nach seinem Zeugniß ist dieses

(b) Mémoires de l' Academie des Sciences, an. 1692. pag. 399. der Ausgabe vom Jahr 1723. Mandelslo, ostindianische Reisebeschreibung, pag. 294.

(c) Mandelslo, ostindianische Reisebeschreib. p. 292. et seq. Recueil des Voiages des Hollandois, Tom. III. pag. 24. et seq. *La Martiniere,* Dictionaire historique et géographique.

dieses Königreich verschiedenen Staatsverände- rungen unterworfen, und fast das ganze sechze- hende Jahrhundert hindurch ein Schauplatz ei- nes grausamen Krieges gewesen. Die Peguaner sind die allerunflätigsten und abergläubig- sten Leute unter dem ganzen menschlichen Ge- schlechte. Sie unterhalten die Crocodille und be- ten sie an, und wollen kein anderes Wasser trin- ken, als das aus Graben geschöpfet ist, in denen sich von diesen abscheulichen Thieren aufhalten; ob sie gleich, wenn sie Wasser schöpfen wollen, sich offenbar in Gefahr setzen, ihr Leben zu ver- liehren; und dieses Unglück trägt sich nur gar zu oftmals zu. Sie haben alle Jahre fünf vorneh- me Feste, die von ihnen Sapans genennet wer- den; sie feyern dieselben mit einer ganz auseror- dentlichen Pracht. Bey einem derselben thun der König und die Königin eine Wallfahrt zwölf Meilen von der Stadt, wobey sie in einer solchen Pracht von Edelgesteinen auf einem Triumph- wagen fahren, daß man ohne einige Vergrösse- rung sagen kan, sie hätten an Kleinodien so viel an sich, als ein ganzes Königreich werth seyn mö- ge. Dieser so ungemein reiche Prinz hat in der Capelle seines Pallasts viele Götzenbilder von ei- nem unschätzbaren Preiß. Das eine ist in menschlicher Gestalt in natürlicher Grösse und von massivem Gold; auf seinem Haupt hat es eine dreyfache Krone, die mit allen Gattungen kostbarer Steine besetzet ist; vor der Stirne ist ein Rubin in der Grösse einer Pflaume; auf bey-

den Seiten des Kopfs hängen die reichesten Ohrengehänge, so man jemals nur gesehen hat, und um den Leib gehet ihm eine Binde an statt eines Wehrgehänges, die ganz mit Diamanten und Edelgesteinen von einem unschätzbaren Werth besäet ist. Auf beyden Seiten dieses Götzenbildes stehen noch zwey andere von Silber, die das erstere um zwey Schuhe an der Höhe übertreffen. Ein viertes wird vor das allerkostbarste von allen gehalten, so wohl wegen der Menge des daran befindlichen Metalls, als in Ansehung seiner Zierrathen. Das fünfte Götzenbild wird eben nicht viel geringer geschätzt, ob es gleich nur aus einem von Zinn und Kupfer zusammengesetztem Metall gegossen worden.

Von den Talapoins, oder Priestern dieses Lands.

Die Talapoins oder Priester von Pegu gehen in langen Röcken von einer braunrothen Farbe gekleidet, welche ihnen bis an die Fersen reichen; sie bedecken niemals ihre Häupter, und gehen beständig barfuß. Sie besitzen nichts eigenes, betteln ihr ganzes Leben lang von Hauß zu Hauß, und essen nicht mehr als einmal den Tag; die Hochachtung, so man gegen sie heget, machet, daß ihr Bitten niemalen fehlschläget. Sie haben beständig einen kleinen Krug voll Rosenwasser an ihren Gürteln hängen; dieses wohlriechende Wasser ist in diesem Königreich, und so gar bey ihren gottesdienstlichen Ceremonien stark im Gebrauch. Alle Montage halten sie Predigten, und erklären dem Volk die Gesetze und Ueberlieferungen. An diesen Tägen gehen sie durch

die

die Strassen, und schlagen mit aller Macht auf Becken von überzinnten Eisenblech, um die Einwohner aus dem Schlaf aufzuwecken, und sie zu Anhörung der Predigt zusammen zu beruffen. Die Gebote, auf die sie am meisten zu dringen pflegen, sind, daß man niemand tödten soll, keinem Menschen sein Eigenthum entziehen, niemanden unrecht anthun oder Mißvergnügen erwecken, alle Unreinigkeit und Aberglauben vermeiden, und vor allen Dingen seinen Dienst nicht dem Teufel wiedmen soll. Allein alle ihre Ermahnungen machen in diesem Stück keinen Eindruck. Das gemeine Volk ist den Irrthümern der Manichäer ergeben, und glaubt, alles Gute komme von GOtt, der Teufel aber seye der Urheber alles Bösen, so den Menschen begegnet; und um deßwillen müsse man ihn anbeten, damit er einem nichts Uebels thue. Diese Meinungen herrschen insgemein bey allen Götzendienern in Indien.

Von den Priestern im Königreich Laos.

Nach der Erzählung des Pater Martini (d), hat es mit den *Talapoins* im Königreich *Laos*, oder *Lao*, eine ganz andere Beschaffenheit, wie mit den Peguanischen. Man siehet sie an, als den Abschaum und Auswurf alles Volks, als Müssiggänger und Feinde aller Arbeit. Die Orte, wo sie sich bey einander aufhalten, sind nichts anders, als Convente und

(d) *La Martiniere*, Relation nouvelle du Roiaume de Laos.

Sammelplätze von lasterhaften Leuten, die vom Stolz und thörigten Hochmuth beherrschet und verblendet werden, so bald sie sich nur zu diesem Stand gesellet haben, der nach ihrer Einbildung der vornehmste des ganzen Reiches ist. Nichts unvernünftigers kan erdacht werden, als die Grillen, so sie das gemeine Volk weiß machen, und die sie als die Grundsteine aller Religion und alles Gottesdienstes angeben. Nach ihnen hat ein Büffel, den die Natur mit allen erdenklichen Mängeln erzeuget hat, einen Kürbis hervorgebracht, der mit weissen und schwarzen Menschen angefüllet war. Vier Götter, heißt es, hätten die Welt achtzehen tausend Jahre vor ihrer Erneuerung regiret; hernach aber hätten sie sich in eine sehr grosse und geräumige Seule begeben, die gegen Norden aufgerichtet stehe, und was dergleichen Dinge mehr sind.

Dergleichen Träumereyen, so noch darzu mit höchst verderbten Sitten vereinigt sind, würden nichts eher verursachen können, als daß sie das Volk eben so lasterhaft machten, als seine Priester sind, woferne nicht die strengen Gesetze dem ausgelassenen Muthwillen einen Zaum anlegten. Die natürliche Neigung, welche die Langier haben, sich bald zu erhitzen, und Blut zu vergiessen, hat die Könige gezwungen, nicht nur diejenigen zu bestrafen, welche andere Personen verwundet haben; sondern auch diejenigen so gar, die nur einen heftigen Zorn gegen einen andern blicken lassen. Ja, es geschiehet oft, daß, um einen desto

sto grössern Schrecken einzujagen, der Unschuldige zugleich die Strafe des Verbrechers mit büssen muß. Wenn durch ein unglückliches Schicksaal das Haupt eines Geschlechts eines grossen Verbrechens überwiesen worden: so werden alle, die ihm nur angehören, in was vor einem Grad sie auch mit ihm verwandt seyn, ihres Standes gänzlich entsetzet, und ihrer Aemter, Rechte und Freyheiten völlig beraubt. Man brauchet sie zu nichts mehr, als die Elephanten zu warten, ihnen Graß zu schneiden, selbiges in die Marställe des Königs zu tragen, und die ganze Nacht zu wachen, um diese Thiere reinlich zu halten. Was die bürgerlichen Angelegenheiten betrift, so kan der Richter die streitenden Partheyen verdammen, ohne daß sie die Erlaubniß hätten, von seinem Ausspruch zu appelliren.

Es sind nicht mehr, als acht vornehme Aemter, oder Reichswürden, in dem Königreich. Die Bedienung eines allgemeinen Vicekönigs ist darunter die oberste. Seine Verrichtung bestehet darinnen, daß er einen Theil der Staatsgeschäfte in diesem Königreich übernimmt, und dem König seine Regierung ein wenig erleichtert. Wenn der König mit Tod abgehet, so beruft er die Stände zusammen; er besorget sodann alle Angelegenheiten, wie der König selbst, bis daß der neue Thronfolger erwählet worden, und ein jeder ist verpflichtet, seinen Befehlen Folge zu leisten.

Das Königreich **Laos** bringet eine grosse Menge Benzoin hervor, und der hiesige ist weit voll- *Der Benzoin und Lack.*

vollkommener, als er sonst an einem Ort in Asien mag angetroffen werden. Man weiß nicht, warum es verbotten ist, ihn den Ausländern zu verkaufen. Man findet nebst dem auch den Lack hier, welcher zu Verfertigung des Siegellacks gebraucht wird. Derselbe ist nichts anders als eine Erde, die in einigen Wäldern um die Ameishaufen angetroffen wird. Es ist kein Land, in welchem man so viel Helfenbein bekommen könnte, als in diesem: die Elephanten sind in so grosser Menge vorhanden, daß die Einwohner den Namen davon bekommen; denn man giebt vor, das Wort **Langier** bedeute so viel, wie eine **Zahl von tausend Elephanten.** Viele Arten von Thieren, und unter andern die Ochsen und Büffeln, die allhier häufig anzutreffen sind, die Früchte, so in den Gärten wachsen, der Reis, den man in Ueberfluß einerndtet, die Fische von bewundernswürdiger Grösse, womit die Flüsse angefüllet sind, das Salz, welches sich von selbsten erzeuget, durch eine Art von Schaum, den die starken Regengüsse auf der Erde lassen und der hernach von der Sonne trocken wird, das alles sind die übrigen Vortheile des Königreichs **Laos.**

Von dem Königreich Siam.

Gegen Mittag von diesen Ländern lieget das Königreich **Siam**, das allerberühmteste von ganz **Indien.** Die Erzählung, so unsere Missionarii oder Handelsleute, gegen das Ende des abgewichenen Jahrhunderts, von den unendlichen Reichthümern machten, die sie in diesem Land gesehen

sehen zu haben vorgaben, und die Neigung, welche der König von Siam bezeigte, die christliche Religion anzunehmen, und eine Allianz mit den Franzosen zu errichten, verursachten auf unserer Seite verschiedene Unternehmungen, deren Umstände und Fortgang den Personen, die nur eine geringe Kenntniß von unserer Historie haben, unmöglich unbekannt seyn kan (e). Unsere Abgesandten wurden hinters Licht geführet; und der ganze Nutzen ihrer Reise bestunde darinnen, daß wir von einigen besondern Umständen dieses Königreichs Kundschaft erhielten, die noch darzu im folgenden überwiesen worden, daß sie entweder ungegründet, oder grösser gemacht seyn, als sichs in der That befindet. Nicht selten widersprechen sie auch einander, ja zuweilen ist eine einzige gar mit sich selbsten nicht einig; und bey dieser Verschiedenheit der Erzählungen weiß man selten, woran man sich halten soll. Ein Theil, so beredt er auch ist, scheinet dennoch nicht Ausdrückungen genug finden zu können, den übermäßigen Reichthum dieses Landes sattsam zu erheben; der andere Theil redet von nichts als Elend, Armuth und Dürftigkeit.

Die

(e) Man sehe hierbey nach des Chevalier *de Chaumont*, Ambassade de Siam; *La Loubere*, Rélation de Siam; des Abt *de Choisi*, Journal du Voiage de Siam; und des Pater *Tachard*, Voiage de Siam.

Die Stadt Siam oder Odia.

Die Portugiesen haben die Hauptstadt dieses Lands *Siam* genennet (f); die Eingebohrnen des Königreichs aber nennen sie *Crung si ayn, thaya*, das ist, die vortrefliche Stadt, *Crung teppa ppra ma ha na kon*; oder die bewundernswürdige, ungemeine, und englische Stadt, weil sie der Meinung sind, dieselbe wär vor die Menschen unüberwindlich. Sie ist in der That an dem Fluß *Menan* erbauet, welcher Name so viel heiset, als ein Meer von Wassern; und dieser Strom formiret vor sie eine Insul die ungefähr zwey Meilen im Umfang haben mag. Ausser dem, daß die Stadt allenthalben mit einer starken Mauer umgeben ist, und sie innerhalb denselben genugsame Lebensmittel ziehen kan, um eine Belagerung von vielen Monaten gegen eine Kriegsmacht von funfzig tausend Mann auszuhalten, so hat sie überdas jederzeit auf einen Beystand zu hoffen, der ihr niemals aussen bleibt; und solcher bestehet darinnen, daß der Strom alle halbe Jahre übersteiget, und alsdenn keine Wälle so stark sind, die er nicht übern Haufen reisse, noch eine Kriegsmacht im Stand seye, länger in seiner Nachbarschaft auszuhalten. Aus seinem Ufer hat man viele Kanäle in die Stadt geleitet, die durch alle Strassen vertheilet sind, ohne

(f) Solches berichten auser vorgedachten Autoribus auch *Mandelslo*, Reisebeschreibung nach Ostindien, pag. 304. und 331. *Tavernier*, Voiages aux Indes, Tom. IV, Liv. III, chap. 18.

ohne daß einiger Schaden dadurch verursachet werde; und auf diese Weise ist fast nicht ein Haus, zu welchem man nicht mit Schiffen kommen könnte. Die Bequemlichkeit, so aus dieser Sache vor die Fortbringung der Kaufmannswaaren entspringet, welche sogleich aus dem Meer in die Vorrathshäuser können gebracht werden, und die übrigen Vorzüge dieses Königreichs, haben Kaufleute aus allen Theilen der Welt hiehergezogen. Am Anfang spieleten die Portugiesen in der hiesigen Handelschaft den Meister; einige Gewaltthätigkeiten und das Unrecht, so sie so wohl Indianern, als auch holländischen Kaufleuten anthaten, gab diesen hinlängliche Ursachen an die Hand, sich vor ihre Feinde zu erklären; sie hinderten demnach dieselben in allen Stücken, mit Einverständniß des Königs von Siam; sie ruinirten die Handlung dererjenigen, die ihnen selbst den Weg dazu gebahnet hatten; und im Jahr 1634. baueten sie allhier eines der allerschönsten Comtoirs, als sie in ganz Indien nur haben mögen. Dem ohngeachtet wurden die Portugiesen nicht gänzlich aus dem Reich vertrieben; vielmehr haben sie sowohl, als die Franzosen, Engelländer, Chineser und Mauren, das ist, Türken und Mahometaner, ihre Häuser daselbst. Die andern Nationen haben in den beyden weitläuftigen und reichen Vorstädten, die an der Morgen- und Abendseite der Stadt liegen, ihre Kaufhäuser; und in denselben haben sie ihre offene Läden, und angenehme Gärten umher.

Hier sollen einige von unsern neuern Reisenden, nach ihrem Vorgeben, mit äuserstem Erstaunen fast unglaubliche Schätze an allerley Sachen gesehen haben. Diese Reichthümer des Landes legen sich hauptsächlich in den Pagoden und dem Pallast des Königes durch eine Menge goldener Sachen an den Tag, womit er ausgezieret ist, und die so wohl wegen ihrer ungemeinen Grösse bewundernswürdig sind, als wegen der ganz unvergleichlichen Arbeit, und einer unglaublichen Menge allerhand Arten von Edelgesteinen, womit sie besetzet sind.

Pracht der königlichen Pagode.

Die Pracht der Pagoden übertrift überhaupt alles, was nur irgendwo prächtiges und stolzes in ganz Indien zu sehen ist. Der allerprächtigtigste von diesen Tempeln ist der, den man in dem Pallast des Monarchen selbst antrift. Wenn man erschricket, indem man beym Eingang in denselben auf einer Seite eine Kuh, und auf der andern ein abscheuliches Ungeheuer gewahr wird: so verliehren doch die Augen und die Einbildungskraft diese scheußlichen Gegenstände auf einmal, und lassen sich durch den Glanz des Mauerwerks, des Himmels im Tempel, der Pfeiler und einer grossen Menge so vollkommen schön vergoldeter Bildsäulen dahin reissen, daß alles mit einander mit lauter Goldblech überzogen zu seyn scheinet. Wenn man einige Schritte weiter kommt, gelangt man zu einer kleinen erhabenen Bühne, fast in der Figur eines Altars, auf welcher vier Bilder von massiven Gold sitzen, die in der Grösse eines

nes Menschen sind, und alle nach Art der Siameser die Beine über einander geschränkt haben. Weiter hinein befindet sich eine Gattung von einem Chor, worinnen das reichste Götzenbild oder Pagode des ganzen Königreichs angetroffen wird; denn man giebt den Namen der Pagode ohne Unterscheid so wohl den Götzenbildern, als den Tempeln, in welchen sie stehen. Diese Bildsäule stehet aufrechts, und berühret mit ihrem Haupt das Gewölbe des Chores; sie ist fünf und vierzig Schuhe hoch, und sieben oder acht breit. Aber worüber man am meinsten erstaunen muß; das ist, daß sie ganz aus Gold bestehet, und daß sie, so viel man aus dem Augenmaaß abzunehmen vermag, mehr als zwölf tausend und fünf hundert Pfund wiegen muß, welches sich auf einen Werth von zwölf Millionen und fünfmal hundert tausend Livres belaufet. Man sagt, dieser kostbare und bewundernswürdige Colossus wäre an eben dem Ort gegossen worden, auf welchem er stehet, und daß man hernach den Tempel darüber gebauet habe. Auf seinen Seiten, stehen noch viele andere Bildsäulen von geringerer Grösse, aber gleichfals von Gold und mit vielen Edelgesteinen gezieret.

Etwann hundert Schritte von dem Pallast, auf der Seite gegen Mittag, siehet man einen andern Tempel, der zwar nicht so kostbar und reich ist, dessen Bauart aber vieles an Schönheit und Ordnung zum voraus hat. Dieses Gebäude ist, nach der Art unserer Kirchen, in Form eines Kreutzes gebauet, und mit fünf runden Gewölben

gedecket, von welchen das mittelste grösser ist, als die andern alle; das Dach ist mit einer gewissen Art vergoldeten Zinnes gedecket. Vier und vierzig Pyramiden oder Obelisci stehen um diesen Tempel herum, und machen ihn noch ansehnlicher und prächtiger: sie sind nach den verschiedenen Höhen und der genauesten Symmetrie in dreyen Reihen geordnet. An der Mauer, die um alle diese Gebäude herumgeführet ist, siehet man auf der einen Seite längst den Gallerien mehr als vierhundert Statuen von vergoldeten Backsteinen, die nach der schönsten Ordnung gestellet sind. Die andere Seite stehet offen, und gehet gegen den Tempel zu.

Die vornehmste Pagode in der Stadt enthält beynahe vier tausend Götzenbilder, die insgesamt vergoldet sind, auser den drey vornehmsten, welche aus massiven Gold bestehen. Die Pagode, welche nach dieser vor die vornehmste gehalten wird, ist bey sechs Meilen von der Stadt, und stehet niemanden, ausgenommen dem König und den Priestern offen; das übrige Volk bleibt vor der Thüre herausen, wirft sich auf die Erde nieder, und leget die Stirne wieder den Erdboden. Die dritte Pagode ist in der Insel der Holländer. Das Götzenbild, so darinnen in der Mitten stehet, ist von mehr als dreyhundert andern von verschiedener Grösse umringet, welche in allen nur erdenklichen Geberden und Posituren vorgestellet sind.

Nach eben diesen Schriftstellern scheinet der

König über die prächtige Aufführung und den Staat dieser seiner Götter ganz eifersüchtig zu seyn. Das äusere Ansehen sowohl, als die inwendige Verzierungen seines Pallasts, verdunkeln den Glanz ihrer Tempel. Er liegt auf einer kleinen Anhöhe, und erstrecket sich bis an das Ufer des Flusses. Ob er gleich so geräumig ist, daß man ihn wohl mit einer Stadt vergleichen könnte; so sind doch nichts destoweniger alle daran befindliche Thürme, Pyramiden und andere Oerter, so vornemlich ins Gesichte fallen, daran vergoldet, und erfüllen von weitem die Ausländer, so zum erstenmal nach *Siam* kommen, mit Bewunderung. In den Gemächern des Königs und der Königin sind unbegreifliche Reichthümer anzutreffen; das Gold und die Edelgesteine blitzen daselbst auf allen Seiten; nichts von solchem Pracht und Kostbarkeit muß im ganzen Orient angetroffen werden, wenn man nur *China* davon ausnimmt.

Dieses sind die Vorstellungen, welche diejenige in *Frankreich* ausbreiteten, so den Herrn Ritter von *Chaumont* im Jahr 1685. auf seiner Gesandtschaft nach *Siam* begleitet hatten. Allein es wird ihnen zum Theil durch das Zeugniß eines berühmten Seeofficiers (g), der nebst andern unsere Escadre nach *Indien* führete, widersprochen. Dieses war der Herr Graf *Forbin* von *Janson*, der noch zwey Jahre nach der Zu-

Verschiedene Erzählung des Grafen Forbin.

(g) Mémoires du Comte *de Forbin de Janson*.

rückkehr der Franzosen darinnen verbliebe, um den Verbindungen, die er wider seinen eignen Willen mit dem Herrn Constans, dem Ministre des Königs von Siam eingehen müssen, ein Genügen zu thun. Wir können nicht umhin, allhier Meldung zu thun, wie dieser Herr in seinen Memoires sich an verschiedenen Orten wegen der seltenen Reichthümer dieses Königreichs erkläret. Hier folget aufrichtig, was er davon berichtet: Ich muß es, spricht er, nur rund heraus sagen, daß ich mich mehr als einmal ungemein sehr gewundert habe (h), daß der Abt von Choisi und der P. Tachard, die doch diese Reise mit mir gethan, und eben dasjenige gesehen, was ich gesehen habe, mit einander die Abredung scheinen getroffen zu haben, der Welt das Königreich Siam in seltenen Glanz und als ein Reich, das nicht seines gleichen habe, vorzustellen, ohneracht dieses Vor-

(h) Ich habe mich bey dieser Gelegenheit bey verschiedenen Seeofficierern, die unter dem Herrn Grafen Forbin gedienet, und einigen andern Personen, die ihn gekennet haben, um seine Gemüthseigenschaften erkundiget; und man hat mir denselben als einen recht redlichen und aufrichtigen Mann abgemalet, an dem nichts weiter auszusetzen gewesen, als daß er den Ruhm seiner Kriegsverrichtungen vielleicht ein wenig zu viel erhoben. Das, was er hier sagt, benimmt im übrigen der Hochachtung, so man gegen den Herrn Abt von Choisi und den Pater Tachard haben muß, gar nichts.

Vorgeben so gar wenig mit der Wahrheit überein kommet. Es ist zwar an dem, daß, da sie nur wenige Monate in diesem Land geblieben, und dem Herrn Constans, Ministre des Königs von Siam daran gelegen war, daß ihnen die Augen verblendet würden, sie nur dasjenige in diesem Königreich zu sehen bekamen, wodurch sie am besten konnten berücket werden. Allein bey dem allen müssen sie doch voller seltsamer Vorurtheile gewesen seyn, daß sie das Elend, welches allenthalben hervorblicket, nicht sollten bemerket haben, ohnerachtet es einem so deutlich in die Augen leuchtet, daß es unmöglich ganz und gar kan verborgen gehalten werden.

Ich muß gestehen, daß der listige und betrügerische Ministre nichts aus der Acht ließ, was nur den Franzosen von diesem Reich eine grosse Vorstellung beybringen konnte. Er zeigte mit vielen Umständen dem Herrn Abgesandten, dem Abt von Choisi und dem Pater Tachard alle Reichthümer des königlichen Schatzes, welcher in der That so beschaffen ist, wie man von einem grossen König vermuthen kan, und daher das beste Mittel ist, jemand hinter das Licht zu führen. Aber er nahme sich wohl in acht ihnen zu sagen, daß dieser grosse Haufen von Gold, Silber und Edelgesteinen ein Werk einer langen Reihe auf einander folgender Könige seye, die alle nach und nach ihn zusammengebracht und vermehret hatten: denn es ist in Siam, wie in dem Reich des Mogols, die Gewohnheit, daß die

Könige sich nur, nachdem sie den Schatz viel oder wenig vermehren, berühmt zu machen glauben, und ist ihnen zu keiner Zeit erlaubt, etwas davon zu nehmen, so benöthiget sie auch immermehr desselbigen seyn möchten. Der Ministre liesse sie die allerschönsten Pagoden, in der Stadt so wohl, als auf dem Land besehen. Sie sahen in der That die erstaunliche Bildsäulen, die, wie man ihnen sagte, von massiven Gold waren, und sie glaubten dieses auch um desto eher, weil sie mit so vieler Kunst vergoldet sind, daß man sie leicht vor lauteres Gold halten sollte, und noch weit mehr; weil sie mehrentheils an sehr hohen Orten stehen, daß man sie nicht berühren kan, die übrigen aber mit eisernen Gegittern umschlossen sind, welche man niemals eröfnet, und zudem auch nicht erlaubt ist, sich ihnen weiter, als zu einer gewissen Entfernung zu nähern.

Herr Constans, der mit ungemeinem Eifer eine Allianz mit den Franzosen zu Stande zu bringen suchte, wollte sie durch diese eitle Prahlerey nur hinter das Licht führen, und das gelunge ihm auch in Ansehung der Vornehmsten von unserer Gesandtschaft. Aber da der Graf Forbin sich lange Zeit zu Siam und Louvo aufhielte, so hatte er Gelegenheit genug, die Wahrheit zu entdecken, und das wahrhafte Elend zu erkennen, das in dem ganzen Reich ausgebreitet ist. Man kan sich hiervon schon aus den Umständen der Mandarinen eine Vorstellung machen, die wir uns als sehr reiche und mächtige Herren vorstellen,

len, weil sie die vornehmsten Personen des siamesischen Volks sind. Der Zustand, sagt er, in welchem ich diejenigen Mandarine, so an dem Hof zu Louvo waren, antrafe, verursachte bey mir die äuserste Verwunderung. Sie sassen in einem Kreiß herum, auf Matten von kleinen Weidenzweigen; eine einzige Lampe war in dem ganzen Zimmer; und wenn einer von ihnen etwas lesen oder schreiben wollte, so zog er erst ein Stücke von einem gelben Wachsstock aus der Tasche, welches er anzündete, und hernach auf ein Stücke Holz steckte, mit welchem es an einem Stock konnte umgedrehet werden, und ihnen solchergestalt statt eines Leuchters dienete. Diese Zierrath, welche so sehr von der an dem französischen Hof unterschieden ist, gab mir nun Gelegenheit, den Herrn Constans zu fragen, ob denn in dem, was ich da vor Augen sähe, die ganze Pracht und Hoheit der Mandarinen sich veroffenbare. Er gab mir zur Antwort: allerdings verhielte sich die Sache also, und gestunde mir frey heraus, dieses Königreich wäre überaus arm; aber ich würde dem ohngeachtet einen nicht geringen Vortheil erhalten. Als ich wieder nach Frankreich zurücke kam, fande ich daselbst noch den Mandarin, den man als einen Abgesandten mit dem Herrn von Chaumont geschickt hatte. Ich fragte ihn, was er zwischen diesem Land und dem seinigen vor einen Unterscheid finde: und er gab mir in bösem französischen zur Antwort: la France, grand bon; Siam

petit bon, Frankreich, groß gut, Siam, klein gut.

Der Vortheil, womit der Ministre des Königs von Siam dem Herrn Grafen von Forbin geschmeichelt hatte, war ungemein mittelmässig, und kam mit den schönen Titeln, die man ihm beylegte, sehr schlecht überein. Man gab ihm ein Hauß, das eben so modest, als klein war, und in dasselbe gab man, nebst sechs Elephanten, auch zu seiner Bedienung sechs und dreyssig Sclaven. Die Unterhaltung seiner ganzen Hofstatt kam ihn nicht höher zu stehen, als auf fünf Sols den Tag: so mässig leben die Leute in diesem Land, und so wohlfeil sind die Lebensmittel. Er speisete bey dem königlichen Ministre. Sein Hauß wurde mit einigen wenig beträchtlichen Meubeln versehen. Hierzu thate man noch ein Dutzend silberne Teller, zwey Kannen von eben dem Metall, alles sehr dünne gearbeitet; vier Dutzend Servietten von Cattun, und alle Tage zwey Wachslichter von gelbem Wachs. Das war nun, setzt der Herr Graf hinzu, die ganze Ausrüstung des Herrn Groß-Admirals, und Generals der königlichen Armeen. Indessen mußte man sich doch damit begnügen lassen.

Die Nachricht, so er dem Herrn Ceberet, der nicht weiter als bis nach Louvo gegangen war, hiervon ertheilete, verdienet noch einige Aufmerksamkeit. Was sie gesehen haben, sagt er, das ist alles kostbare und schöne, so man in dem ganzen

ganzen Land antreffen wird. Dieses ganze Königreich, welches sehr weitläuftig ist, ist nichts, als eine überaus grosse Wüsteney. Je tiefer man nach und nach ins Land hinein kommet, je weniger merkwürdiges, auser lauter Wäldern und wilden Thieren, trift man an. Die Einwohner bewohnen die Gegenden um die Flüsse, und ziehen dieselben allen andern Oertern vor; weil die da herumliegende Ländereyen alle sechs Monate überschwemmet werden, und alsdenn, fast ohne einigen Anbau, eine grosse Menge Reis hervorbringen, welches Getreide allein in Wasser wohl fortkommen und sich vermehren kan. Dieser Reis machet den ganzen Reichthum des Landes aus. Weil sie nun von der Sandbank an, (welches vielleicht zu *Bancok* ist), bis nach *Louvo* herauf gefahren sind, so haben sie so wohl in Ansehung der Völker, als in Absicht auf ihre Städte, und auch der Früchte und anderen Dinge, die das Land hervorbringt, alles gesehen, was nur in diesem Königreich einiger Aufmerksamkeit würdig seyn mag. *Odia* oder *Judia*, welche Stadt bey uns unter dem Namen *Siam* bekannt ist, ist nach seinem Bericht, in Absicht auf ihre Grösse, kaum mit den Städten der vierdten oder fünften Classe in Frankreich in einige Vergleichung zu bringen. Der König begiebt sich nur an gewissen Ceremonientägen dahin, und hält sich sonst immer zu *Louvo*, einem seiner Lusthäuser, das ohngefähr sieben Meilen davon lieget, auf.

K 5 Das

Hochmuth und Macht des Königs.

Das wenige, was uns der Graf Forbin von diesem König erzählet, stimmt überaus wohl mit demjenigen überein, was man in andern Reisebeschreibungen findet. Der Hochmuth, Despotismus und eine gänzlich ohneingeschränkte Gewalt scheinen die einzige Merkmaale zu seyn, durch welche er von allen andern Monarchen sich unterscheiden will. Die Ehrfurcht, so er von seinen Unterthanen verlanget, gehet fast bis zur Anbetung: und die Leibesstellung, so man in seiner Gegenwart in Acht nehmen muß, ist ein deutliches Kennzeichen davon. Selbst bey den Berathschlagungen, die doch zuweilen wohl vier Stunden dauren, müssen die Staatsbedienten und Mandarin beständig vor ihm auf der Erde liegen. Sie reden nicht anders mit ihm, als auf den Knien liegend, daß sie zugleich die Hände über den Kopf halten, alle Augenblicke tiefe Verbeugungen machen, und ihre Reden mit den stolzesten Titeln vermischen, die seine Macht oder Gütigkeit erheben. Man nimmt seine Reden als wie göttliche Aussprüche an, und seine Befehle werden ohne einigen Aufschub und ohne die geringsten Einwendungen ins Werk gerichtet. Wenn er ausgehet, so muß jedermann sich in seinen vier Wänden eingesperret halten: und dieses Gesetze scheinet so wichtig zu seyn, daß sich so gar die Franzosen, so bey der Gesandschaft waren, ihm unterwerfen musten. Seine Unterthanen sind nichts weiter, als seine Sclaven; alles, was sie besitzen, ist nicht ihr, sondern des Königs

Eigen-

Eigenthum. Selbst der Adel ist daselbst nicht einmal erblich, weil er nur in Bedienungen und Ehrenstellen bestehet, die der König giebt, wem er will, und nach seinem Gefallen auch wieder nimmt.

Seine Staaten erstrecken sich gegen die Mittagsseite bis an die Gegend um Ligor, woselbst das Königreich Malacca angehet (i). Wir geben diesen Namen der Halbinsel oder Erdzunge, welche zwischen der Meerenge dieses Namens und dem Meerbusen von Siam lieget. Einige Reisende versichern, daß sie in sieben Königreiche vertheilet sey, deren vielleicht ein jedes nur zehen Meilen breit und dreyssig lang ist. Allein solche Staaten, die so wenig beträchtlich sind, verdienen nicht, daß man sich in einem Werk bey ihnen aufhalte, dessen Kürze einen nöthiget, auch viel wichtigere Nachrichten von weit ansehnlichern und bekannteren Königreichen mit Stillschweigen vorbey zu gehen *). Dieses Land wurde im Jahr

Von der Halbinsel Malacca.

(i) S. *La Martiniere*, Dictionaire historique & géographique; Mandelslo, ostindian. Reisebeschr. pag. 334. & seq.

*) Die Mahometanische Religion hat im Jahr der Hegirah 875. das ist, im Jahr Christi 1470. in Malacca festen Fuß gefasset. Die Hauptperson, die solches Werk getrieben, war Dhsulkarnäin, ein Alim oder Weiser aus Arabien, dem ein Indianischer Prinz, Sultan Sicandär,

Jahr 1509. von Signeira; und im Jahr 1511. von Alphonsus von Albuquerque entdecket, welcher letztere sich auch von der Stadt Malacca Meister machte. Die Holländer fiengen im Jahr 1606. an, die Portugiesen in ihrem Besitz zu stöhren, und wurden dabey von der Macht des Königs von Jhor unterstützet: sie setzten auch fünf und dreyssig Jahre nach einander die Feindseligkeiten fort, und nahmen ihnen endlich im Jahr 1641. den Platz hinweg. Es ist zu bedauren, daß man auch melden muß, wie diese Eroberung zum Nachtheil der Religion ausgeschlagen. Die Jesuiter hatten hier ein Collegium, das wegen seines Stifters, wovor der heil. Franciscus Xaverius gehalten wird (k), und wegen des vielen Guten, so sie selbst nach der Erzählung eines protestantischen Holländers (l), daselbst thaten, verdiente in Ehren gehalten zu wer-

candår, behülflich gewesen, die Malayer zu dieser Religion zu bringen. Die vornehmsten Sultans, so seit der Zeit daselbst zu Manancabu regiert, sind folgende: Almua'tsim, Solåiman ben Davud, Malic-ürrahhmen, Ismail-Schah, Ahhmåd-Schah, und Muhhammåd-Schah. Siehe die 49. Continuation der Dåhnischen Missionarien in Indien, pag. 21. & seq.

(k) S. *Maffei*, Historia Indica, Lib. XIV, cap. 1.

(l) S. Recueil des Voiages des Hollandois, Tome III, la Relation de *Mateliefe*.

werden. Die Ueberwinder haben es aber zerstöhret (ll), und nichts als die Kirche zur Ausübung ihres Gottesdienstes, und einen Thurm, auf welchem sie ihre Fahne wehen lassen, beybehalten. Sie haben eben so wenig der Kirche der Barmherzigkeit verschonet, welche ihnen gegenwärtig zu einem Vorrathshauß dienen muß. Es ist zu bewundern, daß die General-Staaten zugelassen haben, daß man das Andenken dieser Entheiligungen wieder erneuert hat, da sie nicht verwehret haben, daß die Beschreibung davon in ein berühmtes im Haag herausgegebenes Wörterbuch mit eingerücket worden.

Die Einwohner von Malacca, oder die Malayen, sind fast lauter wilde, und leben auch nicht anderst, als wie wilde Thiere. Die grosse Hitze des Climatis, in welchem sie wohnen, und welches beynahe unter der Linie liegt, machet, daß sie von Farbe schon überaus braun sind; und sie lieben die Europäer, wegen ihrer weissen Farbe gar sehr. So bald sie sehen, daß ihrer an den Küsten ankommen (m), so kommen sie, und bieten ihnen ihre Weiber und Töchter an, um Kinder zu bekommen, die ihnen an weisser Farbe ähnlich sind. Des wilden Wesens in ihren Sitten ohngeachtet, wird ihre Sprache doch unter allen in Indien vor die schönste gehalten

(ll) Lettres édifiantes, Tome II, p. 76.

(m) *Buno*, in Cluverium, pag. 540.

ten (n), und sie ist daselbst wenigstens so gemein, wie die französische in Europa. Sie ist sehr leicht zu lernen, weil weder ihre Nennwörter, noch ihre Zeitwörter verändert werden. Das ist die Ursache, daß die *Malayen* in Orient sehr bekannt sind; ob gleich ihr Land keinen Reichthum besitzet, als wegen der Handlung mit den Chi[illegible]ern. Es kan derowegen nicht, als entweder a[illegible]thum, oder aus Unwissenheit geschehen s[illegible], daß die Alten dieser Halbinsel den Namen des goldenen Chersoneses gegeben: oder es ist vielmehr gewiß, daß dieses Königreich nicht dasjenige sey, so sie unter diesem Namen verstanden. Inzwischen sagt doch noch ein neuerer Geschichtschreiber (o), man rechne daselbst seinen Reichthum nicht anderst, als durch Bahars Golds, und jeder Bahar enthalte vier Quintalen.

Das Königreich Camboia.

Das erste Königreich, so man in dem ostlichen Theil der Halbinsel jenseits des *Ganges* antrift, ist das von *Camboia* (p), das die Holländer Camboſche ausſprechen, und von andern *Cambodia* genennet wird. Es gränzet gegen Norden

(n) S. *Mandelslo*, ostindianische Reisebeschr. pag. 344.

(o) *P. Lafiteau*, Conquêtes des Portugais, Liv. V, pag. 351.

(p) Recueil des Voiages des Hollandois, Tom. V, pag. 282. & seq. *Mandelslo*, ostindian. Reisebeschr. pag. 331. u. f.

den an das Königreich *Laos*; gegen Morgen an die Königreiche *Cochinchina* und *Ciampa*; und gegen Mittag und Abend wird es von dem Meer und den Ländern des Königs von *Siam* eingeschlossen. Dieses Land, welches der Fluß *Mecon* seiner ganzen Länge nach durchströmet; bringet alles, wessen nur die Einwohner benöthiget seyn mögen, im Ueberfluß hervor, so wohl an Reis, als an Fleisch, Cocos und andern Früchten, welche man nur in ganz Indien antreffen mag. Dem allen ohngeachtet, ist es dennoch nicht sehr bevölkert, und die Handlung, welche darinnen getrieben wird, ist von geringer Wichtigkeit. *Camboia*, die Hauptstadt des ganzen Königreichs, ist auch die einzige Stadt, so einiger Aufmerksamkeit würdig ist. Der König residiret daselbst in einem sehr schlechten Pallast, der mit Pallisaden, die gleichsam verschiedene Zimmer ausmachen, umgeben ist. Doch ist er mit einer grossen Anzahl chinesischer Canonen, und anderer Artillerie, die, bey einem Schifbruch zweyer holländischer Schiffe an den Küsten dieses Reichs, gerettet wurde, besetzt. Es ist allhier ein Tempel von einer besondern Bauart zu sehen, dessen künstliche Einrichtung, Aufführung und Schönheit sehr gerühmet wird. Er stehet auf Pfeilern von schwarz lakkirtem Holz, an welchem Blätter und andere Figuren von erhabener Arbeit und vergoldet zu sehen sind. Selbst das Pflaster ist sehr kostbar, und man decket auch allenthalben Matten darauf, damit

nichts

nichts daran versehret werde. Die Priester, so zu diesem Tempel gehören, haben in dem ganzen Reich den vornehmsten Rang. Nach ihnen folgen die Okinas, welchen der König die Aufsicht und Verwaltung seiner Plätze, Städte und Flecken anvertrauet. Man erkennet sie an der goldenen Büchse, so sie vor sich her tragen lassen, in welcher noch zwey oder drey andere sind, in welchen sie Cardamomen, oder andere Gewürze haben, mit denen sie ihre Lippen reiben; in einer darunter aber ist Betel, den sie mit Kalk zubereiten, und ohne Unterlaß käuen. Die andern vornehmen Personen in diesem Königreich, dürfen sich keiner andern, als silbernen Büchsen bedienen.

Gebrauch des Betels.

Der Gebrauch des Betels ist den Einwohnern dieses Landes nicht allein eigen; es ist nichts gemeiners in ganz Indien, und das Brod selbst ist in vielen Gegenden der Welt nicht so häufig im Gebrauch. Es ist eine Pflanze (q), welche wie die Erbsen oder der Hopfen Reben treibt, die an sich selbst auch so schwach sind, daß man Stangen dabey stecken, oder sie bey den Arackbaum pflanzen muß, an welchem sie sich fest hält, und um dessen Aeste sich windet, wie der Epheu. Ihre

(q) Ambassades des Hollandois à la Chine, part. II, chap. 13, pag. 85. Ambassade au Iapon, part. I, pag. 29. Recueil des Voiages des Hollandois, Tom. I. pag. 78. Mandelslo, ostindian. Reisebeschr. pag. 108. *le Brun*, Pratiques superstitieuses, pag. 347.

Ihre Blätter sind den Citronenblättern nicht sehr unähnlich, ob sie gleich ein wenig länger sind; die Rippen oder Fibern daran sind auch stärker, und werden, wenn man sie trocken macht, von Farbe röthlich. Der Betel liebet feuchte und kühle Oerter, und daher den Strand am Meer und die Ufer der Flüsse. Hier trägt er eine Frucht, die an der Figur einem Katzenschwanz gleich kommet; aber er bringt an sehr warmen, oder zu kalten Orten keine hervor. Daselbst siehet man sich gezwungen, mit den Blättern vorlieb zu nehmen, die man mit den Früchten des Areckbaums, und ein wenig Kalk, der von Austermuscheln oder andern Seemuscheln gemacht wird, zurichtet.

Leute von gemeinem Stand geben sich selten die Mühe ihn selbst vor sich zuzubereiten. Die Vornehmen haben ohne Unterlaß Bedienten bey sich, die ihnen denselben zurichten; andere aber kaufen ihn schon ganz zum Essen zubereitet. Man kan ihn fast in allen Kramläden, an allen Ecken der Strassen bekommen, ja so gar auf allen Hauptstrassen selbst. Diese zugerichtete Blätter werden Packet weise verkauft, deren das Dutzend auf einen sehr geringen Preiß zu stehen kommt; man kan sie auf diese Art lange Zeit frisch erhalten. Männer und Weiber essen davon zu jeder Zeit, so wohl bey Tag, als Nacht; und es wird niemand gefunden werden, der nicht in vier und zwanzig Stunden zwey bis drey Dutzend verzehre. Allein niemand, auser nur rei-

che Leute, kan allezeit von der Frucht auch darunter mischen.

Man wird fast niemahlen einen Indianer zu Gesichte bekommen, der keinen Betel solte in dem Mund haben. Kaum wird man wegen eines Geschäfts, oder um einen Besuch abzustatten, in ein Hauß kommen; so wird schon der Betel herbey gebracht, und aus Höflichkeit der Compagnie angeboten: so gar bey den Königen wird der Betel nicht einmal aus der Acht gelassen. Wenn fremde Abgesandten bey dem König Audienz erhalten, so finden sie ihn gemeiniglich auf einem Ruhebette liegen, oder auf Tapeten mit geschränkten Beinen auf der Erde sitzen, und einen Bedienten an seiner Seite, der den Betel hält. wovon er ohnausgesetzt etwas in dem Mund hat, den dadurch erregten Speichel ausspeyet, und das Kraut, wenn alle Kraft heraus gesauget ist, hinweg wirft. Die gröste Ehre, so er alsdenn den Abgesandten anzuthun glaubet, besteht darinn, daß er sie einladet, seinen Betel auch zu versuchen.

Wirkung des Betels. Seine natürliche Wirkung ist, daß er den Speichel häufig erreget, und so roth färbet, wie Blut; dabeneben aber schwarze Zähne macht. Allein die Indianer, so von ihrer Kindheit an, an das Kauen dieser Blätter gewöhnt sind, und einen so grossen Wohlgefallen und Geschmack daran finden, daß sie ihn unmöglich entbehren können, schreiben ihm im Gegentheil andere Eigenschaften und ganz besondere Tugenden zu.

Sie

Sie sagen, er befestige das Zahnfleisch, er erhalte die Zähne, er mache einen angenehmen Athem, er seye vor den Magen gut, und befördere die Verdauung; er verhindere das Aufsteigen und Erbrechen, womit sie sehr geplaget sind, und endlich wäre er ein Präservativ wider alle scorbutische Krankheiten. Doch alles dieses Nutzens ohngeachtet, er mag nun wirklich seyn, oder nur in der Einbildung bestehen, so sind doch wenige Europäer, die sich daran gewöhnen könnten, oder auch wollen. Die allermeisten bekommen einen Eckel davor, und viele werden davon völlig trunken, obgleich diese Trunkenheit eben von keiner langen Dauer ist. Dieses ist auch die Ursache, daß das Indianische Frauenzimmer, das fast an allen Orten ungemein verliebt ist, sie sehr nöthiget, von dem Betel zu essen, und in ihrer Gegenwart auch recht ausschweiffend sich desselben bedienet, um sie gleichfals zur Nachfolge zu vermögen. Das Portugiesische Frauenzimmer, so noch viel lebhafter ist, nöthiget sie auch über die massen sehr dazu; wenn sie einmal eine Gelegenheit ersehen, ihren Männern aus denen Augen zu entwischen; welches Glückes sie eben nicht gar oft theilhaftig werden.

Der Areka, den man zugleich mit den Blättern vom Betel käuet, wächset auf einem Baum, der dem Cocosbaum in Ansehung der Grösse und Gestalt sehr gleich kommt; ausgenommen, daß der Stamm an dem Arekbaum viel schwanker und die Blätter kürzer sind. Un- Vermischung mit dem Areka.

 ter

ter diesem wächßt eine längliche Masse heraus, welches nichts als ein Futeral oder ein Packet vieler Früchte, wie der Nüsse oder der Abricosen, ist: Die Blüthe selbst ist mit unter diese Früchte gemischet. Wenn sie ohngefähr ein paar Monate herausgewachsen gewesen, so fangen die Scheiden oder Knospen, in welchen die Arecknüsse stecken, an sich zu öfnen, und von den Nüssen zu trennen. Alsdenn kommt eine längliche Frucht zum Vorschein, von der Grösse einer Pflaume, die von Farbe weißlich und glänzend ist; ihre Haut wird feste, ziemlich dichte und röthlich; das Fleisch, so unter derselben liegt, ist braun, und ziehet sich etwas ins rothe, es ist recht zart, und von einem ein wenig zusammenziehenden Geschmack; der Kern in dieser Frucht ist einer Muscatennuß nicht unähnlich, und enthält eine weisse Mandel in sich. Diese Frucht ist es, von welcher von den Indianern der Kern oder die Mandel mit Betelblättern zubereitet wird; und dabey theilen sie eine Nuß in acht oder zehen kleine Stückchen.

Wir müssen nunmehro unsere topographische Beschreibung weiter fortsetzen. Auf der Süd-Ost Seite des Königreichs Camboia findet man das Königreich Ciampa; allein dasselbe ist so klein, daß es die Reisende ihrer besondern Aufmerksamkeit nicht vor würdig gehalten; und daher kommt es auch, daß uns nicht einmal die Hauptstadt dieses Landes bekannt ist.

Es wird gegen Norden von den Wüsteneyen von Cochinchina umgrenzet. Dieses ist ebenfals ein solches Königreich, von welchem man uns weit mehr prächtige und grosse Vorstellungen in den Kopf gesetzet, als man wahrhaftig gegründete Dinge beygebracht hat. Der Herr Abt von Choisi liefert uns in seiner Reisebeschreibung eine lange und angenehme Beschreibung von dem Kriegswesen, den Heurathen, Begräbnissen und einigen anderen Gewohnheiten der Cochinchineser. Allein man möchte doch wohl wissen, aus was vor einer Quelle diese Nachrichten hergeflossen, welche er erzählet. Von den Einwohnern des Königreichs Siam kan er sie nicht bekommen haben: denn er bliebe ja nicht einmal so lange in diesem Land, daß er die Sprache und Schreibkunst seiner Einwohner fassen können; und konnte folglich noch viel weniger eine genaue Erzählung von den angrenzenden Königreichen von ihnen erhalten. Eben so wenig kan man sagen, daß er selbst sich nach Cochinchina begeben habe; weil man genugsam weiß, daß er mit allen seinen übrigen Gefährten sich wieder zu Schiffe begeben, und er selbst auch meldet, daß das Wasser in diesem Land so ungesund sey, daß kein Europäer davon trinken könne, ohne in Furcht zu stehen, daß er eine tödtliche Krankheit zu erwarten habe; daher auch die Missionarii abgehalten würden nach diesem Land zu gehen. Königreich Cochinchina.

Um aber den Leser vollkommen zu überzeugen, daß wir uns nicht ohne Grund unterfangen, die Glaub- Verdächtige Nachrichten.

so der Abt von Choisi von diesem Reich mittheilet.

Glaubwürdigkeit dieser Erzählungen in Zweifel zu ziehen; so wird es nöthig seyn, daß man ihm einiges davon ins besondere vor Augen stellet, damit er selbst davon zu urtheilen im Stand sey. Nichts, so sagt der zierliche Verfasser (r), nichts ist so schön, zierlich und wohl eingerichtet, wie die Galeeren der Einwohner von Cochinchina, welches die Posten sind, deren sich die Vornehmen des Reichs auf ihren Reisen bedienen. Aussen sind sie mit einem schwarzen Lack überzogen, inwendig aber mit einem rothen, in welchem man sich bespiegeln kan. Eine jede Galeere hat sechzig Ruder, welche insgesammt vergoldet sind. Die Ruderknechte, welche auch zugleich Soldaten sind, haben zu ihren Füssen eine Muskette, einen Dolch, einen Bogen und einen Köcher mit Pfeilen liegen. Es ist ihnen bey Lebensstrafe untersagt, nur ein Wort zu reden. Sie müssen allezeit den Schif-Capitain ansehen, welcher durch die Bewegung mit einem dünnen Stecken ihnen kund thut, was er haben will. Alles stimmt daselbst dergestalt wohl mit einander überein, daß ein Capellmeister nicht besser von allen Musicanten kan verstanden werden, wenn er den Tact schlägt, als hier der Capitain in allem von dem Schifvolk verstanden wird . . . . Die Matrosen tragen gemeiniglich nichts weiter, als grosse von dem Gürtel angehende Hosen von

(r) Iournal du Voiage de Siam, p. 359. Edit. in Quarto de 1687.

von weisser Seide, und Mützen von Haaren; allein wenn sie sich zu einem Gefechte fertig machen, so setzen sie eine kleine vergoldete Sturmhaube auf das Haupt; und legen einen schönen Rock an, der ihnen genau an dem Leib anlieget. Sie haben den rechten Arm und Schulter, und die ganze rechte Seite nackend. (Was mag denn wohl der schöne Rock, den sie antragen, vor eine Figur haben?) Das Kriegsheer zu Lande bestehet gemeiniglich aus dreyssig tausend Mann. Die königlichen Haußtruppen belauffen sich auf neun tausend, und die Leibtruppen des ersten Prinzens auf fünf tausend Mann = = . Die Leibgarden des Königs und der Prinzen haben Kleider von Sammet, und Waffen von Gold oder Silber; die Officiers führen, nachdem sie in hohen Chargen stehen, einen grössern oder geringern Staat; und an dem Tag, da man ein Treffen liefern, oder eine Musterung halten will, hat eine jede Compagnie der gemeinen Soldaten eine besondere Montur an, die von grünem, rothen oder gelbem Atlas gemacht ist, u. s. w. Man wird wenig Romanen antreffen, in welchen so wunderbare Beschreibungen vorkommen, als in dieser Erzählung. Es ist mir leid, daß ich bey dieser Gelegenheit gestehen muß, daß unsere Nation mehr als andere Völker geneigt ist, sich durch dergleichen glänzende Chimären verblenden zu lassen. Die Einbildungskraft, von welcher sie gebohren worden, glaubt versichert zu seyn, daß dergleichen Hirngespinste

einer Nachricht, die an sich selbst schon merkwürdigkeiten genug enthält, erstlich die vollkommene Annehmlichkeit geben würde; und an dessen Statt machen sie eine Erzählung vor den Augen vernünftiger Leute nur verächtlich und lächerlich; denn diese finden die Wahrheit niemals schöner und reitzender, als wenn sie, wie einer von den Alten spricht, ganz nackend, und aller eitlen Scheinzierrathen beraubet ist.

Nachricht des P. Alexander de Rhodes.

Aus dieser Ursache nun müssen wir der einfältigen und natürlichen Erzählung des berühmten Missionarii aus dem Jesuiter Orden, des P. Alexander de Rhodes den Vorzug geben; weil dieser mit gutem Vortheil das Evangelium in *Cochinchina* geprediget hatte. Dieses Königreich war, nach seiner Erzählung (s), vormalen eine Provinz des grossen *chinesischen* Reichs, und wurde vor ohngefähr zwey hundert Jahren davon getrennet, als der von dem König von *Tonquin* gesandte Stadthalter einen Aufstand erregte, und sich zum König dieses Landes aufwarf. Unter dem heissen Erdstrich muß kein Land liegen, in welchem die vier Jahrszeiten besser abgetheilet sind, als wie in diesem. Obgleich keine sonderliche Flüsse darinnen sind; so sind dieselben dennoch die Ursache seiner Fruchtbarkeit. In den Monaten September, October und November steigen sie von vierzehen Tagen zu vierzehen Tagen über, überschwemmen drey Tage lang

(s) Voiages aux Indes, pag. 60. & seq.

lang alle Felder, und düngen sie mit ihrem Schlamm dergestalt, daß man das Jahr zweymal säen und erndten kan. Das Erdreich bringet Reis, verschiedene Gattungen von Früchten und Kräutern, Pfeffer, Zimmetbäume, Benzoin, Adlerholz und Calemba hervor. Es giebt allhier auch Gold, Silber, Seide, baumwollene Zeuge und Porcellan. Unter andern raren Thieren siehet man auch Nasenhörner und Elephanten von einer auserordentlichen Grösse und bewundernswürdiger Gelehrigkeit. Das Meer an den Küsten dieses Landes hat einen Ueberfluß an vortreflichen Fischen. Im ganzen Reich findet man sechzig gute Seehäfen; daher es denn kommt, daß sich die Einwohner stark auf die Handlung und Schiffarth legen. Der Hafen zu Faifo ist einer der allerbeträchtlichsten. Die Stadt wird von Chinesern und Japonesern bewohnet, welche daselbst unter dem Schutz des Königes eine freye Handlung treiben. Sie lieget an einem schifbaren Fluß, ein wenig oberhalb seines Ausflusses in das Meer, und wird von einer guten Festung beschützt. Der Saamen des christlichen Glaubens, den der Eifer der Missionarien von dem Dominicaner-Orden daselbst ausgestreuet hatte, wurde sehr geneigt aufgenommen; und das Volk fienge an vielen Orten schon an, seinem Aberglauben abzusagen. Allein der König und die Grossen des Reichs, welche blindlings und aufs hartnäckigste dem Götzendienst ergeben waren, erregten eine grausame

Verfolgung gegen die neuen Christen, und thaten durch die Furcht vor den härtesten Todesstrafen dem sich hervorthuenden Wachsthum des Evangelii Einhalt.

Von dem Königreich Tonquin.

Dem Königreich *Cochinchina* lieget das Königreich Tonquin gegen Norden: das ist das letzte auf dem festen Land von Indien, von welchem wir noch reden müssen. Die Reisen, welche so wohl bey Gelegenheit der Handlung, als wegen Ausbreitung der Christlichen Religion, in dieses Land gethan worden, haben gemacht, daß wir so wohl seine Regierungsart, als seine natürliche Beschaffenheit, sehr umständlich haben kennen lernen. Der Baron Tavernier, welcher uns eine weitläuftige Beschreibung davon gegeben, versichert uns (t), er habe sich mehr Mühe gegeben, von diesem Land eine genaue Kenntniß zu bekommen, als er bey allen andern Königreichen in Asien, die er selbst durchreiset, angewendet habe. Die Mittel, so er anwendete, diesen Endzweck zu erhalten, konnten auch nicht anders ausfallen, als daß er eine recht glaubwürdige Nachricht von diesem Königreich überkommen muste, und das, was er davon meldet, hat auch alle Kennzeichen der Wahrheit an sich. Tonquin war sonst jederzeit dem weitläuftigen chinesischen Reich unterworfen gewesen (v), bis ein

(t) *Tavernier*, Voiages aux Indes, Tom. V, chap. I.

(v) *Tavernier*, Voiages aux Indes, Tom. V, chap. I.

ein berühmter Strassenräuber, Namens Din, sich an die Spitze eines zusammengelaufenen Haufens solcher Leute, wie er selbst war, stellete, welche er zu Ergreifung der Waffen und Abschüttelung des Jochs der chinesischen Sclaverey antriebe. Dieses Vorhaben gelunge ihm nach eigenem Wunsch: und die Erkenntlichkeit derer-jenigen, die er zu diesem Aufstand angereitzet hatte, gienge so weit, daß sie die königliche Krone auf sein Haupt setzten. Die Glückseligkeit, so die Einwohner von Tonquin zugleich mit ihrer Freyheit zu überkommen gehoft hatten, war vor sie eine Quelle alles Unglücks und der grausamen Kriege, welche vor sie weit verderblicher waren, als ihr vormaliger Zustand, da sie den Kaysern von China noch unterworfen waren. Seit mehr als siebenhundert Jahren, von ihrem Aufstand an zu rechnen, haben sie fast niemals aufgehöret, die Waffen gegen einander in den Händen zu haben, um die verschiedenen Partheyen zu unterstützen, welche der Ehrgeitz und die Eifersucht unter ihnen erreget hat; und nunmehr haben schon sechs Familien nach einander den Thron besessen †).

Der

†) Der erste König von Tonquin oder Tonking war der obgedachte Din; aber er regierte nicht lange; indem das Volk von ihm abfiele, und er selbst in einem Treffen gegen die Rebellen auf dem Platz blieb. Seine Parthey erhielte nichts destoweniger den Sieg, und von zweyen Söhnen, die

Macht der beyden Prinzen.

Der Ausgang des letztern Krieges wurde mit einem Tractat gemacht, durch welchen der Nebenbuhler des Königs Ce, der nicht so wohl nach dem

die er hinterließ, folgte ihm der älteste nach. Derselbe regierte aber kaum 3. Jahre, und starb nebst seinem Bruder, ohne männliche Erben zu hinterlassen. Nach seinem Tod giengen die einheimische Kriege wieder an, welche fortdauerten, bis ein verständiger und tapferer Fürst aus dem Stamm Celckel auf den Thron erhoben wurde; da sich denn alles in Ruhe begab. Er hatte nur eine Tochter, die bey ihrer Vermählung mit einem *Mandarin* aus dem Geschlechte *Tran*, ihrem Gemahl die Krone zubrachte; wieder den sich einer seiner Unterthanen empörte, ihn in einer Schlacht gefangen bekam und hinrichten ließ. Der Ueberwinder besaß neun Jahre den Thron, worauf er von einigen Rebellen, mit Beyhülfe der *Chineser* geschlagen und getödtet wurde. Die *Chineser* bemeisterten sich darauf dieses Reiches wiederum, und beherrscheten es zwanzig Jahre lang. Nachdem aber die *Tonquiner* dieser ihrer tyrannischen Regierung überdrüßig worden: so brachte ein tapferer Feldherr aus dem Geschlechte Ce ein starkes Kriegsheer zusammen; er überwande sie in drey Treffen, und verjagte sie aus dem ganzen Königreich. Alsdenn setzte er die Krone auf sein Haupt, welche aber kaum acht Jahre bey diesem Geschlechte geblieben. Denn da der König einen vornehmen Herrn aus dem Hause *Mar* beleidiget hatte, erregte derselbe eine Rebellion, und schluge durch Hülfe

dem Titel eines Königes, als nach der wirklichen Macht, und dem königlichen Ansehen strebte, sich verbindlich machte, dem Monarchen allen äu-

ser-

Hülfe der Chineser den König in einem blutigen Treffen in die Flucht, ohne daß man jemahls erfahren konnte, wohin derselbe seine Zuflucht genommen. Zwey Jahre nach Antritt seiner Regierung, wurde ihm von einem *Mandarin* aus dem Geschlecht *Trin* ein Krieg angekündiget; allein derselbe starb vor Ausführung seines Vorhabens. Sein ältester Sohn unterwarf sich dem König, der jüngste aber setzte den Krieg fort, und bekam im zweyten Treffen den König nebst seinem eigenen Bruder gefangen, die er beyde tödten ließ. Der Ueberwinder begnügte sich mit dem Namen eines Feldherrn, und ließ durch das ganze Reich ausruffen, daß wenn noch ein Fürst aus dem Geschlechte *Ce* übrig sey, derselbe sich kund machen und auf den Thron erhoben werden sollte. Nach einiger Zeit wurde einer gefunden, und wirklich mit grosser Pracht zum König gemacht: dabey jedoch der Feldherr die gröste Macht in den Händen behielte. Und das ist der Ursprung des *Bua* und *Choua*. Der erste ist König dem Namen nach, der andere aber in der That. Seit dieser Zeit haben die *Tonquiner* öfters mit den *Chinesern* Krieg geführet; weil sie den Tribut, den sie letzteren versprochen hatten, nicht bezahlen wollten. Als aber im Jahr 1667. die *Tartarn* in *China* einfielen, so nahmen die *Tonquiner* ihrer Gelegenheit wahr, und machten sich gänzlich von aller Schatzung frey.

serlichen Glanz seiner Hoheit zu lassen; dabey aber behielte er sich, nebst der uneingeschränkten Befehlshaberstelle über die Kriegsheere, auch dieses zuvor, daß ihm der gröste Theil der Einkünfte des Königreichs überlassen würde, und die Nachkommen von beyden Theilen in den Rechten ihrer beyderseitigen Väter nachfolgen sollten. Demnach sind in Kraft dieses Vertrags zweyerley Könige in Tonquin: derjenige der dem Namen nach alle Ehre eines Königs empfängt, wird *Bua* genannt; der andere aber, so *Choua* genennt wird, hat alle wirkliche Macht und Vortheile in den Händen. Weil nun dem *Bua* der Verlust seines Ansehens sehr schmerzlich fällt; so begiebt er sich gar selten aus seinem Pallast. In demselben ist er damit beschäftiget, daß er fast alle Tage seinen Unterthanen Gehör giebt, ihre Beschwerden anhöret, ihre besondere Streitigkeiten unter einander entscheidet, und das ist es auch, wobey seine ganze Gewalt ihre Grenzen findet. Er kan weiter keine Verordnungen oder Befehle, die das ganze gemeine Wesen angehen, ergehen lassen, wenn der *Choua* nicht seine Einwilligung dazu giebt, oder sie mit einem Befehl bestättiget und begleiten lässet. Seine Söhne, die Prinzen, empfinden seine Dienstbarkeit gar wohl. Sie kommen nicht mehr, als jährlich viermal aus dem Pallast; und jedesmal können sie nicht länger als sechs Tage lang auser demselben verbleiben, und werden über das noch beständig durch Officiers begleitet, die ihnen der *Choua* zuordnet.

net. Am ersten von diesen sechs Tagen ihrer Freyheit, besuchen sie die Götzentempel; die zwey folgenden machen sie sich mit der Jagd einige Ergötzlichkeit, und die drey letzten Tage über fahren sie in prächtig ausgezierten Galeeren auf dem Fluß hin und wieder. Ihre Gelangung zum Thron richtet sich nicht nach dem Recht der Erstgeburt; sondern das kommt ganz allein auf den Willen des Vaters an, der hierinnen entweder zum Vortheil desjenigen, den er vor den würdigsten hält, oder zum besten dessen, den er am meinsten liebet, den Ausspruch thut. So bald er seinen Nachfolger ernennet hat, so kommt der *Choua*, in Begleitung seiner vornehmsten Officiers, der Staats-Räthe und der Verschnittenen, um ihm seine Ehrerbietung zu bezeugen, und einen Eid zu leisten, mittelst dessen er sich anheischig macht, ihn, nach dem Tod seines Vaters, auf den Thron zu erheben.

Leichenbegängniß des Königs.

Wenn wir alle Ceremonien, die bey dem Leichenbegängniß des Königs beobachtet werden, beybringen wollten, um das Gepränge und den stolzen Aufzug genugsam zu beschreiben: so müsten wir einer sehr langen Erzählung einen Platz einräumen. Man richtet ihm, nach seinem Absterben, ganzer fünf und sechzig Tage lang seine Tafel zu, als wenn er noch völlig beym Leben wäre (x), und diese Speisen werden den Bonzen und

(x) *Tavernier*, Voiages aux Indes, Tom. V, chap. XIV.

und Armen ausgethellet. Die ganze Nation leget die Trauer um ihn an, und jeder trägt sie nach seinem Stand: die *Mandarinen* von der Kriegsmacht und den Staatsgeschäften tragen sie drey Jahre lang; die königliche Hofstatt, neun Monate; der Adel, sechs Monate und das übrige Volk drey Monate lang. Diese drey Jahre sind eine beständige Zeit des Traurens, während welcher es nicht erlaubt ist, einige Ergötzlichkeit anzustellen, wenn man die Freudensbezeugungen ausnimmt, die wegen der Erhebung des Prinzens, der dem Verstorbenen König auf dem Thron nachfolget, angestellet werden. Man beobachtet die Gewohnheit, daß man den Leichnam des verstorbenen Königs in die Wüsteneyen trägt, die jenseits der Stadt Bodego liegen. Von Keco, der Hauptstadt des Königreichs, bis zu dieser Stadt sind ohngefähr zwey Tagereisen. Allein weil der König, nebst dem ganzen Hofstaat, zu Fuß dahin gehen, so brauchet man funfzehn oder sechzehen Tage dazu. Dieser ganze Weg wird mit einem violetfarben Tuch bedeckt, und alle viertel Meilen findet man Häuser, in denen allerhand Erfrischungen bereit gehalten werden. Der *Choua* muß Sorge tragen, daß man alle Tage an gehörigen Ort Gebäude antrift, worinnen man sich bis zu fernerm Aufbruch aufhalten kan. Mitten unter einem überaus zahlreichen und prächtigen Gefolge, so wohl an hohen Bedienten, als Pferden und Elephanten, befindet sich der Wagen, auf welchem die Todenbah-

re des Königes geführet wird, und denselben ziehen acht Hirsche, die hierzu abgerichtet sind. Wenn der Leichnam zu Bodego angelangt ist, wird er in eine Galeere gebracht, und sodenn begleiten ihn ferner nur die sechs vornehmsten Verschnittene von dem Hof, die ihn auch an einem verborgenen Ort beerdigen, und sich durch einen Eydschwur verbindlich machen müssen, diesen Ort niemals jemanden zu entdecken. Daß dieses so heimlich gehalten wird, ist vielleicht ein Stücke von ihrer Religion, oder aber eine weise Vorsicht, um dadurch zu verhindern, daß niemand die Schätze, so mit dem Leichnam begraben werden, stehlen möchte; weil man in den Gedanken stehet, er werde derselben in dem andern Leben benöthiget seyn. Man versichert, es liessen sich Prinzen und Prinzessinnen mit ihm begraben, um ihre Erkänntlichkeit gegen ihn dadurch darzuthun, und fernerhin ihm Dienste leisten zu können.

Nach diesem kostbaren Leichengepränge folget die Krönung des neuen Königs; bey deren Gelegenheit in der Stadt Beco und der umliegenden Gegend alles voller Vergnügen und Ergötzlichkeiten ist. Man führet ihn auf einem Elephanten (y) in den grossen Hof des Pallasts, welcher nach Art eines Gezeltes mit reichen Tapeten zugedecket ist, und daselbst empfängt er von den

Einsetzung des Nachfolgers.

M Vor-

(y) *Tavernier*, Voiages aux Indes, Tom. V, chap. XIII.

Vornehmen seines Königreichs den Eid der Treue, und beschenkt sie mit einer grossen Anzahl Goldstangen, deren eine jede ohngefähr hundert Pistolen werth ist; und nebst dem, mit kleinen Platten von Silber, welches die einzige Münzsorte ist, so in diesem Land gangbar ist. Hierauf wird in der sehr geräumigen Ebene längst dem Fluß *Chaleh* ein Lager geschlagen; in welches sich der König mit seiner ganzen und zahlreichen Hofstatt, und einem grossen Theil der Kriegsmacht erhebet, und daselbst den Eid der Treue von den Abgeordneten des Volks und der verschiedenen Theile seines Königreichs annimmt. Die Helfte eines Monats gehet in Lustbarkeiten vorbey; es wird bey nahe ein jeder Tag durch die mannigfältige Abwechselungen der Ergötzlichkeiten, und wegen der Gnadenbezeugungen des neuen Königs merkwürdig; man wendet so gar die Dunkelheit der Nacht dazu an, und durch beständige Abbrennung der Feuerwerke, die, wie man berichtet, ungemein viel schöner und weit kunstreicher seyn sollen, wie diejenige, so man in *Europa* zu sehen bekommt, immerfort neue Lustbarkeiten auf einander folgen zu lassen.

Belohnungen der Gelehrten. Diese besondere Geschicklichkeit in diesem Stücke, ist eine Folge der Beeiferung, die die Könige von Tonking, nach der Gewohnheit der Monarchen in *China*, unter ihren Unterthanen ausstreuen und erregen lassen, um dadurch allen Wissenschaften ihren gehörigen Glanz zuwegen zu bringen, der sich hier absonderlich veroffenba-

ren

ren soll. Der Adelstand nebst beträchtlichen Einkünften (z), ist die Belohnung dererjenigen Personen, die sich in der Wissenschaft der Gesetze, in der Mathematick, in der Astrologie und der Kenntniß der Natur vor anderen hervorthun. Es sind gewisse Tage im Jahr festgesetzet, an welchen diejenige examiniret werden, welche sich mit andern in einen Wettstreit in der Gelehrsamkeit einlassen wollen, und sich zu dem Ende angeben, und es geschiehet nicht selten, daß sich ihrer bey dreytausend einfinden. Der König selbst beehret diese Ceremonie mit seiner Gegenwart; er ertheilet denenjenigen, welche die Fragen der Mandarinen gründlich genug beantwortet haben, den Adelstand; er lässet ihnen einen Rock von violblauen Atlas anlegen, und zeiget ihnen die Flecken und Dorfschaften an, aus welchen sie die jährlichen Renten, so er ihnen widmet, erheben können.

Geschicklichkeit ihrer Aerzte.

Die Aerzte sind eine andere Ordnung ihrer Gelehrten, welche in sehr grossen Ansehen stehen. Sie befleißigen sich eben auf weiter nichts, als die Kräfte der Kräuter und Wurzeln kennen zu lernen (a), und solche nach der Beschaffenheit der Krankheit zu gebrauchen. Sie wissen daraus unbetrügliche Gegenmittel wider die fallende Sucht, die Fleckfieber und an-

(z) *Tavernier*, Voiages aux Indes, Tom. V, chap. IX.

(a) S. *Tavernier*, Voiages, Tom. V, chap. X.

dere Krankheiten zu bereiten, die man sonst in Europa vor incurabel hält. Sie gebrauchen den Thee sehr stark wider das Kopfwehe, den Lendengrieß und die Colick. Dieses Kraut bekommen sie so wohl aus China, als aus Japan; aber diesem letztern geben sie vor dem erstern den Vorzug.

Sitten und Gemüthsart dieses Volks.

Es wird selten gefunden werden, daß, an einem Ort, wo die Wissenschaften und Künste blühen, die Sitten nicht angenehm, artig und höflich seyn sollten. Die Einwohner von Tonquin sind leutselig (b) und von Natur nach den Gesetzen der Vernunft gebildet. Das ernsthafte und sittsame Wesen an ihrer Kleidung giebt ihre Gemüthsart schon genug zu erkennen. Die Männer so wohl, wie die Weiber, sind beynahe auf einerley Art gekleidet: und diese Kleidung bestehet in einem langen und ziemlich engen Rock, mit einem zugemachten Halskragen, der bis an die Fersen reichet, und in der Mitte des Leibes mit einem seidenen und mit Gold und Silber durchwirkten Gürtel zusammen gebunden wird: doch haben die Kriegsleute dieses besondere, daß ihre Kleidung nicht weiter, als an die Knie reichet. Es ist die allgemeine Gewohnheit im ganzen Land, daß sie zu allen Jahrszeiten barfuß gehen. Das vorneh-

(b) *Tavernier*, Voiages aux Indes Tom. V, chap. VI. *Le P. Marini*, Rélation du Tonquin, trad. chap. IV. & la Rélation des Ev. François.

nehme Frauenzimmer in *Tonquin* ist so sittsam und eingezogen, als die Weibspersonen von niedriger Herkunft daselbst frey und ausgelassen sind in ihrer Aufführung. Sie tragen einen Hut auf dem Haupt, woran ein überaus breiter und starker Rand ist; er wird von den Blättern eines gewissen Baumes gemacht, der in diesem Land wächset, und man weiß sie sehr geschickt zu diesem Gebrauch zuzubereiten. Diese Gattung eines Sonnenschirms ist inwendig mit einem Garn von Zwirn gefüttert, welches sehr kunstreich gearbeitet ist. Sie tragen eben so wohl, wie die Mannspersonen, ihre Haare so lang, als sie nur wachsen wollen, und wissen sie künstlich zu flechten; da hingegen die Mannsleute und insonderheit die *Mandarinen* und Gelehrten ihre Haare um den Halß binden, oder auf den Rücken fliegen lassen. Sie sind von einer starken und dauerhaften Leibesbeschaffenheit; ihre Gestalt hat zwar nichts auserordentliches, doch aber ist sie wohl proportionirt; ihre Gesichtsbildung ist ordentlich und angenehm. Diejenige von ihnen, welche in Städten wohnen, haben eine Gesichtsfarbe, die mehr weiß, als bräunlich ist; im Gegentheil aber sind die Landleute fast durchgehends von einer olivenbraunen Farbe. So wohl die in den Städten, als die auf dem Land wohnen, sind in der Arbeit, auf welche sie sich legen, unermüdet, sie mag auch so mühselig seyn, als sie nur will. Sie besitzen einen gereinigten Verstand, der fähig ist, einer Sache lang und aufmerksam nachzu-

denken. Die Natur hat sie mit einem so glücklichen Gedächtniß begabet, daß vielleicht keine Nation möchte gefunden werden, die in diesem Stücke etwas vor ihnen zum voraus habe. Wenn sie etwas lernen oder schreiben wollen, so thun sie das alles singend, um sichs desto besser in das Gedächtniß einzudrücken. Sie haben noch die Gewohnheit behalten, die Monate nach den Monden zu rechnen. Das gemeine Volk ist jährlich eine gewisse Zeit über in einer Sclaverey; denn, wenn man die Bürgerschaft der Stadt Keco ausnimmt, so müssen alle andere Handwerksleute, was vor einer Profession sie auch immermehr zugethan sind, drey Monate vor den König und seine Hofstatt arbeiten; hernach sind sie nicht weniger verbunden, solches noch zwey Monate lang vor die Mandarinen und andere vornehme Herren zu thun; welches alles eine Strafe ihrer öfteren vormals erregten Aufrühre ist. Eine ihrer allerhärtesten Arbeiten ist, daß sie die Bäume beschneiden müssen, um die Elephanten des Königs und des Kriegsheeres mit den Aesten zu füttern.

Reichthümer des Landes. Ihre vornehmste Reichthümer bestehen in einer sehr grossen Menge Seide, Muscus und Aloeholz, welches sie an die fremde Kaufleute verhandeln. Diese wissen auch ihre Aufrichtigkeit in der Handlung nicht genug zu erheben; welches denn um destomehr zu bewundern ist, da sie so nahe Nachbarn von den Chinesern sind, und mit dieser listigen, und in der Kaufmannschaft tausenderley Betrügereyen ausübenden Nation, vieles

les zu thun haben. Weil die Tonquiner so wenig eine Goldmine, als Silberbergwerke besitzen, so lassen sie gar keine Münzen prägen. Sie bedienen sich daher entweder lauter ausländischer Münzsorten, oder gewisser kleiner Goldplatten, von verschiedenem Werth, wie sie aus China gebracht werden, oder endlich der Stangen von Silber, die sie in Stücken schneiden, und nach dem Preiß der Waaren, so sie kaufen, abwägen. Aus dieser Ursache tragen sie allezeit kleine Waagen bey sich.

Dieses sind die schönen und vortheilhaften Seiten, von welchen man die Tonquiner ansehen kan. Allein so bald man seine Augen auf ihren Gottesdienst richtet, findet man keine Spuren mehr davon: man nimmt nichts weiter an ihnen wahr, als Irrthümer, Abwege, Gottlosigkeiten und den allerausschweifensten Aberglauben. Von drey unterschiedenen Secten (e), in welche man sie eintheilen kan, würden die Nachfolger eines gewissen Einsiedlers Namens Chacabout, noch die einzige seyn, die man vernünftig nennen könnte; weil sie die Lehren des Gesetzes der Natur annoch beobachten, die ihr Anführer in zehen ausdrücklichen Geboten verfasset hat; woferne sie nur nicht auch durch Einbildungen und Hirngespinnste, so sich auf die Seelenwanderung gründen, geschändet würde, und das gemeine Volk in der Blindheit erhielte, und mit sich zur Abgötterey dahin risse. Die andere Secte ma-

Religion der Tonquiner.

(e) *Tavernier*, loco citato, chap. XV.

machen die Nachfolger des berühmten Weltweisen Confucius aus, welcher vier oder fünfhundert Jahre vor unserer christlichen Zeitrechnung auf die Welt kam; und dessen Andenken in dem ganzen weitläuftigen chinesischen Reich, und den angränzenden Ländern, noch in ungeschwächtem Flor stehet. Die Lehrsätze, welche er in seinen Büchern hinterlassen hat, so wie sie die Gelehrten in diesen Ländern zur Ausübung zu bringen lehren, sind nichts anders als der Götzendienst, oder vielleicht ein subtiler Atheismus, nach welchen man keinen andern GOtt erkennet, auser nur den Himmel oder die Tugend, und welcher die Lehre zum Grund hat, es zerfahre bey dem Tod der Menschen ihre Seele in die Luft, wie ein Dampf oder Rauch zerstreuet wird. Die dritte Secte ist diejenige, so den Meynungen des **Lanthu**, eines Chinesers von Geburt, beypflichtet. Dieser ihr Stammvater wendete alle seine Bemühungen auf die Betrügereyen und Verblendungen der Zauberkunst; pflanzte sie vermittelst seiner Schüler auf die Nachkommen fort, und brachte ihr zum grösten Unglück, durch die äuserliche Bezeugungen eines grossen Eifers und Mildthätigkeit gegen die Armuth, als mit welchem falschen und eitlen Schein er sich zu bedecken suchte, ein besonderes Ansehen zuwegen. Der gröste Theil der Bonzier oder Priester in **Tonquin** will niemalen ein Opfer bringen, und niemalen eine Antwort von sich geben, wenn man sich an sie wendet; woferne man nicht vorher

durch

durch magische Ceremonien, oder doch solche Gebräuche, die nicht viel besser sind, den Teufel um Rath gefraget hat.

§. 4.

Von den vornehmsten Inseln in Indien.

Der Inseln, welche man seit zwey hundert Jahren her in dem Indianischen Ocean entdecket hat, ist eine so grosse Anzahl, und einige unter ihnen von so weitem Umfang, daß, wenn sie alle, wie ein festes Land an einander lägen, sie wegen ihrer Grösse einen fünften Welttheil ausmachen würden, der an Weitläuftigkeit Europen nichts nachgäbe. Die beträchtliche Handlung, so heut zu Tage allda getrieben wird, die Reichthümer und Specereyen, welche daraus gezogen werden, geben uns nicht die Erlaubniß, sie mit Stillschweigen vorbey zu gehen. Jedennoch wird es genug seyn, wenn wir uns auch nur bey den vornehmsten und bekanntesten aufhalten. Wir theilen sie in drey Ordnungen ein: in diejenigen, so gegen Morgen liegen, in die, welche gegen Abend, und endlich in die, so in der Mitten liegen. Indianische Inseln.

Die Maldivischen Inseln sind die ersten, zu welchen die Europäische Schiffe bey ihrer Ankunft nach Indien gekommen: und von denen, die am äusersten gegen Norden liegen, bis an das Vorgebürge von Comorin, rechnet man nicht mehr, als ohngefähr funfzig Meilen. Ein gewisser Von den Maldivischen Inseln.

ser Schriftsteller sagt so gar, man könne von einem dieser Orte bis an den andern sehen (d). Ihr Anfang ist in dem achten Grad nördlicher Breite, und von hier erstrecken sie sich bis in den vierdten Grad südlicher Breite; daher sie in der Länge bey zwey hundert Meilen betragen; in der Breite aber, wo sie am grösten ist, nicht über dreyssig oder vierzig. In diesem Raume liegt eine so erstaunenswürdige Anzahl von Inseln, daß man keine gewisse Zahl von ihnen zu bestimmen vermag. Ptolomäus sagt (e), daß zu seiner Zeit, das ist, in dem zweyten Jahrhundert christlicher Zeitrechnung, ihrer tausend drey hundert und acht und siebenzig gezählet wurden. Wenn man aber denjenigen Glauben beymisset, welche in diesen Inseln wohnen: so war ihm gewiß nur eine sehr kleine Anzahl davon bekannt. Der Prinz, welcher der allgemeine Beherrscher dieser Inseln ist, führet den Titel eines Sultans, Königs von dreyzehen Provinzen und zwölf tausend Inseln. Es ist auser allem Zweifel, daß bey diesem prächtigen Titel vieles von Hochmuth und übermässiger Vergrösserung mit untergelaufen ist; indem die gewohnte Eitelkeit der morgenländischen Völker sich genugsam daran offenbaret; denn es ist auser allem Streit, daß fast jeden Tag durch die Ströme in der See, die

(d) Mandelslo, ostindianische Reisebeschreibung, p. 284.

(e) Geographiae, Libro VIII.

die Sturmwetter und das heftige Anlaufen des Meeres einige von diesen Eylanden verlohren gehen.

Unter diesem grossen Haufen sind ihrer auch gar viele (f), welche nicht können von Menschen bewohnet werden. Denn ein Theil ist nur von Kräutern und unfruchtbaren Bäumen bedecket; auf andern ist gar nicht das geringste grüne anzutreffen; und diese sind nichts als Haufen Sands, der sich hin und her beweget. Einige werden zur Zeit der Fluth von den Wellen bedeckt, daß gar nichts von ihnen zu sehen ist; und wiederum andere sind nur mit grossen Krabben oder Seekrebsen besäet, und ein Aufenthalt der Pinguis, einer Gattung von Vögeln, die so wohl auf dem Wasser, als auf dem Land leben, und so groß sind, wie eine Ganß, doch aber ganz von Federn entblösset. Diese wüstliegende Inseln, wie auch diejenige, welche bewohnet werden können, sind ungemein klein: weil das Eyland Male, welches doch die allergeraumigste unter allen ist, und auf welchem sich der König selbst aufhält, nicht mehr als anderthalbe Meilen im Umkreiß beträget. Sie werden in dreyzehen Provinzen oder Haufen eingetheilet, welche von den Einwohnern Statthalterschaften genennet werden. Eine jede von diesen wird von den andern durch eine Meerenge oder Strasse unterschieden, in welche gemeiniglich wegen ihrer gerin-

Eintheilung dieser Inseln.

(f) *François Pirard*, Description des Maldives.

geringen Breite, oder wegen der Felsen und Sandbänke, die Kauffarthey-Schiffe nicht einmal einlaufen können. Bey dem grösten Theil dieser Inseln ist es zu bewundern, wie sie von der vorsichtigen Natur gegen die allerheftigsten Ströme des Oceans befestiget worden; indem sie mit so vielen Felsen umgeben sind, daß sie ihnen an statt eines Walles dienen, an welchem sich die Wellen brechen und ihre Gewalt schwächen. Doch haben sie dem ohngeachtet vier Oefnungen, deren eine der andern gegen über liegt, daß sie den Einwohnern also bey den unterschiedlichen Abwechselungen des Wetters statt der Hafen dienen können.

Ihre Beschaffenheit.

Aus der Lage dieser Inseln, welche mitten in dem heissen Erdstrich liegen, ist genugsam zu schliessen, daß die Hitze in demselben ungemein heftig seyn müsse. Tag und Nacht ist daselbst allezeit einander gleich; und die Nächte, so von diesen Himmelsstrich überaus frisch sind, ziehen einen häufigen Thau auf die Erde. Die Kühlung, so daraus entstehet, ist die Ursache, daß man die Hitze des Tages desto besser ertragen kan, daß die Kräuter allhier eben so glücklich in die Höhe schiessen, als an andern Orten unter den gemässigten Himmelsstrichen, und daß die Bäume ihre Früchte, der brennenden Sonnenhitze ungeachtet, zum Unterhalt der Menschen zur Vollkommenheit bringen. Der Winter fängt allda im Monat April an, und dauert sechs Monate nach einander; hierauf findet sich im

Monat

Monat October eine frölige Sommerwitterung wieder ein. Zwar sind es keine Fröste oder Schnee, dadurch sich der Winter in diesen Inseln von den andern Jahreszeiten unterscheidet; denn an diesen Orten weiß man von beydem nichts; aber er zeiget sich darinnen durch die beständigen Regen, so zu der Zeit hernieder gehen, und durch beständige Westwinde, welche alsdenn recht stürmisch blasen. Im Sommer hingegen haben diese Inseln niemalen einen Regen zu hoffen; und bey dieser Witterung wehen beständig die Ostwinde. Die Erde allhier ist so fruchtbar, als man nur vor die Dinge, so sie allhier hervortreibet, hoffen kan. Sie bringet Hirsen, mancherley Gattungen von Gartenfrüchten, und sonderlich Cocosnüsse hervor; und es muß in dem ganzen Ueberrest der Welt kein Land zu finden seyn, wo diese Frucht in so grosser Menge, und von solcher Vollkommenheit angetroffen werde. Wie nun der Cocosbaum allein alles liefern kan, wessen der Mensch zur Nothdurft seines Lebens nur bedürftig seyn möge: so kan man auch in den Maldivischen Inseln ungemein wohlfeil leben. Orangenbäume, wie auch Citronen- und Granatbäume sind daselbst nicht weniger gemein. Es giebt an den Seeküsten schwarzen und grauen Ambra, und sonsten noch schwarze Corallen, nebst kleinen weissen Muscheln, die so schön sind, daß sie an vielen Orten in Indien an statt des Gelds gebrauchet werden. Endlich findet man hier auch

Schil-

Schilde von Schildkröten, die von so ungeheurer Grösse sind, daß zehen bis zwölf Personen mit aller Bequemlichkeit darauf sitzen könnten; allein diejenige, welche mehr nicht, als ohngefähr vier oder sechs Fuß im Durchschnitt haben, sind viel schwärzer, und werden daher auch viel höher gehalten.

Die Portugiesen machen sich bey den Einwohnern der Maldivischen Inseln verhaßt.

Weil man sahe, daß in den *Maldivischen* Inseln wenig Vortheil würde zu bekommen seyn: so hat niemalen ein *Europäisches* Volk einige Lust bezeiget, sich hieselbst feste zu setzen, ausgenommen die *Portugiesen*. Ihr Admiral *Suarez* entdeckte sie im Jahr 1507. er errichtete mit dem König ein Bündniß (g), welches auch von dem *Sequeira* bestätiget wurde, und bathe um die Erlaubniß, zu *Male* eine Wohnung, oder vielmehr nach ihrer Gewohnheit ein befestigtes Vorrathshauß aufzubauen. Dieses erhielte er nun ohne viele Mühe von dem Prinzen, der durch die vielen Verehrungen, so man ihm gemacht hatte, ganz von den *Portugiesen* eingenommen war, und über das von dem Bündniß mit einem Volk, das zu der Zeit in so grossem Ruhm stunde, grosse Vortheile zu erlangen verhofte. *Gomez* bauete die Festung an der Seeküste auf, und zwar nur von Holz und von Erde; weil er weder Steine noch Kalk haben konnte, dieselbe dauerhafter zu machen. Allein er hatte kaum sein Werk zu Stande gebracht,

(g) *Maffei*, Historia Indica, Lib. VII, cap. 7.

bracht, so setzte er schon ein allzustarkes Vertrauen auf das Ansehen des Namens der Portugiesen, und auf die Freundschaft, die er mit dem König aufgerichtet hatte, und wollte so wohl über die Ausländer, als die Einwohner dieser Inseln, seine Herrschsucht auslassen, und in der Handlung Gesetze vorschreiben. Dadurch verursachte er aber, daß die Mahometaner insgeheim eine Verschwörung gegen ihn machten, ihn ganz ohnversehens in seiner Festung angriffen; mit den funfzehen oder zwanzig Soldaten, die er damals bey sich hatte, ihn niedersäbelten, und sich dergestalt von der Festung Meister machten. Demnach verlohren die Portugiesen durch ihr eigenes Versehen, dieses Etablissement so geschwinde wieder, als sie es erhalten hatten. Auf eben diese Weise ist ihnen auch an noch mehreren Orten in Indien mitgespielet worden.

Sitten der Einwohner.

Gomez war bey dieser Sache noch um desto mehr zu tadeln, da es sich mit den Einwohnern der Maldivischen Inseln sehr wohl umgehen lässet. Sie befleissigen sich auf alles, was sich nur mit Händen arbeiten lässet; und hierinnen bringen sie so wohl, wie in der Gelehrsamkeit und den Wissenschaften, wenigstens nach ihrer Art, alles zur Vollkommenheit. Sie sind der Sternseherkunst sehr ergeben. Es sind vorsichtige, verständige und kluge Leute, die sich wohl auf die Kaufmannschaft verstehen, tapfer und herzhaft sind, und mit den Waffen sehr wohl umzugehen wis-

wissen. Ihre bürgerliche Verfassung und Policey ist sehr wohl eingerichtet. Von Farbe sind sie olivenbraun, wie die übrigen *Indianer*, so in den gegen Mittag gelegenen Ländern wohnen; sie sind nicht sonderlich groß, aber doch von einer schönen Leibesgestalt. Der gröste Theil von ihnen gehet ganz nackend daher, nur daß sie dasjenige bedecken, was die Ehrbarkeit bloß zu lassen verbietet. Die *Mahometanische* Religion ist der Glaube, welchem der gröste Theil der Einwohner dieser Insel zugethan ist; und wenn einer von diesen Inselbewohnern die Reise nach *Mecca* gethan hat: so hat er die besondere Freyheit, als ein Zeichen der Heiligkeit einen langen Bart zu tragen. Das vornehmste Einkommen des Königes, bestehet in dem fünften Theil der Früchte, so seine Unterthanen einerndten, und denn in dem, was sie von den Schiffen in Sicherheit bringen können, die auf ihren Küsten Schifbruch leiden. Die Reitzungen dieser Beute haben gemacht, daß sie eine bewundernswürdige Geschicklichkeit erlanget haben, die Waaren aus dem Grunde des Meers wieder hervor zu ziehen.

Von der Insel Ceylon.

Die Insel, welche den Alten unter dem Namen *Taprobana* bekannt gewesen, und von ihnen als eine überflüssige Quelle aller Arten von Reichthümern und Seltenheiten angesehen worden, ist keine andere, als die heut zu Tage von uns sogenannte Insel *Ceylon*, oder *Ceylan*. Ein Gelehrter in dem abgewichenen Jahrhundert

dert (h) hat davor gehalten, dieses wäre das Land Ophir und Tharsis, woher die Schifflotte Salomons ihre Schätze gebracht hat. Von den Eingebohrnen der Insel ist sie vormalen Lamca, oder Lamcab (i) benennet worden, welches so viel bedeutet, als ein irrdisches Paradies, oder ein heiliges Land: dieser Name ist ihr von ihrem ersten König, Vigia Raja, welcher, wie man davor hält, fünf hundert Jahre vor der Geburt JEsu Christi gelebet hat, beygeleget worden. Hernach hat man sie Ilanare oder Tranate benennet, welches so viel heißt, als ein Königreich auf einer Insel. Man giebt ihr auch den Namen Hibenaro, das ist, das fruchtbare Land; wie auch Tenarisim, wodurch ein Ort des Vergnügens und beständiger Lust angedeutet wird. Die Araber nennen sie Serindib (k).

Dieses Land, so spricht ein Reisender (l), der durch einen grossen Theil der Welt gereiset war, ist das allerangenehmste und fruchtbareste von allen,

(h) *Bochart*, Phaleg. et Geographia Sacra.

(i) *Du Bois*, Géographie moderne, pag. 682. *La Martiniere*, Dictionaire historique & Géographique.

(k) Anciennes Rélations Arabes traduites par l'Abbé *Rénaudot*.

(l) *Van den Broeck*, Recueil des Voiages des Hollandois, Tom. IV. pag. 362.

len, die ich nur jemalen gesehen habe. Man findet eine grosse Menge Thiere darinnen, deren ein Theil zum Nutzen der Menschen dienen, die andern aber nur deswegen erschaffen zu seyn scheinen, damit sie die Natur zieren, die Augen belustigen und der Neugierde ein Genügen leisten möchten. Die Cingalen oder Cingalesen, haben Rindviehe, Büffeln (m), Schweine, Ziegen, Gemsen, Hasen, Hunde, Affen, Tyger, Bären, Elephanten, Esel und Pferde; aber sie können keine Schaafe halten. Ihre Elephanten werden höher gehalten, wie alle andere in Indien; nicht allein wegen ihrer erstaunlichen Grösse, und wegen der Schönheit ihrer Zähne; sondern hauptsächlich wegen ihrer ganz besonderen Geschicklichkeit. Man will es aus der Erfahrung angemerkt haben, daß die Elephanten aus andern Ländern die hiesigen erkennen (n), und sie grüssen, wenn sie ihrer ansichtig werden. Um Tonnen oder Ballen mit Waa-

rer,

(m) *Robert Knox*, Relation de Ceylan, Tom. I, pag. 52. Dieses Werk ist ursprünglich in Englischer Sprache geschrieben; allein weil es voller besonders merkwürdiger Sachen war, so ist es auch in 2. Vol. in 12mo in französischer Sprache, (auch in einem Band in 4. in deutscher Sprache) herausgegeben worden.

(n) Récueil des Voiages des Hollandois, Tom. II. pag. 256. *Le Brun*, Pratiques superstitieuses, chap. 63. *Tavernier*, Voiages des Indes, Tom. IV, pag. 225, und andere mehr.

ren, oder andere dergleichen Lasten zu tragen, und von einem Ort zum andern zu bringen, bedienet man sich nur dieser Thiere. Der Elephant fasset den Strick mit seinem Rüssel und den Zähnen, ziehet ihn an, windet ihn um den Pack, wirft denselben auf seinen Rücken und gehet mit seiner Bürde davon. Auf gleiche Weise ziehet er eine halbe Galeere oder Caravelle auf das Trockene. Die Affen, von welchen die Waldungen auf dieser Insel voll lauffen, sind so bewundernswürdig, als gemein (o). Es giebt eine ganz besondere Art von ihnen, die man in der Sprache dieses Lands Orang Oetangs, das ist, wilde Menschen, nennet. Sie haben auch fast die Bildung und Leibesgestalt, wie die Menschen, und scheinen auch etwas von menschlichem Verstand an sich zu haben. Sie haben keine Haare, auser auf dem Rücken und in den Lenden. Sie sind hurtig, stark und kühn; sie stellen sich gegen die bewafneten Jäger zur Gegenwehr; sie lieben die Weibspersonen so sehr, daß diese bey den Gehölzen, in welchen sie sich aufhalten, nicht können in Sicherheit vorbey gehen. Die Eingalen fangen diese Thiere mit Schlingen; sie wissen sie zahm zu machen, und gewöhnen sie auf den Hinterfüssen zu gehen, sich ihrer Förderfüsse zu allerhand Sachen zu bedienen, z. E. Gläser zu schwenken, Getränke einzugiessen, Bratspiesse zu drehen, und was noch

(o) *Du Bois*, Géographie moderne, p. 682.

sonst vor ähnliche kleine Dienste sind, dazu sie sie brauchen können. Die Natur zeiget auch in einer ungemeinen Menge von mannigfältigen Vögeln, die sie in der Insel Ceylon hervorbringet, nicht geringere Fruchtbarkeit; die meinsten von diesen fliegenden Geschöpfen sind anderwärts unbekannt, und so wohl in Ansehung ihrer Federn, als in Absicht auf ihren Gesang, unvergleichlich.

Diese Mannigfaltigkeit der Thiere ist nicht minder in dem Leben nützlich, als in Ansehung des anmuthigen Schauplatzes der Gefilde vergnügend; allein sie machet dem ohngeachtet noch nicht die Reichthümer des Landes aus. Diese bestehen hauptsächlich in den verschiedenen Arten der Gewürze und Edelgesteine, die man im Ueberfluß daselbsten antrift, den einzigen Diamant davon ausgenommen. Man berichtet uns so gar, es gäbe auch Goldbergwerke allda, welche auf Befehl des Königes von Candi unangebauet müsten liegen bleiben; weil derselbe in Furcht stehe, der Geitz der Europäer würde dadurch angelocket werden, und diese Völker würden ihn deswegen bekriegen. Auser einer unglaublichen Menge von Bäumen, wovon uns auser ihren fremden Namen (p) nichts bekannt ist, die aber doch insgesammt zur Zierde und zum Vortheil des Lands das ihrige beytragen, bringet

(p) S. *Robert Knox*, Relation de Ceylon, Tom. I, p. 35. und *Le Brun*, Pratiques superstitieuses, pag. 201. und folgenden.

get es auch alles hervor, was man nur an andern Orten antreffen kan. Man siehet allhier ganze Wälder von Pommeranzenbäumen, Citronbäumen, Nägeleinsträuchen und Zimmetbäumen. Insonderheit sind diese letztere in der Insel Ceylon so häuffig anzutreffen, und in ihrer Art so vollkommen, daß sich die Ausdünstungen und der Geruch davon bey acht Meilen in der Rundung herum ausbreitet. Die Quintale Zimmetrinden, welche in diesem Land hundert und acht und zwanzig Pfund beträgt, gilt daselbst nicht mehr als vierzig Sols. Es ist der Zimmetbaum von einer mittelmässigen Grösse, und seine Blätter kommen den Blättern des Lorbeerbaums, so wohl in Ansehung der Farbe, als der Dicke ziemlich nahe. Wenn sie anfangen zu treiben, sind sie so hochrother Farbe, wie Scharlach; und wenn man sie mit den Händen reibet, findet man, daß ihr Geruch mehr mit den Nägelein, als mit der Zimmetrinde übereinkommet. Der Baum trägt eine Frucht, welche fast wie eine kleine Eichel aussiehet. Wenn man dieselbe kochet, so ziehet sich ein Oehl heraus, welches auf dem Wasser schwimmet; es wird hernach härtlich, und giebt eine Gattung eines weissen Wachses ab, das ein wenig weicher ist, als das unsrige. Der Geruch desselben ist sehr angenehm, und man brennet es in den Lampen; ich weiß aber nicht, warum es verboten ist, Wachslichter daraus zu machen, auser nur vor den König. Indessen ist dennoch die Rinde von dem

Zimmetbaum das allerkostbareste davon; und das ist der Zimmet oder Caneel, der zu uns gebracht wird. Diese Rinde ist weiß, wenn die Indianer sie von dem Baum schälen; und sie wird röthlich, wenn man sie zum trocknen an die Sonne leget. Sie lösen sie nur von den kleinen Bäumen ab, ohnerachtet die Rinde von den grossen Bäumen eben so angenehm, und der Geschmack eben so stark ist, wie an den kleinen. Der Pfeffer, welcher bey uns mehr im Gebrauch ist, wie der Zimmet, wächset an einem kleinen Gesträuche, um einen Kamm, der voller Beeren stehet. Einige Blätter davon sehen den Blättern der Pommeranzenbäume ähnlich; ein Theil aber ist viel länger. Es giebt verschiedene Gattungen von Pfeffersträuchen, deren Beschreibung aber mehr vor die Naturkündiger, als vor einen Geschichtschreiber gehöret (q).

Festsetzungen der Portugiesen und Holländer

Weil die Portugiesen Nachricht bekamen, was aus dieser Insel vor Vortheil zu ziehen wäre, so eilten sie im Jahr 1506. (r) unter Anführung des **Laurenzius Almeyda** dahin. Dieser

(q) Man sehe deswegen die erste Reisebeschreibung in dem Recueil des Voiages des Hollandois, Tom. I. pag. 272. nach.

(r) *Maffei*, Historia Indica, Lib. VII, cap. 5. & Lib. VIII. cap. 3. **Mandelslo**, ostindianische Reisebeschr. pag. 272. & seq. Recueil des Voiages des Hollandois, Tom. II, pag. 495. bis pag. 516.

ser Admiral nahme sogleich im Namen des Kö- nigs Emanuel von Portugall Besitz von der Insel, indem er eine Seule mit einer Innschrift aufrichten ließ, deren Innhalt so viel andeuten sollte, als wenn diese Insel keinen Herren habe; ohnerachtet er zu gleicher Zeit sich mit einem König von Ceylon in Tractaten einließ, dem er, vermittelst einer jährlichen Erkenntlichkeit von zwey tausend und fünf hundert Quintalen Zimmetrinden, die Protection des Königs Emanuel versprach. Die Holländer, welche eifersichtig darüber waren, daß die Portugiesen von einem so einträglichen Land Meister seyn sollten, fiengen im Jahr 1602. an, allerley Versuche zu thun, ihnen dasselbe abzunehmen †). Die Gewaltsamkeiten, so sie ausübten, machten sie eben so ver-

in dieser Insel.

†) Die Holländer machten deswegen ein Bündniß mit dem König von Candi, welches dahin gienge, daß dieser König mit 18, bis 20000. Mann die Pässe besetzen sollte, damit die Portugiesen von Colombo, Negombo und Manar keine Hülfsvölker nach Punto Galle, welches die Holländer zu Wasser und Land belagern sollten, bringen könnten. Wenn dieser Ort erobert wäre; so sollte er dem König von Candi eingeräumt werden, welcher dagegen den Holländern jährlich eine gewisse Menge Zimmet zu geben sich anheischig machte. Der König dieser Insel hielte sein Versprechen vollkommen. Die Holländer unternahmen die Belagerung, und er bedeckte sie mit

verhaßt, wie die Portugiesen aus eben der Ursache schon bey den Cingalen verhaßt waren. Allein endlich erhielten sie doch den Endzweck ihrer Unternehmungen, fünf und funfzig Jahre hernach. Sie kündigten den Portugiesen einen grausamen Krieg an, vertrieben sie aus den Plätzen, so sie befestiget hatten, und nunmehro seit hundert und funfzig Jahren besassen; sie bemächtigten sich vor allen Dingen der Städte Colombo und Negombo; sie legten eine starke Besatzung in das Fort Punto Galle, oder Pointe de Galles; machten sich zu absoluten Herrn über die Seeküste und über alle Häfen,

ohne

mit seinem Kriegsheer, stieß auch endlich mit einem Corps zu den Belagerern. Die Stadt wurde mit Sturm erobert, die Holländer waren die ersten darinne, und besserten darauf in Eile die Festungswerke aus. Als sie wieder im Stand waren, liessen sie dem König von Candi sagen, er könne seine Völker zur Erquickung in die Quartiere schicken, sie wollten die Stadt gewiß gegen die Portugiesen beschützen. Der König verlangte die Einraumung der Stadt, nach dem geschlossenen Vertrag: allein die Holländer forderten dagegen die Bezahlung der Kriegsunkosten, welche sie auf eine solche Summe rechneten, daß der König nimmermehr im Stand war, sie zu bezahlen, und daher die Stadt muste fahren lassen. Nach dieser Eroberung folgee auch die Einnahme der übrigen portugiesischen Plätze gar bald.

ohne jedoch in die Staaten des Königs von Candi einzurücken, welche in dem Herzen der Insel liegen; und es ist ihnen an der Erhaltung der alleinigen Handlung von Ceylan so viel gelegen, daß sie keinem Schif von einer andern Nation sich dieser Insel zu nähern, verstatten (s).

Auf diese Weise theilen sie die ganze Insel mit dem König von Candi. Dieser Prinz ist seinen Unterthanen fürchterlich, wegen der unbegrenzten Macht, so er über ihr Vermögen, über ihre Handlung, und über ihr Leben in den Händen hat. Es ist den Cingalen hart verboten (t) Topasen, Rubinen, Saphire, Granaten und Crystall zu suchen, ohnerachtet sie diese Steine ohne viele Bemühung in den mehresten Gebürgen finden würden, sie dürfen so gar keine in ihren Häusern haben, oder Handlung damit treiben; und diejenige, welche sich dieses Gebot zu übertreten wagen, setzen sich einer schweren Todesstrafe aus, im Fall solches sollte entdecket werden. Es ist niemanden erlaubt, Edelgesteine zu suchen, ausgenommen denen, die der König selbsten ausschicket, vor ihn dergleichen einzusammlen; niemand darf auch nur diejenige auflesen, welche

Politick des Königs.

 etwann

(s) *Lullier*, Instruction pour le Commerce, pag. 26.

(t) Recueil des Voiages des Hollandois, Tom. II, p. 509. Mandelslo, ostindianische Reiseb. pag. 182. Anciennes Relations Arabes, traduites par l'Abbé *Renaudot*, pag. 103.

etwann durch Bäche von Regenwasser, das vom Gebürge rinnet, oder durch niedergegangene Wolkenbrüche, an die Landstrassen oder andere Wege geschwemmet worden; es sey dann, daß man sie augenblicklich dem König überbringe, oder einem von seinen vornehmsten Bedienten aushändige. Man hat bis diese Stunde die geheime Ursache noch nicht ergründen können, die ihm zu diesem Verfahren Anlaß geben sollte; und die ihn bewegen sollte, so grosse Reichthümer seines Königreichs in der Erde vergraben, ohne Gebrauch und ohne Nutzen zu lassen.

Religion dieses Landes. Was den Gottesdienst in dieser Insel betrift, so ist das ganze Land in drey Religionen zertheilt. Der König selbst und ein Theil seiner Unterthanen folgen der mahometanischen Religion; die andern sind Götzendiener, wie alle andere Indianer, und hängen feste an den Lehrsätzen von der Seelenwanderung; und in dem ganzen Umfang der holländischen Länder (v) werden nur diese beyde, nebst der so genannten Reformirten geduldet; die catholische Religion ist hierselbst unter den härtesten Strafen verbotten. Einer von ihren Schriftstellern (x) berichtet, daß sie durch die Sorgfalt der Prediger, so sie daselbst unterhalten, ihre Religion eingeführet; daß sie schon viel tausend Seelen zu derselben gebracht, und sogar Schu-

(v) *Le Brun*, Pratiques superstitieuses, p. 363.
(x) *Abraham du Bois*, Géographie moderne, pag. 683.

Schulen angeleget haben, in welchen die Jugend dieses Landes unterwiesen wird. Das ist also das anderemal, daß die Grundsätze des christlichen Glaubens in diesem Land verändert worden. Man lieset in der Reisebeschreibung des Cosmas, daß in dem sechsten Jahrhundert viele Gemeinden in dieser Insel geblühet, die entweder von den Aposteln selbst, oder von ihren Nachfolgern, die daselbst das Evangelium verkündiget, gegründet worden. Allein das Licht dieser Erkenntniß wurde durch die Verfolgung der Mahometaner ausgelöschet; denn diese Enthusiasten sind dem christlichen Namen viel gefährlicher, als die Heyden selbst. Die Missionarii, so die Portugiesen hieher sandten, widmeten allen Fleiß und allen Eyfer zur Widerherstellung derselben; und es war schon dahin gekommen, daß sie die erfreulichen Früchte ihrer Bemühungen sahen; als eben die Holländer sich von der Insel Meister machten, und an statt der alten Lehrsätze, die neuen Irrthümer des Calvinismus einführeten.

Es sey nun, daß Salomon seine Schifflotte in diese Insel gesendet, oder daß einzele Personen aus dem jüdischen Volk vor sich dahin gehandelt haben; so glaubet man doch vor gewiß, daß die Gründe der geoffenbarten Religion den Cingalen viele Jahrhundert vor der Geburt JEsu Christi bekannt gewesen. Was zu dieser Meinung Anlaß gegeben, kommt auf folgendes an. In dem gegen Mittag gelegenen Theil dieser

Pico d' Adam.

ser Insel, zwanzig Meilen von dem Meer gegen Ponto Galle zu (y), befindet sich eine weitläuftige Ebene, in deren Mitte sich ein Berg erhebet, der mit einem schönen grünen Rasen bedecket ist. Auf demselben stehet ein Felsen, der fast eine viertel Meile hoch in Form einer Spitzsäule in die Höhe steiget, aber so steil und unterbrochen ist, daß man ihn nicht anders, als vermittelst einer eisernen Kette ersteigen kan, die oben feste gemacht ist, und bis ganz herunter hänget. Man rechnet die Weite unten von der Ebene bis zur höchsten Spitze des Berges auf ohngefähr zwey Meilen, und dieser Weg ist so ungemein beschwerlich, daß, wenn man ihn des Morgens mit dem frühesten antritt, man dennoch vor Nachmittags um zwey Uhr nicht auf dem Gipfel anlangen kan. Er ist so erstaunend hoch, daß die Matrosen auf zwanzig Meilen weit in der See ihn schon zu Gesichte bekommen. Der Gipfel dieses Felsens scheinet zwar spitzig zu seyn, wenn man ihn unten aus der Ebene ansiehet; allein oben hat er doch eine Fläche die zwey hundert Schritte im Umfang haben soll, in deren Mitte eine sehr tiefe Pfütze oder See befindlich ist, welcher ein so vortrefliches Wasser enthält, daß man kein besseres wird zu trinken finden. Aus diesem See ergiessen sich nun viele

Bäche,

(y) *Ribero,* Histoire de Ceylan, pag. 172. Anciennes Relations Arabes, traduites par l'Abbé *Renaudot,* pag. 3. & 134. *Robert Knox,* Relation de Ceylan.

Bäche, die wie Regenbäche sich den Berg hinunter stürzen; und nachdem sie sich wieder mit einander vereinigen, in der Ebene drey grosse Ströme ausmachen. Nahe bey dem See ist ein grosser Stein, auf welchen der Fußstapfen eines Menschen eingedrücket ist: Er ist zwey Spannen lang, und acht Zolle breit, auch so vollkommen wohl ausgedrucket, als wenn es in Wachs geschehen wäre. Die Cingalen halten davor, dieses seye ein Fußstapfen des ersten Menschen; daher sie auch diesen Berg Hamadel, oder den Adamsberg benennen, welches die Franzosen durch Pic oder Pointe oder Pas d'Adam übersetzet haben. Das Volk ist der Meinung, hier wäre der erste Mensch erschaffen worden (z); der See wäre von den Thränen entstanden, die Eva über den Tod ihres Sohns, des Abels, vergossen; und die Insel Ceylon habe einen Theil des irrdischen Paradieses ausgemacht. Diese Ueberlieferung kommt von dem König Vigia Raja her; der, wie wir schon gemeldet haben, nach der gemeinen Meinung fünfhundert Jahre vor Christi Geburt gelebet, und der Insel den Namen des heiligen Landes beygeleget hat. Dergleichen Meinungen können diese Leute aus keiner andern Quelle bekommen haben, als von den Juden. Allein die Heyden haben diese erste Lichtstrahlen, die sie zur Wahrheit hätten leiten können, mißbrauchet. Sie thun häufige Wallfahrten zu

dieſem

(z) Mandelslo, ostindianische Reiseb. pag. 281.

diesem Berg, wo sie auch ihre Opfer hinbringen; und die Priester, deren Vortheil es erfordert, daß sie das Volk in dem Aberglauben erhalten, erzählen hundert Fabeln, und nicht wenigere Wunderwerke, die nach ihrer Erzählung täglich daselbst geschehen sollen.

Von den Priestern des Lands.

Diese Priester führen übrigens, wie alle andere auf dieser Insel, eine sehr ordentliche Lebensart. Es giebt ihrer zwey Gattungen. Die von der ersten Ordnung (a) werden als solche Leute angesehen, denen die Erkenntniß der Götter ganz allein eigenthümlich sey; und daher ist es auch ihre Pflicht, daß sie das Volk unterweisen müssen. Sie nehmen niemand zu ihrem Mitglied an, der nicht von gutem Stand sey, und gute Sitten und Wissenschaften habe. Das gemeine Volk heget eine ausnehmende Hochachtung gegen sie. Wenn es ihnen begegnet, so begrüsset es sie mit einer tiefen Beugung; sie aber grüssen keinen Menschen wieder. Sie mögen hinkommen, wohin sie nur wollen, so breitet man eine zarte Matte, oder ein Stück von weissem Leinwand über den Stuhl, den man ihnen anbietet: und diese Ehrenbezeugung haben sie mit dem König gemein. Sie essen den Tag nur einmal, ausgenommen Reis, Wasser oder Früchte, dessen sie sich des Abends so wohl, als des Morgens bedienen können. Wenn sie heurathen wol-

(a) *Robert Knox*, Relation de Ceylan, Tom. II, pag. 88. & seq.

wollen, so müssen sie ihren Priesterstand ablegen; und diese Veränderung gehet mit dem Gebrauch vor, daß sie ihre Kleidung in einen Fluß werfen, und sich den Kopf und ganzen Leib waschen. Die Priester der andern Ordnung haben nichts, daran man sie äuserlich von andern Leuten unterscheiden könnte. Sie arbeiten und kleiden sich, wie alle andere Eingalen. Ihre Verrichtungen bestehen nur darinnen, daß sie den Götzenbildern den gesottenen Reis, oder was sonst das Volk vor Lebensmittel bringet, vorsetzen müssen; aber Thiere opfern sie niemalen. Beyde Ordnungen der Priester sind der Seelenwanderung dermassen ergeben, daß sie den ganzen Tag über dasjenige Thier als einen Gott verehren, welches ihnen des Morgens am ersten begegnet ist (b).

Religion und Sitten des gemeinen Volks.

Uebrigens kan man fast sagen, daß ein jeder Einwohner dieses Lands auch ein Priester ist, und die Verrichtungen eines Priesters besorget. Ein jeder läßt in seinem Haus, in seinem Hof oder dem Garten, nach seinem Vermögen eine Pagode bauen. Es giebt ihrer so kleine, daß sie kaum zwey Fuß ins Gevierdte betragen. Das Götzenbild, so sie hinein setzen, ist von einer abscheulichen Gestalt; ja, sie selbst benennen diese Pagoden nicht Gotteshäuser, sondern Häuser des Teufels. Weil sie in den Grundsätzen der Manichäischen Lehren auferzogen werden; so wenden

(b) Anciennes Relations Arabes, de l' Abbé *Renaudot*, pag. 104.

den sie sich fast allezeit in ihren Gebetern und mit ihren Opfern an denselben, um ihn zu bitten, daß er alles Unglücke, womit sie etwann bedrohet wären, abwenden möchte. Ohneracht der Vorurtheile, so sie von ihrer zärtesten Jugend an einsaugen, und ohneracht der durchgehends bey ihnen eingeführten Gewohnheiten, hören sie es doch ohne sich zu erzürnen an, wenn man ihnen das unvernünftige und abgeschmackte Wesen in ihrem Gottesdienst vorstellet; sie geben einem fast beständig darinnen Beyfall; und aus dieser natürlichen Redlichkeit und Aufrichtigkeit ist zu erkennen, daß geschickte und eiferige Missionarii sie gar leicht zur wahren Religion bringen könnten. Ihre Heurathen, ihre Sitten, und ihre Gewohnheiten sind sehr auserordentlich. Man kan sich nicht wohl in eine umständliche Vorstellung derselben einlassen, ohne sich in eine Erzählung einzulassen, die nur gar zu viel Zeit erfordern würde. Es wird genug seyn, wenn wir neugierige Leser zu solchen Reisebeschreibungen verweisen, welche die Sache weitläuftig und umständlich genug vorgestellet haben (c). Ihre ungemeine Neigung zum Spielen ist die einzige Sache, so ich itzo noch bemerken will.

Das

(c) *Ribero,* Histoire de Ceylan. *Robert Knox,* Relation de Ceylan, Tom. II. Mandelslo, ostindianische Reisebeschreibung, pag. 279. & seq. Recueil des Voiages des Hollandois, Tome II, pag. 472. bis pag. 516.

Das Spiel mit den Hahnen und das Damenspiel sind eine überaus gemeine Beschäftigung der *Cingalen* (d). Die Hahnen auf dieser Insel sind viel grösser, und haben auch weit grössere Sporen, als man ihrer an sonst einem Ort auf der ganzen Welt antreffen mag. Die Einwohner dieser Insel binden ihnen scharfe eiserne Stacheln an die Füsse, hetzen sie gegen einander an, und lassen sie sich mit einander schlagen. Ueber den Ausschlag dieses Gefechts wetten sie um Gold, Silber, Ländereyen, Gärten und vielerley andere Sachen mit einander, und solches gewinnet der Herr desjenigen Hahnens der den Sieg erhält. Auf eben die Art wagen sie ihr ganzes Vermögen und so gar ihre Glieder bey dem Damenspiel. Wenn sie nichts mehr zu verliehren haben, so setzen sie ein Gefäß voller Nuß- oder Sesam-Oehl neben sich über ein Feuer, (denn kein Olivenöhl haben sie,) und legen ein kleines aber sehr scharfes Beil an die Seite. Derjenige so das Spiel verlohren hat, leget die Hand auf einen Stein, und alsdenn hauet man ihm das förderste Glied an einem Finger hinweg; worauf er alsobald den Finger in das heisse Oehl tauchet, um die Wunde zu brennen. Diese grausame Operation kan es dennoch nicht dahin bringen, daß sie die böse Gewohnheit zu spielen unterlassen sollten; und einige sind so unglaublich hartnäckig

(d) Anciennes Relations Arabes, traduites par l' Abbé *Renaudot*, pag. 105.

hierinnen, daß sie nicht eher zu spielen aufhören, bis daß ihnen alle Finger abgehauen worden. Einige nehmen eine Lunte von Baumwolle, die sie in Oehl tauchen, und auf ihrer Hand verbrennen lassen, ohne das geringste Zeichen einiger Empfindlichkeit oder eines Schmerzens von sich spüren zu lassen. Es ist Zeit, daß wir uns zu der andern Abtheilung der Inseln wenden, das ist, zu denen, die in der Mitten von *Ostindien* liegen.

Hierunter nun rechnet man alle die, welche der Halbinsel jenseits des Ganges gegen Mittag liegen. Man nennet sie auch die *Inseln von Sunda*, wegen der Meerenge dieses Namens, welche die Insel *Java* von *Sumatra* trennet. Es wird schon genug seyn, wenn wir uns bey diesen beyden und denn der Insel *Borneo*, als welches die vornehmsten sind, etwas aufhalten.

Von der Insel Sumatra. Die Insel *Sumatra* ist zwar lang aber nicht sonderlich breit, und gehet in gerader Linie von Nordwesten gegen Südosten. Die Hälfte von ihrer Länge lieget der Halbinsel *Malacca* gerade gegen über, und wird durch eine Meerenge von derselben getrennet, die an einigen Orten nicht über zehen bis zwölf Meilen breit ist. Sie wird von dem Aequator in zwey beynahe einander gleiche Theile getheilet, und reichet demnach sechs Grade über denselben gegen Norden, und eben so weit gegen Süden. Ihre Länge belauft sich auf zwey hundert und funfzig und ihre Breite auf sechzig, ihr Umfang aber ungefähr auf fünf hundert Meilen. Die Luft ist allhier sehr heiß,

jedoch aber nicht so übermäßig, als man von einem unter der Linie liegenden Land denken sollte. Diese gemäßigte Hitze schreibet man den frischen Winden zu, welche die Kühlung von dem Meer her in das Land führen, und daselbst schon von sehr merklicher Wirkung seyn müssen, wenn man die geringe Breite der Insel in Betrachtung ziehet. Zu dieser Ursache kan man noch hinzufügen, daß ganz natürlicher Weise die Länder, so unter der Linie, oder doch nicht so gar weit von derselben liegen, nicht so heiß seyn müssen (e), als diejenige, welche weiter gegen die Wendezirkel liegen; weil in diesen die Sonne sich viel länger bey ihrem Zenith aufhält, und in der Zeit die Tage darinnen viel länger sind, als ihre Nächte; da hingegen in jenen die Tage und Nächte fast beständig einander gleich sind, oder doch keinen merklichen Unterscheid haben, und über das die Sonne sich eben nicht lange bey ihrem Zenith aufhält. Die Regenzeit fänget um eben die Zeit, wie an andern Orten in Indien an, nämlich im Junius, und endiget sich nicht vor Ablauf des Monats Octobris. Wenn die Regengüsse einmal auf eine kurze Zeit aufhören, so wirft die Sonne überaus lebhafte Strahlen, welche die Ausdünstungen in die Höhe ziehen; und diese Dünste machen die Luft vor Fremde sehr ungesund, und verursachen viele und schwere Krankheiten.

(e) *Du Bois*, Géographie moderne, pag. 684.

Fruchtbarkeit des Landes.

Das Erdreich ist fruchtbar, und würde alle Arten von Getreyde in Ueberfluß hervorbringen, woferne es nur recht angebauet würde; aber man säet hier nichts anders aus, auser nur Reis und Hirsen. Man trift hier, wenn man den Pfeffer von Cochin ausnimmt, den allerbesten Pfeffer von ganz Indien an; nicht weniger findet man auch allhier Zimmet, Ingwer, Zucker, Benzoin, weisses Sandelholz, Citronen, Pommeranzen, Honig, Wachs und Baumwolle. Die Cocosbäume werden in dieser Insel so häufig angetroffen, wie die Weiden in Holland. Es giebt Gold- Silber- Kupfer- Zinn- Eisen- Bley- und Schwefel-Bergwerke *). Alle diese Minen sind in grosser Menge vorhanden; aber die Kupfer- und Zinn-Bergwerke sind doch von allen die ergiebigsten. In den hohen Gebürgen, die hin und wieder im Land zerstreuet liegen, werden alle Arten von Edelgesteinen angetroffen, deren Werth den wilden Einwohnern dieser Insel wenig bekannt

*) Die in dieser Insel befindliche Goldbergwerke sind eben nicht weit her, indem das Golderz nur einzeln gefunden wird, so daß die Gänge oder Adern nicht an einander hängen; oder vielmehr gar keine Adern, sondern nur hin und her in der Erde zerstreuete Klumpen Golderzes vorhanden sind. Es ist hiervon **Elias Hessens, ost-indische Reisebeschreibung** nachzulesen, woselbst dieser Schriftsteller, der selbst bey diesen Bergwerken bedient gewesen, eine umständliche und zuverlässige Nachricht davon ertheilet.

kannt ist; aber dem ohngeachtet wollen sie nicht gestatten, daß andere dieselben suchen sollen. Es ist einer von diesen Bergen, der zu gewissen Zeiten Feuer ausspeyet, wie der Vesuvius im Königreich Neapolis Feuerflammen auswirft. Die Waldungen in diesem Land sind mit Thieren von allerhand Arten angefüllet; die Elephanten, Nasenhörner, Tyger, Löwen, Leoparden, Hirsche, wilde Schweine, Stachelschweine, wilde Pferde, Zibetkatzen und Affen laufen in Menge darinnen herum.

Die Wilden, so das innere der Insel fast ihrer ganzen Länge nach bewohnen, halten sich allein vor die ursprünglichen Einwohner, und wahre Herren dieses Landes. Sie wollen ganz und gar keinen Umgang mit den Europäern haben; sondern fressen alle diejenigen, welche sie antreffen. Ihre Könige oder Oberhäupter führen ohne Unterlaß Krieg mit einander. Der König, welcher das Land zwischen Ticou und Manimcabo innen hat, welches fast mitten unter der Linie liegt, ist der reichste und mächtigste von allen. Er hat den besten Theil der Goldbergwerke in seinen Händen. Seine Unterthanen bringen das Gold den Einwohnern von Manimcabo, welche es vor baumwollene Zeuge, vor Reis und allerhand Waffen eintauschen. Als die Holländer im Jahr 1596. das erstemal an dieser Insel anländeten (f), so brachten ihnen die Einwohner der

Sitten der Einwohner.

(f) Recueil des Voiages des Hollandois, Tom. I, pag. 276.

der Küsten von *Sumatra*, welche nichts von der Grausamkeit der andern an sich haben, Cocosnüsse, Pfeffer, Nägelein, Muscatennüsse, Bananas, Hühner und Pommeranzen an Bord ihrer Schiffe. Vor alle diese Waaren bekamen sie nur einige Messer, womit sie doch wohl zufrieden waren. Allein die Portugiesen hatten sie schon dazu vorbereitet; indem sie ganz unvermerkt sich mit ihnen in Umgang eingelassen hatten, den sie bis dahin bey nahe hundert Jahre lang schon beständig unterhalten. Die Holländer welche sichs einmal fest vorgenommen hatten, alle Handlung an sich allein zu bringen, haben sich hernach der besten Plätze an dem Meer bemeistert, und die Portugiesen völlig verdränget. Sie sehen es schon mit vielem Widerwillen an, daß die Engelländer daselbst nur eine einzige Stadt besitzen.

Von dem Königreich Achem.

Von sechs Königreichen, in welche die Insel *Sumatra* zertheilet ist, ist Achem oder Achin das einzige, das uns ziemlich wohl bekannt ist, und das einige welches einige Aufmerksamkeit verdienet. Die Hauptstadt desselben lieget an der Spitze der Insel gegen Nordwesten (g), an einem

(g) Récueil des Voiages des Hollandois, Tom. II, pag. 593. & seq. Tom. IV, pag. 61. & seq. Tom. VI, pag. 233. *Le Brun*, Pratiques superstitieuses, pag. 351. *Dampier*, Voiages autour du monde, Suphement, Part. I, chap. 7.

einem Fluß, der bey nahe so stark ist, wie die Seine bey Paris. Um dieser vortheilhaften Lage willen ist die Stadt allezeit voller Holländer, Engelländer, Dänen, Portugiesen, Chineser und Guzuratter, die daselbst mit vielerley Waaren Handlung treiben; weil ihnen alles mit Gold oder Edelgesteinen bezahlet wird. Insonderheit bringet man viele baumwollene Tücher dahin, nebst einer Menge von Reis und Specereyen.

Man wird nirgends einen so wollüstigen Prinzen antreffen, als der König von Achem ist. Sein Pallast ist mit einer unglaublichen Menge von Weibern voll gestopft. Ein Theil von diesen bleiben ohnausgesetzt um den König, und wehen und erfrischen entweder die Luft mit grossen Sonnenfächern, oder sie unterhalten ihn mit ihren Gesprächen; und machen ihm indem sie singen eine Ergötzlichkeit, oder sie erfüllen die durch ihre Gegenwart bey ihm erregten Lüste. In den Vorhöfen und Gemächern sind ihrer mehr als dreyzehenhundert, und an den Thoren des Pallasts halten sie Tag und Nacht wechselsweiß die Wache. Andere sind in den Küchen, Kellereyen und andern Orten, wo sonst die Bedienten ihrer Arbeit abwarten; und daselbst besorgen sie alles, was zur unmittelbaren Bedienung der Person des Königes gehöret. Man hat aber angemerket, daß sein Hof ein Schauplatz der Eifersucht, des Hasses, der Uneinigkeit, und unaufhörlicher Zänkereyen und Klagen ist. Die

Sitten der Könige.

Strengigkeit der Gesetze und die harten Strafen sind die einzigen Mittel, durch welche diese Weiber noch können im Zaum gehalten werden. Die Bestrafungen erstrecken sich ohne Unterscheid auf die Personen von allen Ständen, welche einen Fehltritt begehen. Man hat an Hof, ja so gar Personen vom königlichen Geblüte gesehen, die weder Hände noch Füsse hatten, und um solcher Fehler willen dergestalt waren zerstümmelt worden, die in andern Staaten kaum bemerket zu werden verdienten. Allein der König von Achem siehet seine Unterthanen vor nichts anders, als seine Sclaven an; und bildet sich ein, er wäre nur in so ferne ihr König, als er sie die Schwere seines Scepters fühlen läßt. Gar oftmalen siehet er die Ausübung der Todesstrafen mit an, und machet wohl gar in eigner Person allerley Anstalten dabey. Er hat Elephanten die besonders zu Hinrichtung der Uebelthäter abgerichtet sind, und die an dem geringsten gegebenen Zeichen schon erkennen, was der König will, daß sie thun sollen. Es ist wohl mehr als einmal gesehen worden, daß die Könige von diesem blutigen Schauspiel ganz kaltsinnig zu dem Gefecht der Hahnen gegangen, woran viele Könige in Indien ein Vergnügen finden. Die Unterthanen des Königes von Achem sind feige, unempfindliche Leute, und grosse Mißiggänger; ein Theil von ihnen ist der mahometanischen Religion, ein Theil aber dem Götzendienst ergeben. Ihr König kan alles mit ihnen anfangen,

ohne

ohne daß er nöthig habe einen Aufruhr zu befürchten.

Die Insel Java lieget der Insul Sumatra gegen Südosten, und wird durch die bekannte Meerenge oder Strasse von Sunda, welche allhier nicht mehr, als sieben oder acht Meilen breit ist, von Sumatra getrennet. Einige Gelehrten sind der Meinung, diese Insel seye die Insel Jabadina, deren Ptolomäus gedenket (h). Allein diese Muthmassung und die Beweise, womit sie unterstützet wird, überzeugen uns wenig; und daran ist uns auch wenig gelegen. Die Kenntniß von der Insel Java, und der Zustand, in welchem sie sich heut zu Tage befindet, sind die einzigen Dinge, welche wir bey ihr nicht übergehen können. Von der Insel Java.

Man kan diese Insel eintheilen in die Seeküsten, oder das Land, so an dem Meer her lieget, und in das flache Land, oder das Innere der Insel. Die Küste gegen Norden stehet unter der Herrschaft der Holländischen Compagnie, welche daselbst kleine Festungen anlegen lassen, in denen sie Besatzungen unterhält. Das Innere des Landes machet das Reich des Kaysers von Java, oder des Matarans aus, welcher viele Fürstenthümer unter seine Bothmässigkeit gebracht

(h) *La Martiniere*, Dictionaire Historique & Géographique. Récueil des Voiages des Hollandois, Tom. I, pag. 331, suse, & Tom. II, pag. 552.

bracht hat, deren Beherrscher sich lieber längst der gegen Mittag liegenden Seeküste in unangebaueten Gegenden niederlassen, als ihren Rechten und Freyheiten absagen, und seinem Scepter sich unterwerfen wollen. Er hat andere Prinzen an ihrer Stelle verordnet, die nicht so eiferig über die Ununterwürfigkeit halten, ihm Tribut bezahlen, und völlig unter seinem Schutz und Bothmässigkeit stehen. Die Holländische Compagnie hat ihm selbst zu Ausführung dieses Vornehmens allen Vorschub gethan, und alle Hülfe geleistet, deren er nur benöthiget war. Der Vortheil dieses Prinzen erfordert es auch um desto mehr, daß er es nicht mit der Compagnie verderbe, da die Prinzen an der mittägigen Seeküste seine unversöhnliche Feinde sind, welche seinen Thron schon längst würden über einen Haufen gestürzet haben, woferne sie sich nicht vor der Macht und Rache der Holländer fürchteten. Diese haben sich in der That von dem grösten und besten Theil der Insel Meister gemacht; und seit der Zeit, da sie den König der Insel *Madura* im Jahr 1725. genöthiget haben, ihnen sein Königreich abzutreten, glaubet man nicht, daß eine Macht sich unterfangen sollte, sie daraus zu vertreiben.

Von der holländischen Stadt Batavia.

Die Gold- Silber- Kupfer- Diamant- Rubinen- und Smaragd-Bergwerke; ein durchgängiger Ueberfluß an allem, was zum menschlichen Leben erfordert wird; die nahe Nachbarschaft der Specereyen-Insel, der Insel Japan,

des

des Chinesischen Reiches und ganz Indiens, bewogen die Holländer, daß sie zu Batavia ihr Hauptcomtoir errichteten. Diese Stadt ist die erste, wenn man aus der Strasse von Sunda kommet, und lieget in dem Königreich Bantam (i). Sie wurde vormalen Jacatra genennet; oder eigentlicher zu reden, so dieneten die Ueberbleibsel dieser alten Stadt derjenigen zum Grund, welche die Holländer im Jahr 1619. erbaueten. Sie legten ihr den Namen bey, den ihr Vaterland in der lateinischen Sprache führet, und nannten sie Batavia; aber die Javaneser nennen sie bis auf den heutigen Tag nicht anderst, als Jacatra †). Diese Stadt

(i) Von den Sitten und Gewohnheiten dieses Landes findet man Nachricht bey dem *Corneille le Brun*, Voiage aux Indes, chap. 58. & sequenti. Recueil des Voiages des Hollandois, Tom. I, pag. 338. suiv. & Tom. II, pag. 697.

†) Der General van der Broek war der erste, der sich unternahme, auf der Insel Java fest zu setzen. Er erbauete anfänglich ohnweit von Batavia und nicht weit von der Mündung des Flusses einen Thurn, den er mit Artillerie und einer guten Besatzung versahe. Der Kayser von Materan wollte zwar denselben niederreissen lassen; allein er wurde mit grossem Verlust zurückgetrieben: und darauf fiengen die Holländer an, die itzige Citadelle von Batavia anzulegen. Als

Stadt (k) lieget in einer niedrigen und sehr gleichen Ebene. Sie hat das Meer auf ihrer Nordseite; und hinter sich ein sehr hohes Gebürge, das voller Waldungen stehet. Sie ist allenthalben mit Mauern von Backsteinen umfangen, welche von zwey und zwanzig Bastionen bestrichen werden, denen man nach den Provinzen und vornehmsten Städten der vereinigten Niederlande Namen beygeleget hat. Der breite und tiefe Graben, so die Festungswerke umgiebt, und welcher immerfort voller Wasser ist, machet eine

Als sie einigermassen im Stand war, unternahme der Kayser die erste Belagerung davon; und obgleich seine Stürme beständig abgeschlagen wurden, so war er doch so glücklich, daß er bey einem Ausfall den General *van der Broek* gefangen bekam. Dieser sollte nun den Kriegsbedienten, die noch in der Festung waren, befehlen, selbige dem Kayser einzuräumen, und da er zu dem Ende an die Festung geführet wurde, befahl er, was man verlangte, in *malayischer*, und verbote es darauf in *holländischer* Sprache, und diesem letztern lebten auch die Kriegsbedienten getreulich nach. Der General wurde demnach in einer genauen Gefangenschaft gehalten, aber er entwischete dem ohngeachtet, und kam glücklich in die Festung, woselbst er zu völliger Festsetzung der *Holländer* das meinste beytrug.

(k) S. *La Martiniere*, Dictionaire historique & géographique, bey dem Wort *Batavia*. *Le Brun*, Voiages aux Indes, chap. 62.

ne andere unübersteigliche Schutzwehre aus, ins besondere zur Zeit der Meeresfluth. Ueber das ist die Stadt auch mit einer solchen Artillerie versehen, als in einer starken Festung nothwendig vorhanden seyn muß. Die Holländer haben das ordentliche Exercitium der reformirten Religion allhier eingeführet, und leiden keine andere Religion in dieser Stadt; nach ihren Berichten soll auch der Gottesdienst überaus ordentlich hierselbst abgewartet werden. Sie erheben nicht weniger ihre Sorgfalt und Gutthätigkeit vor die Armen in den dasigen Hospitälern.

Staat ihres Gouverneurs.

Es scheinet aber, als wenn die Sorgfalt der Compagnie, um ihre Handlung recht in die Höhe zu bringen, dem Eifer in Religionssachen nicht das geringste nachgebe. Die Ordnung und Verordnungen, so sie unter ihren Bedienten eingeführet hat, beweisen, daß ihre Aufmerksamkeit und Bemühung in diesem Stücke nicht weiter gehen könnte. Weil sie gar zu wohl einsiehet, daß eine Macht in den Personen dererjenigen sich ein Ansehen zuwegen bringen muß, welchen sie die Verwaltung ihrer Geschäfte anvertrauet: so läßt sie dem Generalgouverneur, welchen sie ernennet, um alle Länder und alle besondere Comtoirs, so sie in Indien besitzet, zu regieren, königliche Ehre bezeigen. Seine Wohnung ist ein Pallast, der die Hälfte des Citadells einnimmt. Alle Mittwochen und Sonnabend begiebt er sich in ein Landhauß, um sich daselbst einige Veränderung zu machen: und das Gefolge,

ge, so ihn alsdenn begleitet, ist so prächtig, als es nur ein König haben kan. Ein Trompeter (l), zwey Hellebardierer und sechzehen Mann Garde zu Pferd marschiren vor ihm her. Alsdenn kommt er selbst in einem sehr leichten Wagen gefahren, und auf den Seiten desselben reitet ein Page nebst sechs Hellebardierern. Nach diesem folgen die Wagen von seinem Gefolge, und diese ganze Begleitung wird von funfzig Mann Garde zu Pferd, die ihren Trompeter an der Spitze haben, beschlossen. Sein Gefolge ist nicht weniger prächtig, wenn er auch nicht einmal aus der Stadt fähret. Weil es aber alsdenn nicht so geschwinde von dem Wege gehet, so umgiebt alsdenn seine Compagnie Infanterie seinen Wagen, nebst seinem Pagen und den Hellebardirern, welche zu seiner Seiten reiten.

Seine Verrichtungen.

Diese Zeichen seiner Hoheit müssen die häuffigen Arbeiten einer so mühsamen und mit Verrichtungen so überhäuften Bedienung, als die seinige ist, wieder versüssen. Man kan es wohl sagen, daß er niemals einige Ruhe oder müssige Stunden hat. Von Anbruch des Tages an läuft eine Menge Briefe und Paquete bey ihm ein; und er ist ohnaufhörlich mit Verrichtungen vor die Compagnie beschäftiget. Mit Aufgang der Sonne finden sich die beyden Oberhäupter der Kaufleute, der Commendant der Citadelle, der Major, der Baumeister, der Vorgesetzte der Artille-

(l) *Le Brun*, Voiages aux Indes, chap. 63.

tillerie und viele andere Personen bey ihm ein, statten Bericht ab, was den Tag vorher alles vorgegangen, und erwarten seine weitere Befehle. Gegen eilf Uhr kommt der Sabandhaer und zeiget an, was vor Schiffe, Waaren und Personen angelanget sind, nebst Vermeldung des Orts, wohin sie bestimmet sind, damit die benöthigten Passeports darnach können eingerichtet werden. Er muß über das auch denenjenigen Gehör geben, welche ihre besondere Angelegenheiten bey ihm auszumachen haben. Diese abwechselnde Beschäftigungen gehen so beständig fort, bis daß er sich zu Tische setzet, woran er nicht länger, als ohngefähr eine halbe Stunde zubringet, und in dieser Zeit so gar auch von seinen Geschäften redet; wonach seine vorige Bemühung wieder angehet, und bis zum Abendessen fortdauret. Demnach ist, wenn man nach der Wahrheit von der Sache redet, der General der Compagnie nichts anders, als ihr vornehmster Sclave, der keinen Augenblick vor sich frey hat, und nicht eine einzige Nacht auserhalb der Citadelle zubringen kan. Er ist über das noch verbunden, der Holländischen Compagnie von allem, was sich auf der Küste von Java und dem dazu gehörigen Land, veränderliches ereignet, einen genauen Bericht abzustatten. Ein jeglicher Rath ist ebenfalls hierzu verbunden, in so ferne etwas die Lage oder das Comtoir betrift, worüber ihm die Aufsicht anvertrauet worden. Ein Leben, das so sehr von aller Ruhe entfernet

ist

ist, hat viele Personen bewogen, daß sie die ihnen angetragene Stelle eines Generalgouverneurs anzunehmen sich geweigert; oder sie wieder niedergeleget, da sie kaum einige Monate lang dieselbe verwaltet hatten. Der Rath versammlet sich gemeiniglich zweymal in der Woche; und es ist den fremden Bedienten, so nach *Batavia* reisen, nicht erlaubt, eher ans Land zu gehen, bis daß sie abgehohlet, und bey dem General zum Verhör gebracht werden.

Die Stelle eines Generaldirecteurs

Die höchste Ehrenstelle nach dem Generalgouverneur ist die Stelle des Generaldirecteurs, dessen Amt ihm eben nicht viel mehr Ruhe verstattet. Er muß alle Waaren der Compagnie einkauffen und verschicken, es mag vor eine Gattung seyn, was es nur vor eine wolle, und es gilt gleich viel, an was vor Orte solche auch immermehr versendet werden sollten. Ihm ist die Einrichtung und Aufsicht über alles das aufgetragen, was die Handlung betrift; er verordnet, was ein jedes Schif vor eine Ladung einnehmen soll; alle Kaufleute und Bedienten der Compagnie statten bey ihm von allem, was vorfällt, Bericht ab; und endlich müssen sie auch von ihm die Schlüssel zu den Vorrathshäusern verlangen, deren Bewahrung ihm anvertrauet wird. Die Verrichtungen der anderen Bedienten sind mit nicht nicht geringerer Ordnung und Einsicht eingerichtet.

Ein

Ein Französischer Reisender (m), welcher im Jahr 1723. in Indien war, giebt uns in dieser Sache Nachrichten, die nicht weniger wichtig sind, als die vorigen. Wenn, sagt er, die Holländer die allerreichsten in Indien sind; so sind sie daselbst auch am mächtigsten, und keine Nation treibt in diesen Weltgegenden eine so starke Handlung, wie sie. Sie haben allhier jederzeit vierzig, oftmalen aber noch mehr Schiffe, mit welchen sie in ganz Indien ihre Handlung führen; und so wohl von dem Profit, den sie dabey machen, als von den Einkünften ihrer eigenen Länder und Plätze in Indien, beladen sie vier und zwanzig, auch wohl acht und zwanzig Schiffe, welche sie jährlich nach Europa senden. Es gehen eben so viel Schiffe jährlich aus Holland ab, die auch wieder dahin zurück laufen; aber man verändert aus politischen Ursachen die Equipage davon. So bald ein Schifofficier nach Indien kommet, wird ihm ein anderes Schif zu commandiren übergeben. Wenn diejenigen, so der Compagnie drey Jahre lang gedienet haben, nach Europa zurück zu gehen verlangen; so übergeben sie dem Rath eine Bittschrift, welcher denn, woferne die Personen im Stand sind, diese Rückreise zu thun, selten auf dieses Ansuchen eine abschlägige Antwort ertheilet. Wenn die Anzahl der freywillig Zu- Maximen der Holländer in Ansehung der Handlung.

P rück-

(m) *Lullier*, Instruction pour le commerce des Indes Orientales, pag. 164.

rückkehrenden nicht hinreichend ist, die Schiffe, so nach Europa gehen, mit Mannschaft genugsam zu versehen, so suchet der Generalgouverneur noch diejenigen aus, die auf ihren Reisen am meinsten vor sich gebracht haben, und nach ihrer Rückkunft den Rest ihres Lebens in Bequemlichkeit zubringen, und ihre Familie wohl erhalten können.

Sie wollen es haben, daß die, so in ihren Diensten stehen, sich bereichern sollen.

Die Holländische Compagnie siehet es gerne, daß alle die, so in ihren Diensten stehen, auch vor sich selbst etwas erwerben; sie verachtet alle Bediente, die ihren eigenen Vortheil verabsäumen, und hält sie vor untüchtig, den Vortheil der Compagnie mit Nachdruck zu besorgen. Es geschiehet insgemein selten, daß sie eine Person befördert, die nicht auch ihr Glücke zu machen bedacht ist. Der oberste Rath in Batavia übergehet alle seine Bittschriften, so er übergiebt, um die Erlaubniß zu erlangen, nach Europa zurück zu kehren, mit Stillschweigen; und dergestalt sieht er sich genöthiget, wieder seinen Willen noch länger in Indien zu bleiben. Wenn er aber dennoch, ohne die Erlaubniß erlanget zu haben, zurückreiset: so würde ihm, bey seiner Ankunft, als einem Ausreisser der Proceß gemacht werden. Dieses Gesetze gehet auf Matrosen und Bediente, und einer wird so wohl darnach bestraft, wie der andere. Man suchet allen diesen Anlaß zu geben, sich Mittel zu erwerben; indem man ihnen die Mittel an die Hand giebt, nach eines jeden Stand etwas Kaufmannschaft

zu

zu treiben; und solches in der Absicht, daß sie ihren Herrn auch desto mehr zugethan verbleiben möchten. Es ist dannenhero eben nicht sehr zu verwundern, daß die Holländer so reich sind, und sich in Indien ein jeder, der in ihren Diensten stehet, vor ihren Vortheil so eifrig erweiset. Die Gunstbezeugungen und das Wohlwollen des Herrn, befestiget und vermehret gar oft die wankende Treue des Bedienten.

Die Insel Borneo ganz allein wäre im Stand, Waaren genug zu einer beträchtlichen Handlung zu liefern; woferne man sich nur auch mit den Einwohnern des innern Theils dieser Insel in Geschäfte einlassen könnte. Allein dieser Theil des Landes wird von Wilden bewohnet, welche Beajous (n) genennet werden, und barbarische und grausame Leute sind, die ganz und gar keine Fremden leiden können. An den Seeküsten hingegen sind Mahometaner, welche zwar Königen unterworfen, doch aber sonsten fast eben so wild sind. Ob nun gleich wenige von unsern Reisenden in dieser Insel gewesen sind; so haben sie doch in so ferne genugsame Kundschaft von derselben eingezogen, daß sie uns die gegründete Nachricht liefern können, daß sie vielerley, und zwar sehr schätzbare Reichthümer hervorbringet. Es giebt allhier Bergwerke von aller-

Von der Insel Borneo; ihre Fruchtbarkeit.

(n) *La Martiniere*, Dictionaire historique & géographique; der aber die Quellen dieser seiner Nachricht nicht angeführet hat.

allerhand Metallen und Mineralien; aber diese Wilden verachten dieselben, und wissen die Metalle nicht zu benutzen; dieweil ihnen die Kunst solche zu schmelzen unbekannt ist. Man sammlet daselbst den Goldstaub, der in dem Sand vieler Ströme angetroffen wird. Das Land bringet den Reis in Ueberfluß und viel besser und vollkommener hervor, als er an einem andern Ort in Indien angetroffen wird. Die dasigen Früchte kommen mit denen in *Europa* weder in Ansehung der Farbe, noch in Absicht auf den Geschmack oder die Grösse überein. Die Cassien, das Wachs, der Kampfer, der Pfeffer, der Gummilack und viele vortrefliche Farben sind allhier sehr gemein. Die Menge und besondere Seltenheiten der Thiere, so man in dieser Insel zu sehen bekommt, machen, daß man die Mannigfaltigkeit der Natur in den Dingen, so sie hervorbringet, bewundern muß. Nichts ist merkwürdiger, als die vielerley Gattungen der Affen, die man hierselbst findet; sonderlich giebts eine Art darunter, von welchen man den besten Bezoar, der nur zu finden ist, bekommet. Das ist es ohngefähr, was man uns von der Insel *Borneo* berichtet hat. Ihre Einwohner haben keine andere Gesetze, als welche die Natur gegeben hat, und statt der Religion, einige ihnen besonders eigene abergläubische Meinungen.

Von den gegen Morgen liegenden Inseln.

Den Inseln *Borneo* und *Java* gegen Aufgang liegen diejenige, die wir in die dritte Eintheilung des *indianischen* Oceans gebracht haben.

ben. Ohnerachtet nun dieselben fast unzählig sind, so kan man sie doch unter drey Namen bringen: es sind die Moluckkische oder Specereyen-Inseln, Neu-Guinea, und denn die Philippinische Eylande.

Die vornehmsten Moluckkischen Inseln sind Celebes, Gilolo, Ternate, Ceram, Amboina und Banda (o).

Von der Insel Celebes.

Celebes ist die grösseste von allen diesen *). Sie hat überhaupt dieses mit den andern gemein,

(o) *Argensola*, Conquete des Moluques,

*) Weil der Herr Verfasser von der politischen Historie dieser Insel nichts gemeldet: so will ich nur der Vertreibung der Portugiesen und einiger weniger Umstände, die Einführung der christlichen Religion betreffend, gedenken. Ueberhaupt sind zwar die Umstände, so der Herr Verfasser anführet, und die den König von Celebes sollen bewogen haben, die mahometanische Religion anzunehmen, völlig gegründet, und er verstattet es auch nunmehro durchaus keinem von seinen Unterthanen, der christlichen Religion sich zu ergeben. Inzwischen hatten doch im Jahr 1656. die Jesuiten ein Mittel gefunden, in der Hauptstadt Macassar, welche am Meer lieget und etwas befestiget ist, eine Kirche zu erbauen, und die Dominicaner, hatten auch schon vorher eine. Allein im Jahr 1657. ließ der König beyde niederreissen; und die Pfarrkirche, so weltlichen

daß das Erdreich daselbst alles, was man nur zur nothwendigen Erhaltung und zur Ergötzlichkeit des menschlichen Lebens wünschen kan, häufig und überflüssig hervorbringet. Baumfrüchte, wohl-

lichen Priestern zugehörete, bliebe nur bis zur Vertreibung der Portugiesen, wovon folgende Umstände zu bemerken sind, stehen.

Als im Jahr 1658. der Rath zu Batavia der Handlung wegen einen Gesandten nach China gesendet hatte, und um einige Freyheiten ansuchen liesse; so wurden die Holländer durch die Portugiesische Jesuiten bey Hof dergestalt angeschwärzet, daß der Abgeordnete Befehl erhielte, aus dem Reich abzureisen, ohne das geringste von seinem Ansuchen erhalten zu können. Es waren auf seine Reisekosten funfzig tausend Thaler gegangen, welche die Holländer nicht verschmerzen konnten; sondern beschlossen, solches von den Potrugiesen doppelt wieder einzubringen. Hierzu kam noch eine andere Gelegenheit. Die Holländer wurden nicht nur zu Macassar sehr schimpflich gehalten; sondern der König vergienge sich auch so weit, daß er einem ihrer Abgesandten den Hut von dem Kopf reissen und zu Boden werfen ließ. An diesem König so wohl, als an den Portugiesen wollten sie sich nunmehro zugleich rächen.

Die Gelegenheit hierzu bliebe nicht lange aussen. Die Portugiesen führten eine starke Handlung nach Celebes, und schickten jährlich sechs

wohlriechendes Holz und anderes, das man zum färben brauchet, nebst den Specereyen, wachsen in so grosser Menge, daß die Einwohner sie fast vor nichts dahin geben. Sie wissen nichts

sechs bis sieben beladene Schiffe mit allerhand Waaren dahin. Die Holländer nahmen der Zeit wahr, da diese Schiffe zu Macassar einlaufen sollten, und machten sich mit einer Flotte von dreyssig Seegel dahin auf den Weg. Vor sich her sandten sie zwey Schiffe, die den 7. Brachmonat 1660. in dem Hafen zu Macassar eintrafen, und die allda befindliche Holländer an Bord nahmen. Darauf kam ihre völlige Flotte zum Vorschein. Dreyzehen Schiffe machten sich an die Portugiesen, die andern aber beschossen die Festung dergestalt, daß sie in kurzer Zeit übergienge. Selbigen Tag sollen die Holländer mehr als sieben tausend Schüsse aus ihren Canonen gethan, und dadurch den König, Namens Sumbaco, dergestalt erschrecket haben, daß er den Portugiesen befahl, mit dem Schiessen einzuhalten, um den Feind nicht noch ergrimmter zu machen. Von den Portugiesischen Schiffen wurden drey verbrannt, zwey in Grund geschossen, und eines mit sehr reichen Waaren hinweggenommen. Kurz hernach ließ der König auf einer andern Festung, von wannen er dem Gefecht mit zugesehen, eine weisse Fahne ausstecken. Er schickte darauf einen der Vornehmsten seines Hofes an den Admiral, und ließ um Frieden

von anderen Speisen, als nur von Reis und von Fischen. Man weiß nicht, wie es zugienge, daß sie gegen Anfang des abgewichenen Jahrhunderts die Eitelkeit der Götzenbilder, die sie bisher angebetet hatten, erkannten. Sie beschlossen aber einmal, durch eine allgemeine Uebereinstimmung, eine andere Religion anzunehmen (p). Doch weil sie nicht wusten, ob sie sich zur christlichen oder zur mahometanischen Religion wenden sollten: so wollten sie ein blindes Ohngefehr den Ausschlag hierinnen thun lassen. Sie schickten Abgeordnete an die Christen nach Malacca, und andere an den König von Achem, um von beyden Theilen sich Personen auszubitten, die im Stand wären, sie in der Religion zu unterweisen; wobey sie versprochen, sich vor diejenigen zu erklären, welche am ersten bey ihnen anlangen würden. Indessen daß man nun zu Malacca von einer Zeit zur andern verzoge, so sandte der König von Achem viele

bitten; der ihm unter keinen andern Bedingungen gegeben wurde, als daß er eine Gesandschaft nach Batavia schicken, alle Portugiesen ausjagen, und seinen Unterthanen verbieten wollte, fernerhin mit ihnen zu handeln. Der König sahe sich gezwungen, alle diese Bedingungen zu erfüllen, und die Portugiesen musten sich in aller Eile aus dem ganzen Lande fortmachen.

(p) *Alexandre de Rhodes*, Voiages aux Indes, pag. 293. et seq.

viele Cassisen, oder Lehrer des Alcorans ab, welche diese Insel mit zu der Secte des Mahomets zogen. Die Macassars, welche den grösten Theil derselben inne haben, sind Völker von einer unerhörten Wuth und Grausamkeit, wenn man sie einmal nöthiget, ihrer Vertheidigung wegen die Waffen zu ergreifen (q). Wir haben von diesen Leuten schon eine besondere Historie (r).

Die Insel Gilolo (s), Ternate, Ceram, Amboina, Banda, nebst den andern, so weiter gegen Mittag liegen, haben in dem kleinen Erdraum, den jede insbesondere ausmachet, grosse Reichthümer. Die Holländer und Portugiesen haben sich hier in die Handlung getheilet.

Es ist zu bewundern, daß Neu-Guinea, ohnerachtet dieses Land so nahe bey den molukkischen Inseln liegt, uns dennoch noch so wenig bekannt ist. Alles, was man davon weiß, kommt auf einige sehr mangelhafte Vorstellungen von seinen Seeküsten an, davon die mittägigen, wie man uns berichtet, allezeit mit Schnee bedecket seyn sollen, ohnerachtet das Land unter dem vierten und fünften Grad mittäglicher Breite lieget. Man ist nicht der Meinung, daß es mit Carpentaria

(q) Mémoires de Mr. *Forbin de Janson.*

(r) *Gervaise,* Histoire des Macassars.

(s) Eine weitläuftige Nachricht von diesen Inseln findet man in dem Recueil des Voiages des Hollandois.

taria oder Neu-Holland, welches weiter gegen Mittag lieget zusammen hänge.

Unter dem Namen der alten so wohl, als neuern philippinischen Inseln (t), begreifet man alle Inseln die den moluckischen Inseln gegen Norden zwischen dem Aequator und dem Tropicus Cancri liegen. Sie werden um deswillen philippinische Inseln genennet, weil die Spanier unter der Regierung des Königs Philipps des andern sich darinn festsetzten, die orientalische Völker nennen sie luconische Eylande, von dem Namen der grösten darunter: die Portugiesen aber benennen sie manillische Inseln, von einer Stadt, die den Namen Manilha führet, und die vor die Hauptstadt dieser Insel kan angesehen werden. Die Schriftsteller sind in Ansehung ihrer Nachrichten von der Beschaffenheit dieses Landes gar nicht mit einander einig. Wenn wir nur allein die Alten anhören wollen; bringet die Natur allhier alles hervor, was man so wohl zur Ergötzlichkeit des Lebens, als an Reichthümern in der Handlung wünschen kan. Nach dem, was die Neuern sagen, haben diese Inseln nichts besonders an sich, und die Spanier behalten sie nur zu dem Ende, damit sie sich die Communication aus America mit China und Japan offen erhalten möchten. Man trift hier keine

(t) Von diesen Inseln findet man eine gute Nachricht, in *Gemelli Careri*, Voiage autour du monde, Tom. II, chap. 6.

ne von den Früchten an, die man an andern Orten in Indien findet, ausgenommen den Reis, den Hirsen und die Cocosbäume, die allhier in Ueberfluß hervorgebracht werden. Es sind, sonderlich in *Mindanao*, einige Gold- und Eisenbergwerke vorhanden, welche aber ohne allen Gebrauch wüste liegen. Die Menge und verschiedene Beschaffenheit dieser Inseln, erlauben nicht einen gewissen Character von den Völkern, die sie bewohnen, zu entwerfen. Einige haben den Nahmen, daß sie grausam wären: von andern rühmet man eine grosse Sanftmuth und Leutseligkeit. Die *mahometanische* Religion, der Götzendienst und das *Christenthum*, welches die *Spanier* an einigen Orten eingeführet haben (v), sind die drey Religionen, welche den Gottesdienst dieser Inselbewohner ausmachen. Man kan in den *erbaulichen Briefen* (x) sehen, durch welche einen glücklichen, aber ungefähren Zufall die Erkenntniß des Evangelii in die neuen *philippinischen* Inseln gekommen, und auf was vor eine Weise man die Anzahl und die Lage dieser Inseln in Erfahrung gebracht und ausgefunden hat.

Zweyter Abschnitt.
Von den Religionen in Indien.

In der historischen Beschreibung von Indien hat man die fast unendliche Verschiedenheit der

(v) Lettres édifiantes, Tom. XI, pag. 159.
(x) Lettres édifiantes, Tom. II, pag. 4. & seq.

der Sitten und Gewohnheiten, so daselbst herrschen, genugsam wahrnehmen können. Die Königreiche sind in dieser Weltgegend ohne Zahl vervielfältiget; und wenn man von einem in das andere kommet: so findet man Gesetze, Gebräuche, Gewohnheiten und Staatsmaximen, die fast gar keine Aehnlichkeit mit einander haben. So viele und so grosse Verschiedenheiten und Abweichungen können nicht unter gemeine Grundsätze gebracht, und nicht aus einerley Quellen hergeleitet werden. Das aber ist die Ursache, wodurch wir sind bewogen worden, die Gemüthsbeschaffenheit und Gewohnheiten eines jeden Volks insbesondere mit wenigem auszuführen.

Mit den Religionen, welche in diesen Ländern herrschen, verhält es sich nicht also. Denn ohnerachtet der Aberglaube, die Unwissenheit, ein ohngefährer Zufall und die Handlung alle Religionen, die in anderen Welttheilen üblich sind, allhier eingeführet haben, so sehr sie auch einander entgegen sind: so kan man sie dennoch unter gewisse Abtheilungen bringen, und jede insbesondere abhandeln. Es ist zwar ein verwirrtes Chaos, welches noch nie auf eine vollständige Art aus einander gewickelt worden: aber diese deutliche Auseinandersetzung wird einen der wichtigsten Theile dieser Geschichte ausmachen. Die Indianer sind entweder Götzendiener, oder Juden, oder Mahometaner, oder Christen; und diese letztere sind entweder Catholicken, oder Nestorianer oder Protestanten.

§. 1.

§. 1.
Von den Götzendienern in Indien.

So groß auch immermehr der Eifer des Apostels von Indien, der frommen Kirchendiener, so im vierdten Jahrhundert in dieses Land reiseten, und der Missionarien, welche von den europäischen Prinzen in diesen neuern Zeiten dahin gesendet worden, seyn möchte; so haben dennoch die erstern so wenig, wie die letztern, den unvernünftigen Aberglauben des Heydenthums ganz und gar auszurotten vermogt. Seine Wurzeln haben eben das Alter, wie die ersten Bevölkerungen der Welt, und haben nirgends abgeschmacktere und abentheuerlichere Früchte hervorgebracht, als eben hier.

Unwissenheit der abgöttischen Indianer in Ansehung der Religion.

Man darf das ordentliche Lehrgebäude, die Quellen und Grundlehren der Religion, zu welcher sich die Indianer bekennen, nicht in den gottesdienstlichen Uebungen, Ceremonien, Opfern, Gaben oder dem Umgang der gemeinen Leute aufsuchen. Ihr Gottesdienst bestehet nur in solchen Handlungen, von welchen sie keine andere Ursache anzuführen wissen, als nur das Alterthum der Gewohnheiten dieser Länder, nebst dem Beyspiel, so ihnen ihre Voreltern hinterlassen haben. Diejenige, von welchen sie in diesem Stücke einige Unterrichtung empfangen und erwarten sollten, haben zum Grundsatz, daß sie das Volk in einer so tiefen Unwissenheit zu erhalten suchen, dergleichen man bey keiner andern, auch nicht einmal der allerwildesten Nation antreffen

wird.

wird. Damit man nun wegen des Grundes und der Absicht einer Art von Abgötterey, die ihnen allein eigen ist, und nichts mit dem Götzendienst anderer Völker gemein hat, einiges Licht bekommen möge: so siehet man sich gezwungen, zu ihren Gelehrten seine Zuflucht zu nehmen. Bey der ungemein grossen Anzahl von Geschichtschreibern und Reisenden, die davon einige Nachricht gegeben haben, ist keiner in der Sache so erfahren gewesen, als der protestantische Prediger, Abraham Rogers. Die zehen Jahre über, so er sich zu Paliacatta auf der Küste von Coromandel aufgehalten, hat er sich mit größtem Fleiß bemühet, den verborgenen Grund dieser geheimnißvollen Religion zu entdecken. Durch den Umgang und die Freundschaft, so er mit einem von den vornehmsten Bramanen dieses Landes errichtete, erreichte er seine Absicht, und derselbe erklärete ihm alle Lehrsätze des Vedam. Das ist das Gesetzbuch dieser Heyden, und es giebt nur wenige Exemplarien davon. Die Sprache und Schreibart desselben sind auch dermassen veraltet, daß die allergelehrtesten Leute von ihnen es kaum noch verstehen können; allein die Auslegungen darüber ersetzen den Mangel der Urschrift *)

Begrif der Braminen von dem

Man lieset in demselben, daß ein unumschränktes, allmächtiges, ewiges Wesen sey, dessen Natur uns noch niemalen bekannt gewesen, und auch von

*) Siehe den Anhang zu diesem Theil.

von uns niemals kan begriffen werden (y). Einige nennen es Whistnou, andere Peremael, Eswara, Jsura oder noch anderst, nach der Verschiedenheit der Länder und der Sprachen. Man kan nicht sagen, ob es ein Geist sey, oder ob es einen Leib habe; denn es ist mit unzählbaren Farben umgeben. Es hat zwar keine Augen, siehet aber doch alles, was da geschiehet; es hat keine Ohren, und höret doch alles; und ohnerachtet es an allen Orten der Welt verschieden ist, nachdem es die Gelegenheit veranlasset, und die Nothdurft erfordert, so ist es doch überall in der ganzen Welt zugegen.

Whistnou, ihrer obersten Gottheit.

Als noch das ganze Weltgebäude nichts weiter war (z), als ein grosser Haufen ewiger Wasserwogen: so faßte es den Entschluß, die Welt so zuzubereiten, wie sie gegenwärtig beschaffen ist, ohne dabey eine andere Absicht zu haben, als nur sein eigenes Vergnügen.

Um

(y) *Abraham Rogers*, Porte ouverte pour parvenir à la connoissance du paganisme coché, Part. III, chap. I. & seq.

(z) Es scheinet in der That, als hätten die Bramanen eine unerschaffene Materie geglaubet, aus welcher die Welt gebildet worden. Nach anderer Meinung geben sie eine absolute Erschaffung aller Dinge zu. Es ist dieses eine Sache, die schwer zu entscheiden ist, und von welcher man die schöne Gedanken des Herrn Abt Mosheims in Cudworts Systemate intellectuali nachlesen kan.

Um nun dieses werkstellig zu machen, so nahme es die Gestalt eines Kindes an, und setzte sich auf ein Blat, das von den Wellen hin und her getrieben wurde. Indem es solchergestalt ein Spiel der Wellen war, und die Zehen seiner Füsse in dem Mund hielte: so wuchse eine Blume aus seinem Nabel, welche den ersten Menschen hervorbrachte. Das ewige Wesen nannte ihn *Brama*; und von ihm ist, durch *Cassiopa*, den ältesten von seinen Söhnen, das Geschlecht der *Brachmanen* oder *Braminen* entsprossen. Das erste, was *Brama* gedachte, war eine rege Empfindung von Erkenntlichkeit. Er dankte daher seinem Urheber davor, daß er ihm eine vernünftige Seele gegeben, und diese Dankbarkeit wurde mit einem neuen Geschenke belohnet, durch welches er beynahe der Gottheit gleich gemacht wurde. *Whistnou* gab ihn die Macht die Welt in dem Zustand zu erschaffen, in welchem wir sie gegenwärtig sehen; das ist, er gab ihm die Kraft, ein gewisses Ey, das auf der Oberfläche der Wasserwogen schwamme, und den Himmel, die Gestirne, die Erde und alles, was dieselbe umgiebt, in sich enthielte, zur Zeitigung und zum Aufbrechen zu bringen. Er überließ also dem *Brama* allen Ruhm und die Ehre der Erschaffung seines Werks, und übergab ihm die Sorge vor die Regierung der Welt; wie ein König die Verwaltung seiner Staaten einem Minister anvertrauet, dessen Geschicklichkeit, Treue und Verstand ihm bekannt ist. Es glauben

ben auch die Gymnosophisten oder Gelehrten in Indien, als etwas ganz unstreitiges, daß Whistnou in seinen eigenthümlichen, inneren und wesentlichen Ruhm eingeschlossen bleibe, und sich um alles das, was auser ihm vorgehet, nichts bekümmere; daß er sich vielmehr in allem auf den Brama verlasse, welcher der Herr und Regierer aller Begebenheiten sey. Allein, wie dieser nicht alles allein genugsam zu besorgen vermögend war: so erwählete er selbst sich einige Beystände, denen er einen Theil seiner Sorgen auftrug, und sich also die Last zum Theil erleichterte. Einige Ausleger des Vedam setzen die Anzahl dieser Gehülfen auf drey und dreyßig Millionen, die sie als lauter Gottheiten, doch einer niedrigern Ordnung betrachten.

Weil die Indianer, in Ansehung der Ergötzlichkeiten und des Reitzenden, von GOtt eben solche Gedanken haben, wie von den Menschen; so geben sie dem Whistnou eine grosse Anzahl Weiber, von welchen Laetsami und Parvati die beyden vornehmsten sind, und am meinsten von ihm geliebt werden. Aber diese Vereinigung bestehet, nach ihrer Meinung, nur in einem genauen Umgang, oder einer gereinigten Freundschaft, die indessen doch, durch eine Wirkung ihres Willens, zur Erzeugung von ihres gleichen hinreichend ist. Auf diese Art hat sich Whistnou, wie sie ferner vorgeben, zehenmal verwandelt, um auf der Erde zu wohnen, und zwar in solchen Gestalten, da man nicht er-

Weiber des Whistnou, und seine Verwandlungen.

kennen konnte, wer er war. Zuerst kam er in der Gestalt eines Fisches auf die Welt; hernach in der Gestalt einer Schildkröte, hierauf als ein Schwein; im folgenden war er ein halber Mensch und ein halber Löwe, und zuletzt erschien er unter der Gestalt eines Pferdes. Eine jede von diesen Verwandelungen gründet sich auf eine besondere fabelhafte Geschichte, welche zusammen nichts anders, als ein Gewebe von allerhand abgeschmackten Dingen ausmachen. Es wird in dem *Vedam* auch von den guten und bösen Engeln geredet, die ihr Daseyn dem *Whistnou* und *Brama* zu danken haben. Es scheinet aber, als wären letztere nur darum zu schlimmen Geistern geworden; weil sie den *Amortan*, oder den *Göttertrank*, geraubet hatten; der dem ohngeachtet nur eine sehr kurze Zeit auf der Erde bliebe.

Bestrafung und Wiederherstellung des Brama.

Die uneingeschränkte Gewalt, so *Brama* über alle Creaturen erhalten hatte, verleitete ihn zu etwas, darüber er sich sein Verderben und gänzliche Vernichtung beynahe zugezogen hätte. Der Hochmuth und ein unbändiger Stolz nahme in seinem Herzen die Stelle der schönen Gemüthsneigungen ein, die er bey seinem Entstehen aus dem Schoos des *Whistnou* von sich blicken lassen; er wollte so gar seinem Schöpfer gleich seyn. *Whistnou* befahle daher einem von seinen Dienern, er sollte hingehen, und ihm von den fünf Köpfen, die *Brama* hatte, den mittelsten völlig hinweghauen. Dieser Befehl wurde schleunigst vollstrecket. Als nun hierauf *Brama*

ma seine Schwachheit und Unterwürfigkeit gewahr wurde; so demüthigte er sich vor Gott, und machte zu seinem Ruhm ein unvergleichliches Gedichte. Whistnou wurde durch diese Reue gerühret; er vergab ihm sein Vergehen, und sagte ihm, um ihn zu trösten, der Verlust des einen von seinen Köpfen würde seine Gewalt keinesweges schwächen, und nichts von der Herrschaft über die Geschöpfe in den sieben andern Welten, die seit dem wären erschaffen worden, und insgesammt derjenigen Welt, die wir bewohnen, ähnlich wären, benehmen. Von dieser Begebenheit kommt es her, daß Brama auch mit vier Gesichtern an einem Kopf vorgestellet wird.

Dauer und Verderbniß der Welt.

Es ist uns unbekannt, nach was vor einer Einbildung die Braminen die Dauer der Welt wissen wollen. Nach ihrem Vorgeben soll die Welt noch mehr als eine Million Jahrhunderte fortdauern; weil im Jahr 1639. da einer von ihnen mit dem Abraham Rogers davon sprache, noch nicht mehr, als 4739. Jahre von dem vierten Zeitlauf verflossen waren, und der erste 17280. Jahrhunderte gedauret hatte. Sie sagen, in diesem ersten Weltalter wären alle Menschen sehr gut und gerecht gewesen; der Teufel, der in der Zeit erschaffen worden, habe gar die Macht nicht gehabt ihnen Schaden zu thun: im folgenden Weltalter aber wäre der vierte Theil der Menschen ins Verderben und Gottlosigkeit verfallen; im dritten Weltalter wären die guten und gottlosen Menschen in glei-

cher Anzahl vorhanden gewesen; aber in diesen letzten Zeiten habe das Verderben so sehr überhand genommen, daß kaum noch der vierte Theil des grossen Haufens der Menschen vor fromm und gerecht könnte gehalten werden.

Lehren von der Seelenwanderung.

Nächst diesem ist es auch eine durchgehends angenommene Lehre, daß die Frommen nach ihrem Tod Belohnungen, die Gottlosen aber wirkliche und sehr erniedrigende Strafen zugewarten haben; nach dem nämlich ihr Leben mit viel oder wenigeren Lasterthaten beflecket seyn werde. Nach Anleitung der Vorstellungen von der Seelenwanderung glauben die Indianer, daß, wenn die Menschen sterben, die Seelen zwar das Gehäuse ihres Leibes verlassen, aber nur um entweder in andere Menschen, so erst gebohren werden, oder in ein Thier, oder gar in ein Gewächse, Baum, Pflanze, u. d. g. zu fahren. Der einzige Endzweck, den sie bey allen ihren zu erzeigenden guten Werken vor Augen haben, ist die Hofnung einer künftigen glücklichen Veränderung ihres Körpers, nach welcher sie in den Leib eines reichen Mannes, eines vornehmen Herrns, eines Monarchen, oder eines gedultigen Thieres, dergleichen die Kühe und Schaafe sind, zu kommen glauben. Die ungemeine Hochachtung, so sie gegen die Kühe und Ochsen tragen, haben sie von den egyptischen Kaufleuten bekommen, die sie die Verehrung des Apis, einer ihrer vornehmsten Gottheiten, gelehret haben. Wer eines von diesen Thieren umbrächte, der würde vor einen un-

unehrlichen und gottlosen, und einen solchen Menschen gehalten werden, der sich nicht entblödete, es zu wagen, daß er seinen eigenen Vater, oder seine Mutter, oder sonst jemand von seinen Anverwandten tödete, den etwann der Himmel nach ihrem Tod so glücklich gemacht hätte, daß seine Seele in den Leib eines von diesen Thieren gefahren wäre. Man findet hier, wie in Egypten, geheiligte Ochsen (a), die, so lange sie leben, durch Opfer und Geschenke verehret werden; und bey deren Leichenbegängniß man einen grössern Pracht wahrnehmen wird, als bey den Leichenbegängnissen der vornehmsten Personen in diesen Ländern. Nachdem man sie mit den reichesten Stoffen bekleidet und bedecket hat, so werden sie recht majestätisch zu ihrem Grab getragen: alsdenn wird mit einer Menge Spécereyen und wohlriechender Sachen ein Rauch gemachet, wobey die Thiere verscharret werden. Diese Hochachtung erstrecket sich auf alle Arten von Thieren (b), doch aber auf eine Gattung mehr, als auf die andere. Es ist ja bekannt genug, daß die Braminen, die Benjanen und Talapoins in einigen Ländern die Vögel, fliegende und kriechende Insecten füttern.

Was die Lehren von der Seelenwanderung betrift, so wird in dem arabischen Reisen-

(a) *Marcus Paulus.*
(b) *Mr. de la Loubere,* Relation de Siam, Tom. I, chap. 24.

den (c), den wir schon mehrmalen angeführet haben, eine besondere dahin gehörige Erzählung angetroffen. Alle Könige von Indien und China, spricht dieser Schriftsteller, glauben die Seelenwanderung; und sie machet einen Hauptsatz von ihrer Religion mit aus. Als nun einstmalen einer von diesen Prinzen die Blattern bekommen, und wieder gesund worden war; so betrachtete er sich in einem Spiegel, und nahme mit vielem Verdruß wahr, wie sehr sein Angesicht durch diese Krankheit verstellet worden. Er wandte sich demnach gegen einen von seinen Vettern, und sprach: Ich bin der einzige Mensch, mit dem es sich zugetragen hat, daß er nach einer solchen Veränderung in seinem Leib geblieben ist. Allein dieser Leib ist gleichsam nichts anders, als ein vom Wind aufgeblasener Schlauch: und wenn die Seele denselben verlässet; so eilet sie wieder in einen andern Leib. Steiget ihr nur auf meinen Thron, denn ich will meinen Leib von meiner Seele trennen, damit ich wieder in einen andern Körper kommen möge. Zu gleicher Zeit forderte er einen *Cangiar*, oder sehr scharfen Säbel, und befahle seinem Vetter, er sollte ihm mit demselben den Kopf abhauen.

Von der Hölle und Ve- Die Indianer halten davor, es gebe so schwere und grosse Lasterthaten, daß die Seelen, so damit

(c) Anciennes Relations Arabes, traduites par Mr. l'Abbé *Renaudot*, pag. 85.

mit beflecket wären, unter die Zahl der Teufel kä- men; daß sie, bis zum Ende ihrer Ausbüssung und Versöhnung, in der Luft umher schweifeten; daß sie, in diesem Zustand, voller Verlangen und Begierden wären, ungemein viele Sachen nöthig hätten, dem ohngeachtet aber den äusersten Man- gel an allen Dingen auszustehen hätten; und daß sie, um sich deswegen zu rächen, sich mit nichts beschäftigten, als daß sie alle Mittel her- vorsuchten, wodurch sie den Menschen Schaden thun könnten. Zu folge dieser Einbildung pfle- gen die Freunde und Anverwandten des Ver- storbenen neun Tage lang Speisen in ihre Höfe und auf ihre Dächer zu setzen, damit er, wenn der- gleichen benöthiget seyn sollte, kommen und sich derselben bedienen möchte. Andere, die noch strafbarer sind, als diese, empfangen ihre Strafe auserhalb den Grenzen dieser Welt, an einem Ort, den sie Jamma-Locon, das ist, die Hölle, nen- nen. Daselbst werden sie durch Hunger, Käl- te, und Gewissensangst, die niemalen ein Ende nehmen wird, auf das grausamste gemartert. Der Abgrund, in welchem sie so gequälet werden, wird Atam-Tappes, der Brunnen der Fin- sterniß genennet.

Strafung der Gottlosen.

Die Menschen im Gegentheil, deren Leben mit nichts weiter beflecket ist, als mit dem was aus der Schwachheit der Menschen entspringet, fangen gleich nach ihrem Abscheiden an, die Früchte ihrer Gottesfurcht einzuerndten. Die- se Seelen vereinigen sich wieder mit einem Leibe, den

Gedanken von dem Paradies u. Belohnung der Frommen.

den sein vornehmer Stand ein Ueberfluß an allen Dingen glücklich machen wird; und wenn die Zeit ihrer Wanderung zu Ende gebracht ist: so erheben sie sich mit einem reissenden Flug mitten durch die sieben Welten, die den Himmel erfüllen, und werden in den *Brama-Locon*, oder den Ort, welchen sich *Brama* zu seiner Wohnung auserseshen, aufgenommen. Hierselbst geniessen sie alsdenn aller Glückseeligkeiten, die ihr Herz nur wünschen kan; ihre Ergötzlichkeiten sind allhier vollkommen gereiniget und unschuldig; ein jeder hält den Platz, der ihm selbst angewiesen worden, vor den allerbesten. Nichts destoweniger ist dennoch noch ein Ort höherer Glückseligkeiten, welchem die *Indianer* den Namen *Weicontam* beylegen. Hierher werden gleich nach der Trennung von ihren Leibern diejenige keusche Seelen aufgenommen, die so gar von allen Schwachheiten, die sonst dem menschlichen Geschlechte ankleben, befreyet gewesen sind, und deren ganze Lebensart in beständiger Ausübung aller Tugenden abgelaufen ist. Das Anschauen des *Whistnou* erschöpfet alle ihre Kräfte; sie schwimmen in lauter Lust und Vergnügen; die Sünde ist allhier gar nicht bekannt; allen ihren Begierden wird ein Genügen geleistet; und die gewisse Ueberzeugung, daß sie hinführo nicht mehr werden verwandelt werden, machet erst die Freude, so sie empfinden, vollkommen. Allein man ist überzeuget, daß die Anzahl dieser beglückten Geister sehr geringe ist. Einige

leug-

leugnen so gar überhaupt, daß es dergleichen gebe; indem sie nicht glauben können, daß dergleichen Vollkommenheit der Menschlichkeit zu erreichen möglich sey.

Die Siameser rechnen ihren berühmten Sommonacodon unter dieselben, welcher in ihrem Königreich in so grossem Ansehen stehet, wie Confucius bey den Chinesern. Eine Fabel, die sich auf gar keine wahre Begebenheit gründet, die von einem Jahrhundert zum andern von einer unendlichen Menge vorgeblicher Gelehrten, wahrer Lehrer des Aberglaubens, der Träumereyen und Unwahrheiten, Zusätze und Vermehrungen bekommen, eine solche Fabel führet nothwendiger Weise viele verschiedentlich vorgegebene Umstände und Widersprechungen mit sich. Indem was uns unsere geschickteste und aufmerksamste Reisende von dem Sommonacodon erzählen, fällt dieses überaus deutlich in die Augen. Sie haben schlechthin und ganz getreulich alles berichtet, was ihnen von den Talapoins oder Priestern in Siam erzählet worden. Daher kommt nun diese grosse Verschiedenheit in den Erzählungen der verschiedenen Reisenden. Die Nachrichten des Herrn de la Loubere, der im Jahr 1687. nach dem Herrn von Chaumont, auserordentlicher Abgesandter des Königs von Frankreich an dem siamischen Hof war, scheinen noch die natürlichsten zu seyn, und mit dem Lehrgebäude dieser Heyden am besten überein zu stimmen.

Von dem Sommonacodon der Siamesen.

Seine Geburt und Tugenden.

Sommonacodon, sagt dieser Schriftsteller (d), war, nach den in Balisischer Sprache geschriebenen Büchern, von einem Vater und einer Mutter gebohren, die in der Insel Ceylon auf dem königlichen Thron gesessen haben. In seiner zärtlichsten Jugend fühlete er schon die stärksten Reitzungen zur allerhöchsten Vollkommenheit. Er theilte alle seine Güter und sein Vermögen unter die Armen aus; und weil dieses vor seine Mildthätigkeit nicht genug war, so risse er sich selbst noch die Augen aus dem Kopf, und tödtete seine Frau und Kinder, um sie den Talapoins zu essen zu geben. Weil er nun dergestalt durch seine eigene Hände sich alles dessen beraubet hatte, was ihn hätte veranlassen können, der Welt anzukleben; so ergabe er sich dem Fasten, dem Gebet und andern Ausübungen eines vollkommenen Lebens. Da man aber davor hält, diese Ausübungen wären niemand sonsten möglich, auser den Talapoins, so begab er sich zu ihrem Orden; er machte in diesem Zustand seine guten Werke vollständig, und erwarb sich alle daraus entspringende Freyheiten und Vorzüge.

Gabe der Wunderwerke.

Einer der allervornehmsten war eine ganz auserordentliche Leibesstärke, wodurch er den Pra-Souane, einen Mann von vollkommener Stär-

(d) *La Loubere*, Relation du Royaume de Siam, Tom. I, pag. 524. & seq. Le Pere *Tachard*, Voiage de Siam, pag. 397. et seq.

Stärke, der nicht weniger, als dreyssig bis vierzig Schuhe lang war, aber die Stärke des Sommonacodon nicht wuste, in einem Zweykampf überwande. Denn die Indianer haben eine Zeit der Wunder, wie die alten Egypter, die Griechen und Chineser. Auser dieser besonderen Leibesstärke, hatte Sommonacodon die Kraft, alle Arten von Wunderwerken zu thun. Er konnte sich so dicke, oder so groß machen, als er nur wollte, ja zuweilen auch so klein, daß man ihn aus dem Gesichte verlohr, und er einem anderen Menschen auf dem Kopf stehen konnte, ohne daß man es gefühlet, oder sonst wahrgenommen hätte. Er wuste vollkommen alle Dinge von der Welt; er sahe das Zukünftige sowohl, als das Vergangene ein: er gab seinem Körper eine vollkommene Leichtigkeit; er begab sich ohne Mühe von einem Ort zum andern, um allen Völkern ein tugendsames Leben anzupreisen; und mitten unter diesen eifrigen Bemühungen, starb er in einem Alter von achzig Jahren; oder, wie die Siameser erzählen, so verschwande er vielmehr in der Luft, wie ein Funken Feuers, um in den Nireupan, das ist, in die ewige Ruhe und Glückseligkeit, einzugehen. Als er empfande, daß die Zeit herannahete, da er die Welt würde verlassen müssen, so befahle er, man sollte ihm Tempel erbauen und Bildseulen aufrichten. Er wird auch in der That auf seinen Altären nach der Gewohnheit dieser Länder mit geschränkten Beinen sitzend, abgebildet; und zu seinen beyden

den Seiten stehen allezeit seine beyde liebsten Schüler. Die Siameser beten ihn als einen Gott an; sie glauben aber, er habe keine weitere Macht, als nur über sie, und erhöre auch keine andere Menschen.

Verschiedene Wiedergeburten.

Die Vorstellung, welche sie sich von der höchsten Ruhe oder Glückseligkeit machen, ist nicht in allen Stücken mit dem Begriff, den sich die Malabaren davon machen, übereinstimmig. Sie halten davor, es würden dadurch die auf einander folgende Seelenwanderungen nicht aufgehoben: Und daher glauben sie auch, daß Sommonacodon vielmahlen, unter den Gestalten von mancherley Thieren wieder auf die Erde gekommen sey, bey welchen er jederzeit das ganze Geschlecht beherrschet habe, eben wie er vormals in der Insel Ceylon regieret hat. Solchergestalt war er König über die Ochsen, die Schweine, die Affen, und alle diejenige Arten von Thieren, in deren Gestalten er erschienen war.

Von seinem Bruder Thevatat, und dessen Lehren.

Diese unterschiedliche Herumwanderungen beziehen sich auf die eben so fabelhafte Geschichte seines Bruders Thevatats. Dieser wurde über die Stärke, die Macht und Glückseligkeiten seines Bruders Sommonacodon eifersüchtig, und kündigte ihm derohalben den Krieg an: allein er empfande das Mißvergnügen, daß er sich so oft überwunden sahe, als er ihn angriffe. Beyde Brüder wurden allezeit in einerley Geschlecht der Thiere wieder zur Welt gebohren (e). Da aber

(e) Le *P. Tachart*, Voiage de Siam, pag. 398. & seq.

aber Thevatat beständig geringer bliebe, wie sein Bruder: so wurden der Haß, die Beleidigungen und die Kriege ohnaufhörlich, ohne einige Aenderung in Ansehung ihres Ausschlages, fortgesetzet. Indessen war Thevatat dennoch mit einem grossen Verstand begabet. Er verführete Könige und ganze Nationen; er machte, daß sie an seinen Lehrsätzen einen Wohlgefallen bekamen; kurz, er brachte sie dahin, daß sie seine Nachfolger wurden. Daher entstunde nun diejenige Spaltung, wodurch die Welt in zwey Partheyen zertheilet wurde, und die der ursprüngliche Anlaß zu zweyen Religionen war; an statt daß vorhero alle Menschen in einerley Glauben vereiniget waren. Das Christenthum ist nach dem Vorgeben der Talapoins, die Secte des Thevatat; woraus sie schliessen, es wäre eben nicht zu verwundern, wenn wir, weil wir Nachfolger des Thevatats wären, nichts von demjenigen in den Büchern des Sommonacodons anträfen, welches sie mit so vieler Verwunderung erfüllete; daß unsere Schriften voller Dunkelheiten und Zweifeln, und wir selbst in einer so tiefen Unwissenheit in Ansehung der Gottheit wären. Sie räumen uns nur einige Kenntniß in den mathematischen Wissenschaften, der Geometrie und einigen andern Künsten ein, welche uns Thevatat lehren können.

Die Aehnlichkeit, so sie in einigen Stücken zwischen unserer Religion und der ihrigen anzutreffen vermeinen, machet, daß sie glauben, JE- Warum die Siameser eine so

SUS

grosse Abneigung gegen das Christenthum haben.

SUS CHRISTUS wäre niemand anderst, als ihr Thevatat. Sie sind der gewissen Meinung, daß, da sie dem Glauben des einen zugethan sind, wir hingegen den Lehrsätzen des andern anhängen müsten: und ihre Furcht, daß sie etwann mit dem Thevatat in die Hölle kommen möchten, erlaubet ihnen nicht denenjenigen Gehör zu geben, die ihnen die Annehmung des christlichen Glaubens anrathen. Sommonacodon versichert auch wirklich in seinen Büchern, er habe seinen Bruder in dem achten Aufenthalt erkennet, das ist, an dem Ort, wo die grösesten Uebelthäter gemartert werden. Er erblickte ihn mit Plagen ganz überhäuft, wie er unter der Last seines Elends seufzete, und durch eine grausame Bestrafung alle von ihm begangene Sünden büssete; indem er mit grossen Nägeln, die seine Hände und Füsse durchbohreten, an ein Kreuz geheftet war. Sein Haupt war durch eine Dornenkrone, die man ihm aufgesetzet hatte, ganz voller Blut, und sein Leib allenthalben voller Wunden; und um seine Marter vollkommen zu machen, so brannte er im höllischen Feuer, ohne daß er davon konnte verzehret werden.

Bey diesem geringen Abriß, der uns in wenigen Worten die Vorstellung darleget, welche sich die zwey vornehmsten Völker in Indien von der Gottheit machen, ist es eben nicht gar zu schwer zu ersehen, daß eines sowohl, wie das andere vieles aus unseren heiligen Büchern ungetreu-

treulich entwendet und verkehret hat (f); und daß das Geheimniß des Kreutzes ihnen ein Aergerniß gewesen ist. In dem **Vedam** der **Malabaren** findet man offenbarlich das erste Capitel aus dem ersten Buch **Mosis**, den Geist GOttes, der auf den Wassern schwebte; das Wort, welches auf eine Geheimnißvolle Art erzeuget worden, seine Gottheit, seine Allmacht, seine Zukunft ins Fleisch, den Sündenfall der ersten Menschen, die Engel, das Paradies und die Hölle. Dieses Buch muß demnach viel jünger seyn, als die Verkündigung des Evangelii. Ein **Bramine** mag irgend einen **Christen** von diesen verschiedenen Dingen haben reden gehört; er mag diese Lehren bewundert und übel begriffen haben; er wird sie nach der Gemüthsart seiner Nation, und den herrschenden Meinungen von der Seelenwanderung, welche **Pythagoras** in diesen Ländern gelehret hatte, eingerichtet haben: er verlohre vielleicht diese wenige ihm unbegreifliche Wahrheiten unter den Vorurtheilen seiner Religion; er machte demnach eine wunderliche Vermischung einer Religion mit der andern, machte darinnen einen scheinbaren Zusammenhang: und der Betrug gab endlich dieses Werk vor etwas göttliches aus. Das ist ohne Zweifel der wahre Ursprung des **Vedam** gewesen: aber aus eben der

(f) Man kan von diesen Aehnlichkeiten mehrere Proben in *Huetii* Demonstratione Evangelica, Prop. IV. cap. VI. antreffen.

der Quelle flossen auch die Fabeln, die Mythologie, und so viele Vergötterungen bey den Egyptern und Griechen her, dadurch ihre Priester und Poeten so wohl die heilige Geschichte, als die weltliche, verdunkelten und verstelleten.

Dasjenige, was man uns von dem Sommonacodon erzählet, hat noch viel weniger etwas wahres zum Grund. Da die Indianer nichts als lauter Fabeln davon zum Vorschein zu bringen wissen (g); da sie ihn nicht einmal als den Urheber ihres Gesetzes und ihrer Religion, sondern höchstens nur als einen Verbesserer von beyden Stücken betrachten; und da sie endlich nicht einmal in den Nachrichten von seiner Person übereinkommen, oder etwas gewisses davon berichten können: so wird man mit Recht daran zweifeln, daß jemals eine solche Person in der Welt gewesen. Das ganze Mährchen scheinet nur von einem müssigen Kopf zum Vergnügen ausgesonnen zu seyn, als eine Abbildung eines Menschen, den die Tugend, nach dem Begrif, den sie davon haben, in ihren fabelhaften Zeiten, das ist, in den entfernten Zeiten, von denen ihre Geschichtschreiber gar nichts gewisses zu melden wissen, glücklich gemacht hat. Und weil sie in den Gedanken stunden, es wäre nöthig, zugleich auch eine dieser entgegene Vorstellung von einem solchen Menschen zu machen, dem seine Laster-thaten

(g) *La Loubere*, Relation du Royaume de Siam, Tom. I, pag. 534.

thaten grosse Strafen zugezogen; so haben sie auch ihren Thevatat ausgedacht, welchem sie alles das beygeleget haben, was den Augen des verderbten menschlichen Geschlechtes in dem Geheimniß des Kreutzes gehäßig und erniedriget vorkommet. Uebrigens ist leicht einzusehen, daß die Talapoins ihren Sommonacodon nur um deswillen so sehr erheben, um dadurch zugleich ihrem Stand einen Vorzug zuzueignen, und sich ein grösseres Ansehen zu verschaffen; darum sagen sie, daß er seine Tugend nur alsdenn erst zur Vollkommenheit gebracht, da er ihren Orden beygetreten, und einerley Lebensart mit ihnen erwählet.

Manichäismus und Verehrung des Teufels.

Eine Religion, die einig und allein durch den Aberglauben und die Unwissenheit aufgebracht worden, konnte wohl unmöglich von groben und nur gar zu deutlich in die Augen fallenden Widersprechungen befreyet seyn. Was vor eine Macht auch die Malabaren ihrem Whistnou oder Brama, und die Siameser dem Sommonacodon, oder einem andern Wesen, das noch höher wäre, als er, zuschreiben; so glauben sie dennoch verbunden zu seyn, den Teufel eben so ehrerbietig zu verehren, als ihre vornehmste Gottheiten, oder als solche Wesen, die von ihnen mit den Göttern fast in gleichen Rang gesetzet werden. Es sey nun, daß der Manichäismus in Persien (h) nach Indien gekommen; oder daß Ma-

(h) Von dieser Frage wird man in der Moßheimischen Auflage von *Cudworts* Systemate

Manes (i) einige von seinen Nachfolgern dahin gesendet, wie solches Theodoretus (k) anzuzeigen scheinet; oder daß die Tartarn (l) diese Lehrsätze in diese Länder gebracht: so ist dennoch so viel gewiß, daß diese gottlose Meinungen insonderheit in Indien, so wohl auf dem festen Land, als den Inseln, sehr im Schwange gehen. Es ist wohl an dem, daß sich die Braminen dieser Verehrung so sehr widersetzen, als ihnen nur immer möglich ist (m); aber hingegen unterstützen sie die Benjanen, ja sie befehlen dieselbe, und führen selbst noch die Aufsicht dabey. Sehet hier auf welche Weise ein gelehrter Reisender davon redet (n). Ohnerachtet, sagt er, die Benjanen einen GOtt, als den Schöpfer und Erhalter der ganzen Welt erkennen; so beten sie doch nichts destoweniger auch den Teufel an, und sagen, GOtt habe ihn zu dem Ende erschaffen, damit er die

Intellectuali, Dissert. de Natura genitrice, cap. IV, §. 13. eine schöne Ausführung finden.

(i) *Herbelot*, Bibliotheque Orientale unter dem Wort *Mani* erkläret sich vor diese Meinung.

(k) *Theodoretus*, Haereticae fabulae, Lib. I, cap. 26. pag. 222.

(l) *Rubruquis*, Voiage en Tartarie, chap. 45.

(m) *Abraham Rogers*, Porte ouverte pour parvenir à la connoissance du Paganisme caché Part. II, chap. 15.

(n) Mandelslo, ostindianische Reisebeschreibung, pag. 161.

die Welt regieren und den Menschen böses thun solle. Ihre Moscheen stehen voll von seinen Bildern; man siehet ihrer von Gold, Silber, Helfenbein, Ebenholz, Marmorstein, schlechtem Holz, Thon und gemeinen Steinen. Die Figur, in welcher sie ihn vorbilden, ist recht fürchterlich. Sein Kopf, auf welchem vier Hörner hervorragen, ist mit einer dreyfachen Krone in Form einer Tiare gezieret. Sein Angesicht ist entsetzlich garstig; aus seinem Maul stehen zwey Zähne, wie Hauer eines wilden Schweines hervor, und den Kinn bedecket ein langer und schändlich borstiger Bart. Des Bildes Brüste hängen bis auf den Bauch herunter; auf welchen es auch seine beyde Hände nachläßig sinken lässet. An seinem Bauch ist noch ein Gesichte, welches noch viel heßlicher ist, als das vorige; auf seiner Stirne stehen zwey Hörner; und aus seinem Halß hänget eine auserordentlich grosse Zunge. Es hat Klauen an statt der Füsse, und hinten hänget ihm ein Kuhschwanz hinunter. Diese Figur wird auf einen steinernen Tisch gesetzet, der ihm statt eines Altares ist, auf welchen die Opfer geleget werden. An der rechten Seite des Altars ist ein geräumiger Wasserbehälter, in welchen sich die Opferende, und welche sonst dabey zugegen sind, durch widerhohltes Baden reinigen: auf der linken Seite ist ein Opferstock, in welchen man das, was an Geld gegeben wird, leget. Vor den Benjanen, welcher die Opfergebräuche verrichtet, ist es nicht genug, daß er sich badet,

wie das andere Volk: es müssen an vielen Orten hin und wieder in den Pagoden viele Lampen aufgehänget seyn, um alles recht helle zu machen, und bey deren Schein muß er sich reinigen; denn es sind keine Fenster in diesen Pagoden, durch welches das Tageslicht hineinfallen könnte. Dadurch aber werden sie den Hölen und Wohnungen unreiner Geister, welches sie auch in der That sind, weit ähnlicher, als Oertern, die zur Ausübung des Gottesdienstes bestimmet sind. Ueber das hat sich die Einbildungskraft rechte Mühe gegeben, die allererschrecklichsten Bilder des Teufels und durch die Phantasie erdachter Thiere an die Wände zu malen.

Die abscheulichen Gebräuche bey dem Gottesdienst, kommen mit der Schändlichkeit dieser Tempel genugsam überein. Nachdem die Indianer einige Geschenke dahin gegeben, und einen Ochsen nebst einer grossen Anzahl Böcke geopfert haben: so lassen sich diejenigen, welche sich recht bey der Gottheit in Gnade setzen wollen, zwey Klammern unter den Rippen und Schulterblättern durchziehen, hernach hebt man sie vermittelst eines Wipgalgens, oder eines an einem Ende einer Stange angemachten Gewichts, bis auf zwanzig Schuhe hoch von der Erde in die Höhe. Wenn sie nun solchergestalt nackend an einem Stricke hängen, an welchem die beyden Klammern befestiget sind: so machen sie alle nur mögliche Verdrehungen, und halten in ihren Händen Flinten, Degen, oder brennende Fackeln. Zu

diesen rasenden Handlungen verstehen sich die Weibspersonen so wohl, wie die Mannsleute; und eines so wohl wie das andere giebt vor, daß man dabey gar nicht den geringsten Schmerz verspüre. Wir erzählen dieses nach einem Schriftsteller (o), der uns die Versicherung giebt, daß er selbst es mehr als einmal gesehen habe.

Diese grausame Ceremonie wird zu keiner andern Zeit, als auf hohen Festen vorgenommen. Das ganze Jahr über läßt man es dabey bewenden, daß man dem Teufel Speise genug bringet. Wenn jemand in eine Krankheit fällt (p), so thut er ihm Gelübde, damit die Krankheit nicht noch mehr zunehme: denn man ist der Meinung, daß, gleichwie GOtt der Urheber alles Guten: also im Gegentheil der Teufel die Ursache alles Bösen sey, so sich in der Welt ereignet. Die Erfüllung eines solchen Gelübdes erfordert viele Vorbereitungen und Unkosten. Man lässet ein sehr hohes Haus aufführen, auf welches eine grosse Menge brennender Fackeln gestecket wird, in die Mitte aber wird eine Tafel voller mancherley Speisen gesetzet, um den Teufel zu füttern, und zu sättigen,

 da-

(o) *Abrah. Rogers*, Porte ouverte pour parvenir à la connoissance du Paganisme caché, Part. II, chap. 15.

(p) *Gaspart Balbi*, Venetien, dans le III. volume du Recueil des Voiages des Hollandois, pag. 68. Mandelslo, ostindianische Reisebeschreibung, pag. 298.

damit er künftig demjenigen, der ihn also tractiret, keinen Schaden mehr zu thun suchen möchte. Um die Lustbarkeiten bey diesem Fest noch zu vermehren, so lässet man auch eine Bande Musicanten kommen, welche während der Mahlzeit auf ihren Instrumenten spielen und singen müssen. Man erwählet einen von den vornehmsten, die zugegen sind, denselben nennet man den Vater des Teufels, und dieser muß vor alle Anstalten sorgen, und die Höflichkeiten, so man den Gästen erweiset, als Wirth, über sich nehmen. Eine von seinen vornehmsten Verrichtungen ist, daß er die Music einrichten, und eine solche veranstalten muß, welche dem bösen Geist am besten gefallen möchte. Andere Indianer nehmen des Morgens mit dem frühesten eine grosse Schüssel voll Reis oder andere Speise, und tragen sie durch alle Strassen der Stadt; dabey halten sie eine brennende Fackel in der Hand, und ruffen, das, was sie da trügen, stehe dem Teufel zu Diensten, damit er sie diesen Tag über mit Plagen und Unglücke verschonen möchte. Trägt es sich nun ohngefähr zu, daß ein Hund sie verfolget, und machet, daß sie etwas verschütten: so widersetzen sie sich im geringsten nicht; sondern sagen, der Teufel habe ihn gesendet, um dasjenige zu fressen, was man ihm anbiete. Andere haben die Gewohnheit, daß sie den letzten Bissen von ihrer Speise hinter sich werfen, um den Teufel damit zu beschenken.

So ist es in Indien mit den Gebräuchen bey

der

der Verehrung des Whistnou, den man in anderen Ländern ohne Unterscheid Sommonacodon und den Teufel nennet, beschaffen.

Ich hatte dieses Werk schon zu Ende gebracht, als man mir die Nachricht gab, daß in der königlichen Bibliothec ein Manuscript vorhanden sey, welches von allen Gottheiten der Indianer handelte. Man hatte die Gütigkeit mir solches mitzutheilen, und ich ersahe daraus mit vielem Vergnügen die Wahrheit und vollkommene Bestättigung von allem, was ich von dieser Sache bey unsern besten Schriftstellern gelesen hatte. Dieses Manuscript (q) bestehet aus hundert und zwey und vierzig Blättern voller Abbildungen der indianischen Götzenbilder, welche mit vieler Kunst, Geschicklichkeit und einem zarten Geschmack von den Originalien selbst abgemalet worden. Es wäre zu wünschen, daß der Urheber eben so vielen Geschmack in Ansehung der Untersuchungen und der Gelehrsamkeit gehabt hätte, als er in Ansehung der Zeichnungen und Gemälde gezeiget hat. Das wenige, so er uns von jeder Abbildung meldet, stimmet mit dem, so man in den Nachrichten des Abraham Rogers lieset, vollkommen überein. Man findet hier die

Manuscript von den Gottheiten der Indianer.

R 4 ganze

(q) Dieses Manuscript ist mit Numero 7239. bezeichnet. Ich habe solches dem Herrn Abt Salier zu danken, dessen gütige und willfährige Gemüthsart mit der Stelle, so er bekleidet, sehr wohl überein kommet, und das Lob und die Hochachtung aller Gelehrten verdienet.

ganze Geschichte des Whistnou; seine Verwandelungen in einen Fisch, in einen Affen, einen Ochsen, einen Esel, ein Pferd, eine Schildkröte und andere Thiere mehr. Man erblicket ihn unter den verschiedenen Namen des Peremael, Eswara, Jsura und anderen; beständig aber in solchen Bildern, deren unförmliche Seltsamkeit und besonderes Wesen die Aufmerksamkeit an sich ziehet. Auf dem acht und dreyßigsten Blatt wird er vorgestellet, wie er auf einem grossen Blatt auf dem Wasser treibet, und in der Stellung, in welcher er den Brama erzeugete; hierher muß man auch die 52, 72. und 85. Abbildung rechnen. Das neunzigste Blatt stellet den Whistnou, nebst noch zwey andern Personen, vor, welche alle drey so zusammengefüget sind, daß sie nicht mehr, als eine ausmachen. Man findet hier deutlich genug die meinsten Gottheiten Griechenlandes und Egyptens; doch wie sie nach dem Sinn und den besondern abergläubischen Meinungen dieses Landes verändert sind. Hierunter sind zu rechnen der Jupiter pluvialis, von welchem Strabo redet, der Neptun, Apollo, Mercurius, Aesculapius, Diana, die Sonne, der Mond, u.a.m. Nicht weniger werden auch die Tugenden und Laster unter allerley Sinnbildern vorgestellet. Allein man nimmt nicht das geringste dabey wahr, welches mit der Verehrung des Sommonacodon, oder seines Bruders Thevatats einige Aehnlichkeit hätte: allem Ansehen nach, weil der Urheber niemalen in dem Königreich Siam gewesen.

Die

Die Ordnung erfordert es, daß wir auch von den Tempeln und Götzenbildern selbst reden, die man in Indien zu sehen bekommt. Diese Bilder so wohl, wie die Tempel werden beyderseits Pagoden genennet, wie nicht weniger auch eine kleine Münze dieses Landes, welcher um deswillen solcher Name beygeleget wird; weil diese Geldsorte allezeit das Bild eines Götzen zur Präge hat.

Von den Tempeln oder Pagoden.

Man trift in Indien beynahe nichts häufiger an, als die Tempel oder Pagoden. Man findet ihrer in den Städten, in den Pallästen, in den Häusern der Privatpersonen, mitten auf dem Feld, in den Wäldern, in Hölen, an den Seiten der Landstrassen und den Ufern der grossen Flüsse. Von dieser grossen Menge gehören einige vor einzelne Personen, und sind fast immer leer; andere aber stehen der ganzen Nation offen, und sind berühmt, wegen des Zulaufs der Leute aus den allerentferntesten Provinzen. Zu diesen werden sehr beträchtliche Unkosten erfordert, so wohl wegen der Auszierung derselben, als wegen Unterhaltung der Lichter, welche ohne Unterlaß darinnen fortbrennen, weil die meinsten Pagoden keine Fenster haben: hierzu kommt noch die Unterhaltung der Braminen, der Benjanen oder der Talapoins, nebst den Almosen, die den fremden Pilgrimmen ausgetheilt werden. Zur Bestreitung aller dieser Ausgaben haben ihnen die Könige grosse Einkünfte angewiesen, welche in Erhebung einiger Auflagen auf alle Arten von

Waaren (r), mit welchen in den umliegenden Gegenden Handlung getrieben wird, bestehen. Der Baron Tavernier hat uns die Beschreibung der vier vornehmsten Pagoden in Indien hinterlassen, nämlich von der zu Jagrenata, zu Banarou, zu Tripeti und zu Matura. Es wird genug seyn, wenn wir die Beschreibung von einer derselben hier mittheilen, aus welchen man ziemlich wohl auf die andern wird schliessen können.

Beschreibung der Pagode zu Matura.

Die Pagode zu Matura, an dem Weg von Agra nach Dehly, ist (s), wie die meinsten andern in Form eines Kreutzes erbauet, wovon ein Flügel so groß ist, wie der andere. Es sind ganz besondere Steine an diesem Gebäude. Ihre Farbe ist röthlich; sie blättern sich, wie unsere Schiefersteine, und man trift ihrer an, die funfzehen Schuhe lang, und neun bis zehen Schuhe breit sind, aber manchmal keine sechs Zolle in der Dicke halten. Der Tempel stehet auf einem grossen Grundraum von achteckigter Figur, der ganz mit Quatersteinen beleget ist. Ein innerhalb diesem Raum herumgeführter Mauerkranz theilet ihn gleichsam in zwey Stockwerke, welche beyde voller in Stein ausgehauener Figuren von Thie-

(r) *Abrah. Rogers*, Porte ouverte pour parvenir à la connoissance du Paganisme caché, Part. II, chap. 10.

(s) *Tavernier*, Voiages aux Indes, Tom. IV, chap. 12, pag. 157. et seq.

Thieren und besonders von Affen stehet. Man gehet auf zwey Treppen hinauf, die beyde sechzehen Staffeln hoch, aber sehr schmal sind; die eine gehet gegen die grosse Pforte der Pagode, und die andere hinten gegen das Chor hinauf. Aussen ist das Mauerwerk, wie der vorgedachte Mauerkranz, mit ausgehauenen Bildern von Thieren, insonderheit von Widdern, Affen und Elephanten ausgezieret; nebst dem sind auch viele Löcher in der Mauer, in welchen viele Bilder von allerley Ungeheuern stehen. In der Mitte des Gebäudes ist ein sehr hoher Dom, auf beyden Seiten aber noch zwey kleinere. Von dem Fuß an bis an den Gipfel sind in einer gewissen Weite von einander diese Dome mit vielen Fenstern durchbrochen, deren ein jedes fünf oder sechs Fuß hoch ist, und eine Gattung eines Erkers ausserhalb hat, auf welchem vier Personen neben einander Raum haben. Um diese Dome herum ist noch eine grosse Menge Mauerlöcher, gleichermassen wie die vorige voller Figuren, welche böse Geister vorbilden sollen. Ein Theil davon hat vier Arme, andere vier oder wohl noch mehr Beine; einige darunter haben Menschenköpfe auf Leibern von Thieren, welche noch mit Hörnern beladen sind, und lange Schwänze flechten sich um ihre Schenkel. Die Augen der Menschen werden ganz schüchtern bey dem Anblick so vieler Ungeheuer, die sich einem auf allen Seiten darstellen. Das Chor in der Pagode wird von einem Geländer von kleinen steinernen

Seulen umschlossen, die nicht mehr als fünf oder sechs Zolle in der Dicke haben; und in diesen Chor darf auser den vornehmsten Braminen kein Mensch gehen (t). Ich fragte einige von ihnen, so fähret Tavernier fort, ob man nicht den grossen Ram-Ram, das ist, das vornehmste Götzenbild, könnte zu sehen bekommen. Ich erhielte auch, vermittelst zwey Roupien, die ich ihnen in die Hände drückte, die Erlaubniß hierzu. Sie eröfneten mir eine kleine Thüre, mitten an den Schranken, und ich sahe durch dieselben ohngefähr funfzehen oder sechzehen Schuhe von der Thüre einen viereckigten Altar, der mit einem alten Stücke von Gold- und Silber-Brocat bedecket war, und darauf stunde der grosse Ram-Ram, das Götzenbild. Man siehet weiter nichts von ihm, als nur den Kopf, der aus einem sehr schwarzen Marmor gehauen ist, und an welchem zwey grosse Rubinen die Augen ausmachen. Der übrige ganze Leib, von dem Halß an, bis auf die Füsse, ist mit einem Rock von rothem etwas gesticktem Sammet bedecket, daher man die Arme nicht sehen kan. Auf beyden Seiten hat dieses Götzenbild zwey andere, die etwas kleiner sind, dergleichen wir schon von dem Sammonacodom angemerket haben; sie sind nur ohngefähr zwey Schuhe hoch, von weissem Marmor ausgehauen, und zwar auf eben die

Weise,

(t) *Huetius*, Demonstratio Evangelica, Prop. VI, cap. 6.

Weise, wie das vorige Götzenbild, doch etwas schlechter gekleidet, und werden Becchor genennet. Als Tavernier die Braminen fragte, wozu eine Art eines grossen Kastens dienete, der auf vier Rädern stunde, und mit einer Decke, auf welcher ein Haufen teuflischer Figuren gemalet war, bedecket wurde: so gaben ihm dieselbe zur Antwort, es wäre dieses ein Altar, den man hin und her führen könnte, auf welchen sie an Feyertagen ihren grossen Gott setzten, wenn er die andern Götter besuche, und wenn sie ihn auf ihr hohes Fest, sammt dem ganzen Volk, an den Fluß Ganges begleiteten. Die andere Götzenbilder des Whistnou, deren Abbildungen die meinsten Reisende in ihren Beschreibungen in Kupferstichen beygebracht haben, sind von dem gegenwärtigen darinnen unterschieden, daß man gemeiniglich ihre Glieder siehet, und daß sie vier Arme haben. Die Götzenbilder, so sich das Volk auf dem Land zu seinem eigenen Gebrauch verfertiget, und mit welchen es einen solchen Begrif verbindet, als ihm nur in den Sinn kommet, sind mehr ein Gegenstand des Lachens, als einer gottesdienstlichen Verehrung. Sie nehmen einen Stein oder ein Stück Holz, sie machen ganz grob weg eine Nase daran, und mit gelber oder rother Farbe ein paar Augen; worauf alsdenn die ganze Familie herbeyläuft, um diesen Gott anzubeten; der doch auch nur nach dem blossen Licht der menschlichen Vernunft nichts weiter, als lauter Verachtung verdienet.

Caravanen und Wallfahrten.

Es ist wahr, daß sie nicht der Meinung sind, als wenn sie durch ein solches ihnen eigenthümliches Götzenbild der Mühe überhoben wären, eine Wallfahrt nach einer von den eben genannten grossen Pagoden zu thun. Vielmehr ist es gewiß, daß alle Götzendiener (v), welche in den Ländern des grossen Mogols, und der andern Prinzen in Indien diesseits und jenseits des Ganges, wohnen, wenigstens einmal in ihrem Leben eine Wallfahrt nach einer der vornehmsten Pagoden unternehmen: es sey nun, daß dieser Gebrauch ursprünglich in diesem Land entstanden, oder daß die Mahometaner dazu Anlaß gegeben, deren berühmte Caravanen nach Mecca die Indianer nachahmen wollen. Die meinsten Wallfahrten geschehen nach der Pagode zu Jagrenate; weil dieselbe an dem Ganges stehet, und dieser Fluß bey diesen Leuten eine ganz besondere Hochachtung hat. Die Braminen und reiche Leute thun diese Wallfahrt alle vier Jahre, andere aber alle sechs oder acht Jahre. Sie laden die Götzenbilder ihrer Pagoden auf Tragebaaren, und sodenn ziehen viele Dorfschaften, oder eine ganze Stadt, mit einander, um die Caravane desto ansehnlicher zu machen. Den Armen, welche manchmal von drey bis vier hundert

(v) *Tavernier*, Voiage aux Indes, Tom IV, chap. XIII, *Abraham Rogers*, Parte ouverte pour parvenir à la connoissance du Paganisme caché, Part. II, chap. XVIII.

hundert Meilen herkommen, und die, aller Sparsamkeit ohngeachtet, dennoch nicht so viel zusammen bringen könnten, als sie zu dieser Reise benöthiget sind, stehen die Reichen mit ihren Mitteln bey, und geben sehr viele Almosen, um durch dieses der vornehmsten gottesdienstlichen Handlung ihrer Religion ein desto grösseres Verdienst zu erwerben. Ein jeder reiset, wie es ihm sein Vermögen und Stand anräth; ein Theil in Palankins oder Sänften, die man auf den Schultern träget: andere in Wagen; viele auf Ochsen und die Armen zu Fuß. Die Mutter ist mit den Kindern, und der Vater mit dem beladen, was sie zur Zubereitung ihrer Speisen benöthiget sind. Die *Braminen* theilen den vornehmsten von ihnen fünf oder sechs grosse Sonnenfächer aus, deren jeder ohngefähr acht Schuhe lang ist, und oben aus einem Cirkel bestehet, in welchen ein dünnes Tuch ausgespannet ist, fast in der Forme wie das Bret, womit die Becker das Brod in den Ofen schiessen. Um diesen Cirkel herum sind Schellen und Pfauenfedern angemacht, um dem Götzenbild, das auf dem prächtigen Palankin auf Küssen von Sammet oder Gold- und Silberbrocat sitzet, damit frische Luft zuzuwehen, und die Fliegen aus seinem Angesicht zu verjagen. Diese Sonnenfächer gehen von Zeit zu Zeit durch andere Hände, damit desto mehr Personen an dieser Ehre Theil nehmen möchten. Wenn nun die Caravane bey der Pagode, wohin ihre Wallfahrt gerichtet war, angelanget

langet ist: so erkundigen sich die vornehmste Braminen, welche bey dieser Pagode den Götzendienst abwarten, um das Vermögen eines jeden Pilgrims; sie legen denenjenigen, welche im Stand sind einiges Allmosen zu geben, nachdem sie bemittelt sind, eine Schatzung auf, und wenden, was sie empfangen, zur Erhaltung der Pagode und Ernährung der Armen an. Die ganze Ceremonie, so diese Heyden an dem Ort ihrer Wallfahrt verrichten, bestehet darinn, daß sie sich entweder in einem Brunnen, oder, wenn es die Gelegenheit leidet, in dem Ganges baden, und hernach sich vor dem grossen Götzenbild einstellen, woselbst der vornehmste Bramine ihnen mit gelber Farbe einige Striche über die Stirne und die Nase machet. Durch dieses Mittel hoffen sie die Erlassung ihrer Sünden zu erlangen; und glauben fest, daß, wenn ein Mensch, oder auch ein Thier so glücklich ist, in einer von diesen ihren vornehmsten Pagoden zu sterben: so würde seine Seele gerades Weges in den Ort der Glückseligkeit zu dem Whistnou oder Brama fahren.

Von den Braminen und ihren Vorrechten.

Diese in so grosser Hochachtung stehende Braminen (x) sind die Nachkommen der alten Brachmanen, von welchen wir in dem ersten Theil dieser Geschichte eine Nachricht ertheilet haben,

(x) *Bernard Picard,* in seinem Werk von den Religionen der ganzen Welt, handelt Tom. I. sehr weitläuftig hiervon.

haben, und deren Ansehen von einer Zeit zur andern nicht ab, sondern sehr zugenommen hat. Ihr Caste, oder ihre Ordnung, hat noch bis auf diese Stunde den obersten Rang im ganzen Staat. Der *Vedam*, den sie vor ein vom Himmel eingegebenes Buch halten, ohnerachtet es ein Werk eines *Braminen* ist, bestätiget ihnen diesen Vorzug (y), und giebt ihnen noch neue Vorrechte. Sie allein haben die Erlaubniß dieses Buch zu lesen, auszulegen und die Samscortanische oder Balisische Sprache, in welcher es geschrieben ist, zu lehren. Dieses Studium ist die vornehmste oder fast die einzige Beschäftigung in ihrem ganzen Leben: sie legen sich schon darauf, so bald nur die ersten Merkmaale einiges Nachdenkens bey ihnen zum Vorschein kommen; sie machen sich eine Ehre daraus, wenn sie viel begreiffen; und alle geben vor, daß sie neue Wahrheiten und neue Auslegungen dabey entdecketen.

Die Menge und Beschaffenheit der erhabenen Dinge, die in diesem Buch abgehandelt werden, eröfnet ihnen eine weitläuftige Laufbahne, in welcher sie sich üben können. In dem ersten Theil handelt der *Vedam* von der ersten Ursache, von der Materie, aus welcher die Elementen gemacht worden; von den Engeln, der Seele, der Belohnung der Frommen, und Bestra- Wovon der Vedam handelt.

fung

(y) *Abraham Rogers*, Porte ouverte pour parvenir à la connoissance du Paganisme caché, Part. I.

sung der gottlosen Menschen; von der Erzeugung der Creaturen, und ihrer Verderbniß; von der Sünde, dem Anfang derselben und den Mitteln deswegen Vergebung zu erlangen. Der andere Theil schreibet der Obrigkeit der ersten Ordnung Gesetze vor. Der dritte bestehet fast durchgehends aus Regeln der Sittenlehre, wodurch die Tugend gereitzet und in ihre völlige Stärke gesetzt, hingegen aber ein Abscheu vor allen Lastern erreget werden soll. Im vierten Theil wird die Einrichtung des Gottesdienstes, die Auszierung der Tempel, nebst den gottesdienstlichen Gebräuchen bestimmet, die man an Festtagen und bey dem Opfern in Acht zu nehmen hat. Allein die **Braminen** sagen, der **Vedam** wäre schon seit langer Zeit nicht mehr vorhanden, und sie hätten dieses Unglücke fast allein zu bedauren; indem die Macht, der Rang und alles Ansehen, so ihnen der **Vedam** beylegete, zu gleicher Zeit verlohren gienge *).

Die Ehrenbezeugungen.

Nichts desto weniger ist es ihnen nicht unbekannt, daß ihre Ordnung unter allen anderen im größten Ansehen stehet; und dessen wissen sie sich auch wohl zu bedienen. Sie wissen, daß sichs die Könige vor keine geringere Ehre schätzen, Mitglieder ihres Ordens zu seyn, als die Krone auf ihrem Haupt zu tragen: daß es wegen dieses ihres Ansehens kommt, daß sie die ansehnlichen Stellen der Secretairs, der Abgesandten und Staatsräthe bekleiden; daß eben aus dieser Ursache

*) Siehe hiernächst den Anhang zu diesem II. Theil.

sache ein König sich nicht getrauen werde, einem Braminen etwas böses zu bezeigen; und daß der Staat verbunden ist, vor den Unterhalt derjenigen zu sorgen, die das Glücke nicht mit genugsamen Mitteln versehen hat. Die Erniedrigungen, die Hochachtungsbezeugungen, und die Verehrung des gemeinen Volks, sind noch weit grösser. Sie allein werden in allem um Rath gefraget; man glaubet, es seye niemand verständig, klug und gelehrt, als nur sie; ihre Worte werden als göttliche Aussprüche angesehen; und ihre Entscheidungen sind lauter Orakel. An der ganzen *malabarischen* Küste ist der Gebrauch, daß, sobald nur ein *Bramine* in ein Hauß tritt, der Haußherr sich hinweg begiebt, ihm seinen Platz abtritt, und ihn allein bey seiner Frau lässet (z). Sie haben Tempel und so genannte Klöster, zu welchen junges Frauenzimmer verordnet ist (a). Dieselben lassen sie an gewissen Feyertägen kommen; sie essen, trinken, singen und tanzen mit ihnen ihren Götzen zu Ehren, und schicken sie nach den Festen ihren Eltern wieder zurücke; allein diese Gemeinschaft höret auf, so bald das Frauenzimmer verheurathet ist. Bey ihren Hochzeiten gehet ein neuer Mißbrauch vor, der mit dem vorigen überein kommet. Der Neuvermählte (b)

 führet

(z) Mandelslo, ostindianische Reisebeschreibung, pag. 269.

(a) *Marcus Paulus*, cap. XXIV.

(b) Mandelslo, ostindianische Reiseb. pag. 166.

führet die ihm versprochene Braut zu einem Braminen, und bittet ihn, sie so lange bey sich zu behalten, als es ihm gefällig seyn möchte; und davor wird dem Braminen oftmalen noch seine Gefälligkeit bezahlet, wenn der neue Ehemann seine Frau wieder von ihm hohlet; weil man der gewissen Meinung ist, ein Ehestand, den ein Bramine angefangen habe, könne unmöglich anderst, als glücklich ausfallen. Die Männer, welche verreisen, lassen ihre Weiber indessen einem von diesen betrüglichen Priestern, und ersuchen ihn ihren Platz während ihrer Abwesenheit einzunehmen.

Ursachen dieser Gebräuche.

Dieses Vertrauen und dieses Vorrecht haben die Braminen nichts anders zuzuschreiben, als der äusersten Unwissenheit der Indianer, deren sie durch tausenderley Dinge, womit sie andere betrügen können, mißbrauchen. Solches geschiehet durch die scheinbare Härtigkeit ihrer Lebensart, die von aussen das vollkommene Ansehen einer strengen Busse hat; es geschiehet durch öfteres drey oder viertägiges Fasten, wobey sie sich überhaupt aller Speisen enthalten; es geschiehet durch die Verrichtungen, deren sie bey den Opfern abwarten müssen; es geschiehet durch das Recht, so ihnen zukommet, mit Ausschlüssung aller anderen Personen in dem Vedam zu studiren: indem man davor hält, sie allein könnten den Sinn desselben begreifen und in die Geheimnisse eindringen; es geschiehet durch die Unterweisung der Jugend, deren sie die Anfangsgründe des Lesens,

sens, Schreibens, der Rechenkunst, und die Grundsätze der Religion, welche sie allezeit nach ihrem Vortheil drehen, beybringen; es geschiehet durch die falschen Wunderwerke, welche sie ihren Gottheiten zuschreiben; endlich geschiehet es durch die Deutungen des Flugs der Vögel, und aller Erscheinungen, die sich etwann an dem Himmel sehen lassen, und durch die eitle Grillen von der ungewissen Astrologie, auf welche sie sich mit ungemeinem Eifer befleißigen. Diejenigen, welche begierig seyn sollten, die verschiedene Secten, in welche sie unter einander zertrennet sind, kennen zu lernen, die müssen wir zum *Abraham Rogers* und *Bernard Picard* verweisen. Man erkennet sie insgesamt an der dreyfachen Schnur (c), welche sie, von dem fünften Jahr ihres Alters an, an dem Halß tragen, und über die Brust herunter hängen lassen. Wie nun dieses ein Zeichen aller ihrer Ehrenämter und Vorzüge ist; so theilen sie dieselbe zuweilen, aus einer ganz besonderen Gnade, auch Personen aus anderen Ordnungen mit, um sich dadurch wegen ihres Eifers und ihrer Wohlthaten erkenntlich zu erweisen.

Die *Benjanen* machen wieder eine andere Ordnung aus, welche weit zahlreicher ist, und beynahe in eben so grossem Ansehen stehet. Man rechnet unter ihnen drey und achtzig Hauptsecten (d), ohne die andern geringere zu rechnen, deren

Von den Benjanen.

(c) *Abrah. Rogers*, Porte ouverte pour parvenir &c. Part. I, chap. VIII.

(d) Mandelslo, ostindianische Reiseb. pag. 166.

fast eine unzählige Menge ist, weil schwerlich eine einzige Haußhaltung wird gefunden werden, die nicht ihre besondere abergläubischen Meinungen und Gebräuche habe. Die Benjanen machen nicht so wohl eine besondere Gesellschaft, als nur eine solche Gattung von Menschen aus, die sich äuserst bestreben, das Ansehen einer sehr ordentlichen und arbeitsamen Lebensart zu erhalten. Einige von ihnen sind Schlosser, oder Hufschmiede, andere Zimmerleute, Schneider, Schuster, Schwerdtfeger, Soldaten, Schreiber; kurz, es giebt ihrer von allen nur erdenklichen Professionen. Die von der Secte des Ceurawath stehen in den grösten Ansehen; und aus diesen suchen auch die andere ihre Priester aus.

Ihre Opfer.

Die öffentliche Verehrung, so der Teufel nicht von den Braminen erhalten kan, wird ihn mit vielen Umständen von diesem neuen Geschlecht von Opferpriestern erwiesen. Es befindet sich in dem Pallast des Königs von Calicut (e) ein Tempel von mittelmäßiger Grösse, in welchem eine ungemeine Anzahl von allerhand Teufelsbildern gemalet ist, die zwar nicht viel grösser, als eine Medaille, aber lauter so abscheuliche Figuren sind, daß man schwerlich heßlichere in unseren Ländern zu Gesichte bekommen wird. In diesem Gebäude ist kein anderes Licht, als was von der Menge der Lampen herkommet, die es erleuchten.

In

(e) *Pierre van Caerdem*, dans le Recueil des Voiages des Hollandois, Tom. III, pag. 680.

In der Mitte dieser Gattung von einer Höle ist ein kupferner Thron, auf welchem ein aus dem nämlichen Metall gegossener Teufel sitzet, auf dessen Haupt eine vielfache Krone gesetzt ist, unter welcher sich drey grosse Hörner zeigen, und vier andere eben so schöne Hauptzierrathen steigen aus seiner Stirne hervor. Sein grosser Rachen ist weit aufgesperret, und aus demselben gehen vier Zähne hervor, fast wie die Hauzähne an den wilden Schweinen; er hat eine grosse Habichtsnase, weite und schielende Augen, eine ergrimmte und entsetzliche Gesichtsbildung; Finger, wie die Klauen der Raubvögel, und seine Füsse kommen den Füssen der Hahnen gleich. Er hat auf der Zunge und in der einen Hand zwey beynahe runde Figuren, welche die *Indianer* vor zwey Seelen ausgeben, die er eben verschlingen will. Die *benjanischen* Priester, so bey diesem erschrecklichen Ungeheuer die Dienste verrichten, sind verbunden, sich alle Morgen in Rosenwasser, oder einem andern wohlriechenden Wasser, zu baden, und mit wohlriechendem Räuchwerk um ihn her zu räuchern. Wenn sie selbiges verbrennen, müssen sie auf den Knien liegen; in dieser Stellung wenden sie sich mit ihrem Gebet, ihren Gelübden und Opfern an ihn; und wenigstens bringen sie ihm wöchentlich einmal ein Opfer. Nachdem der Priester vorhero Halbstiefel von Silberblech angezogen, so bestreuet er den Altar mit Blumen, Gewürzen und Specereyen; einen andern Theil davon wirft er auf Rauchpfannen

mit glüenden Kohlen, von welchen alsdenn ein dermassen dicker Rauch aufsteiget, daß man das Götzenbild nicht mehr davor sehen kan. Hierauf wird mit einem, allein zu diesem Gebrauch bestimmten, silbernen Messer ein Hahn geschlachtet, und das Blut, so man gleichfals in die Rauchpfannen tropfen lässet, verzehret sich mit dem Räuchwerk. Inzwischen aber, da dasselbe in einen Dampf aufgelöset wird, nimmt der Benjane ein wenig Getreyde in die Hand, und gehet rücklings aus der Pagode, so daß er seine Augen beständig auf das Götzenbild gerichtet hat. Wenn er nun auf solche Weise bis zu einem auserhalb des Tempels stehenden Baum gekommen ist; so streuet er die Frucht aus, welche er in den Händen hielte; hernach leget er seine Hände auf den Kopf, kehret wieder zum Altar zurücke, und ziehet seine Opferkleider aus.

Ihre Sitten und Gewohnheiten.

Die Lebensart, Sitten und Gewohnheiten der Benjanen sind nichts anders, als ein Gewebe von lauter Grillenfängereyen und abergläubischen Dingen. Darauf läuft ihre ganze Religion hinaus: und man kan nicht sagen, daß sie das geringste gewisse in ihrer Vorstellung von der Gottheit haben. Weil sie durch ein betrübtes Vorurtheil einen beständigen Kreiß von lauter Seelenwanderungen glauben (f): so erkennen sie weder eine Hölle, noch ein Paradies; sie be-

(f) Mandelslo, ostindianische Reisebeschreibung, pag. 167. & seq.

behaupten, die Seelen giengen ohnaufhörlich aus einem Körper in den andern, und führen so wohl in den Leib eines Thieres, als eines Menschen. Ein unbekanntes Schicksal ist, nach ihrer Meinung der Ursprung der Welt, und eben dasselbe lenket auch noch itzo alle, sich in der Welt ereignende Begebenheiten. Nichts destoweniger halten sie doch auch dafür, die Sonne, der Mond, die andern Gestirne, die Erde, die Thiere, die Bäume, die Metalle, und andere sichtbare Dinge hätten in sich selbst die ersten Ursachen ihrer Entstehung, und ihrer Bewegung; und überdas, es wären zwey Sonnen und zwey Monden, welche wechselsweise scheineten. Die vor andern fromme Leute haben allezeit einen Besen in der Hand, um die Plätze, wo sie gehen, oder wo sie sich niedersetzen wollen, vorher abzukehren; damit sie ja nicht etwann ein Ungezieser zertreten möchten, in welchem die Seele irgend eines Anverwandtens, eines Freundes, oder sonst eines rechtschaffenen Menschens stecke. Aus eben dieser Ursache machen sie niemalen in ihren Häusern ein Feuer an, sie brennen auch keine Lichter und trinken kein kaltes Wasser, indem sie in Furcht stehen, es möchte ein Thierchen dabey umkommen; sie kochen es vorhero in dem Hauß eines Nachbarn ab, der sich nicht so viel um dergleichen Kleinigkeiten bekümmert, wie sie. Es mag zu einer Jahreszeit seyn, zu was vor einer es wolle, so gehen sie doch allezeit mit blossem Haupt und Füssen, und einem Stab in der Hand. Ein Stücke

Tuch, das von dem Gürtel an, bis an die Knie reichet, machet alle ihre Kleidung aus; einige wenige haben über dieses noch ein Stücke Tuch in der Breite eines Schaaffelles, womit sie ihre Brust bedecken. Nur allein ihre Priester sind mit einem langen Rock bekleidet, und tragen eine Mütze von aufgewickeltem Tuch, welche einem Turban ziemlich nahe kommt. Die Weibspersonen tragen eine Kleidung, in welcher ihre Leibesbildung wohl wahrzunehmen ist, indem sie besonders wohl anlieget, ohnerachtet sie forn von dem Halß an, bis auf den Gürtel offen stehet. Dieses Frauenzimmer gehet unter allen andern von dieser Nation am kostbar-sten daher: und das zwar nicht nur in Ansehung der reichen Stoffe, von welchen ihre Kleidung gemacht ist; sondern hauptsächlich in Ansehung der Perlen und Edelgesteine, die sie an dem Kopf oder an ihren Armbändern tragen. Sie geben sich Mühe, daß sie recht schwarze Zähne bekommen möchten, und sagen, diejenige, welche weisse Zähne haben, wären den Hunden und Affen darinnen ähnlich. Das Gesetz der *Benjanen* spricht sie von dem Gebrauch frey, daß sie sich mit ihren Männern verbrennen lassen; doch sind sie dadurch angehalten, beständig im Witwenstand zu verbleiben. Diejenige Weiber, die sich nicht hierzu entschliessen können, müssen sich unter die öffentlichen Dänzerinnen oder die Comödiantinnen begeben; und werden alsdenn, eben wie

diese

diese, vor liederliche Weibspersonen gehalten (g).

Auser den Benjanen ist in dem Königreich Guzurate noch eine andere Art von Heyden, welche Parsis genennet werden. Dieses sind ihrem eigentlichen Ursprung nach Persianer (h), die sich in dem siebenden Jahrhundert in dieses Land flüchteten, als es der erste Calif, Abubekker, unternahme, die mahometanische Religion in ihrem Vaterland einzuführen. Als der König, welcher zu selbiger Zeit über Persien und Chorasan herrschete, sahe, daß es ihm unmöglich wäre, sich diesem Vorhaben mit genugsamen Kräften zu wiedersetzen; begab er sich zu Ormus mit achtzehen tausend Mann zu Schiffe, und stiege in Indostan ans Land. Der König von Cambaya, der, wie er selbst, ein Heyde war, nahme ihn auf, erlaubte ihm in seinem Königreich zu bleiben, und daselbst zu leben, wie er nur wollte. Diese Freylassung des Götzendienstes zoge eine grosse Anzahl Persianer dahin, die aus Abscheu vor der mahometanischen Religion von Zeit zu Zeit ihre Zuflucht hieher nahmen, und auch

Von den Parsis.

(g) Olearius beschreibet den Danz und die Sitten dieser Weiber in seiner persianischen Reisebeschreibung, pag. 720. Anciennes Relations Arabes traduites par l'Abbé *Renaudot*, pag. 56. et seq.

(h) Mandelslo, ostindianische Reisebeschreib. pag. 180. et seq.

auch beständig ihre Sitten und Religion beybehalten haben. Der Haß, den die Mahometaner gegen diese Leute tragen, ist unversöhnlich; und das war auch die Ursache, warum Tamerlan (i) eine so grosse Menge Guebren niederhauen liesse, als er sich von Indien Meister machte; denn diese Guebren, welche Tavernier Gauren nennet, sind einerley mit den Parsis.

Ihre Religion.

Sie glauben an einen GOtt, der das ganze Weltgebäude erschaffen hat und erhält; welcher allein und unmittelbar in alle Dinge wirket; der aber jedoch die mittelbare Besorgung alles dessen, was die Geschöpfe angehet, sechsen seiner vornehmsten Diener und sechs und zwanzigen von einer geringeren Ordnung anvertrauet hat, die verbunden sind, ihm von ihrer besondern Verwaltung Rechenschaft abzulegen. Weil sie nun davor halten, ein jeder von ihnen habe eine ganz uneingeschränkte Gewalt über die Dinge, über welche ihnen GOtt die Verwaltung anvertrauet hat: so beten sie solche an, und richten in verschiedenen Umständen ihre Gebete an sie, und sind der gewissen Zuversicht, daß ihnen GOtt nichts abschlagen werde. Von allen Geschöpfen ist keines schätzbarer, und heiliger vor sie, als das Feuer

(i) *D'Herbelot,* Bibliotheque orientale unter dem Wort *Timur.* *Petit de la Croix,* Histoire de Timur-Beg. Liv. III, chap. XXIV, pag. 207.

Feuer (k): denn sie glauben; dasselbe stelle die Gottheit vollkommen wohl vor. Daher unterhalten sie dasselbe aufs heiligste; sie unterfangen sich nicht ein Licht auszublasen, oder eine Feuersbrunst, die ihre Wohnung nebst der Nachbarschaft in Asche zu verwandeln drohet, vermittelst Zugiessung des Wassers auszulöschen; es ist ihnen nur erlaubt, Erde hinein zu werfen, um dadurch die Flamme zu ersticken. Die allergrösseste Ursache zur Betrübniß vor sie ist, wenn das Feuer in ihren Feuerheerden dermassen verloschen ist, daß sie auserhalb wieder anderes hohlen müssen. Sie haben weder Tempel, noch andere öffentliche Oerter, zur Ausübung ihres Gottesdienstes. Die Häuser der Privatpersonen sind ihre gemeine Sammelplätze, woselbst sie den ersten und zwanzigsten Tag eines jeden Monats, den sie mit dem Neumond genau anfangen, zusammen kommen. Ihre Priester, die wie andere Leute gekleidet gehen, sind an weiter nichts, als einem schlechten wollenen Strick, oder einem Seil von Kameelhaaren zu erkennen, woraus sie sich einen Gürtel machen, den sie mit zwey Knoten auf dem Rücken zubinden. Dieses Zeichen ihrer Religion und Standes wird von ihnen so hoch gehalten, daß, wenn sie es von ohngefähr verliehren, sie weder essen, noch trinken, noch reden, noch von dem Platz weggehen können, an wel-

(k) *Tavernier*, Voiages aux Perses, Lib. IV, chap. VIII.

welchem sie sich befinden, bis daß man ihnen von dem Priester, der diese Binden verkaufet, eine andere bringet.

Ihre Gesetze und Sitten. Diese Priester und Lehrer stehen bey ihnen in grosser Hochachtung. Die Parsis geben ihnen Lebensmittel genug, daß sie ihre Weiber und Kinder überflüssig erhalten können; ob es gleich auch einige giebt, die ihres Standes ohngeachtet auch noch Handlung treiben. Jedoch stehen diese nicht in so grossem Ansehen, als die andern, welche sich auf weiter nichts legen, als daß sie die Kinder lesen und schreiben lernen, und sich einzig und allein befleissigen, das Volk in dem Gesetze zu unterweisen. Durch dieses Gesetze ist ihnen verbothen, von etwas, das ein Leben hat, zu essen; und dieses Gebot überschreiten sie nicht, als nur in einem Nothfall, oder zu Kriegszeiten; bey welchen Umständen sie den Genuß des Schaaffleisches, Hirschwildprets, Geflügels und der Fische erlaubt zu seyn erachten. Der Elephant, das Kameel, das Pferd, der Hase, und noch viel mehr die Ochsen und Kühe, sind bey ihnen heilige Thiere; und sie scheuen sich nicht zu sagen, sie wollten lieber von dem Fleisch ihres Vaters und ihrer Mutter essen, als von dem Fleisch der beyden letztern Thiere. Eine Ausschweifung im Weintrinken, ist vor sie eine verdammenswürdige Sünde, welche nicht kan versöhnet werden, als nur durch eine strenge Busse, welche man auszuhalten verbunden ist, oder im Gegentheil von ihrer Gemeinschaft ausgeschlossen wird. Der

Ehe-

Ehebruch und andere dergleichen Sünden mehr, sind bey ihnen so ungemein grosse Verbrechen, daß sie dieselben mit dem Tod bestrafen würden, wenn sie die Verwaltung der Gerichtsbarkeit in den Händen hätten. Allein diese Gerichtsbarkeit ist ihnen so wohl von den alten Königen, als den Mogols, beständig abgeschlagen worden. So viel ist ihnen nur erlaubt, daß sie einige der angesehensten Leute aus ihrer Nation erwählen dürfen, um die Streitigkeiten, so unter ihnen entstehen möchten, abzuthun. Wenn ein Parsis von einer Krankheit befallen wird, die ihm augenscheinlich dem Tod zur Beute giebt: so ziehet man ihn aus seinem Bette, und leget ihn auf grünen Rasen. So bald er verschieden ist, trägt man ihn auf einen mit hohen Mauern umfangenen Kirchhof, etwann eine Meile von der Stadt, woselbst er unter freyen Himmel hingesetzet wird, und den Raubvögeln zur Speise dienet. Sodenn begräbet man seine blossen Gebeine, und zugleich auch den Wasen, auf welchem er seinen Geist aufgegeben hat. Es geschiehet nicht ohne Grund, daß man vorgiebt, diese Parsis hätten das grosse Fest, so jährlich der Sonne zu Ehren gefeyert wird (l), zuerst nach Indien gebracht; und es ist ja nichts unbekanntes, daß dieses Gestirne jederzeit der Haupt-Gegenstand der Religion der Persianer gewesen.

Die

(l) *Abraham Rogers*, Porte ouverte pour parvenir à la connoissance du Paganisme caché, Part. II, chap. XIII.

Lehren der Goeghy.

Die Grenzen, so wir uns vorgeschrieben haben, erlauben uns nicht, in eine weitläuftigere Beschreibung der mancherley Secten oder Religionen, die man in dem Gebiete des Mogols, und an der ganzen Küste von Malabar beobachtet, uns einzulassen. Ohneracht ihrer hier fast eine unzählbare Menge anzutreffen ist, weil sie alle ihren Ursprung aus der Einbildungskraft und den wunderlichen Einfällen der Sterblichen nehmen: so kommen sie doch insgesammt in Ansehung der Hauptglaubenslehren entweder auf die Lehrsätze der Braminen, oder aber der Benjanen hinaus. Ein wenig mehr Reinigkeit in dem Glauben, unterscheidet die Goeghys zu ihrem Vortheil von andern Secten. So sehr sie wegen ihrer ordentlichen und strengen Lebensart von den Anführern einer andern Secte gehasset werden: so sehr werden sie auch von dem gemeinen Volk geliebt, hochgehalten und verehret; denn wenn dieses ihnen begegnet, so wirft sichs zur Erde nieder, und ersuchet aufs demüthigste um ihren Seegen. Sie glauben (m) ihr Gott Bruin, habe alle Körper erschaffen, die unter dem Himmel sind; und diese unendliche Macht, wodurch er sie in ihrer Fortdauer erhält, könne sie auch wiederum verderben, zu Grunde richten und in nichts verwandeln. Sie sagen, es seye kein Bildniß eines Menschen, oder irgend eines Thieres

(m) Mandelslo, ostindianische Reisebeschreibung, pag. 175.

res, wodurch er könnte vorgebildet werden; indem er ein Licht seye, das weder durch unser Gesicht könne begriffen, noch durch unsern Verstand könne vorgestellet werden: Denn da er die Sonnne selbst erschaffen habe: so wäre ja eben nicht zu bewundern, daß die Urquelle einer so unvergleichlichen Helligkeit, weder könne angeschauet, noch durch die Einbildungskraft eine Vorstellung davon erlanget werden. Sie halten nichts von der Seelenwanderung und den daher entspringenden Lehrsätzen. Hingegen halten sie davor, daß die Seelen nach ihrer Absonderung von ihrem Leibe gerades Weges sich zum Gott Bruin begäben, um in Ewigkeit mit ihm zu leben, und mit seinem Glanz vereiniget zu seyn. Die Fasten und strenge Uebungen, so unter dieser Secte gewöhnlich sind, sind sonsten fast jedermann unglaublich.

Von den Talapoins, oder Priestern in Siam.

Ihre Glaubenslehren und ihre Lebensart kommen in vielen Stücken mit den Lehrsätzen und dem Leben der *Talapoins* überein. Diese Priester in *Siam* (n), welche durch ihre ordentliche Aufführung weit über andere erhaben werden, beobachten mit höchster Strenge ein gewisses Systema von moralischen Lehrsätzen, von wel-

(n) Mandelslo, ostindianische Reisebeschreib. pag. 323. et seq. P. *Tachard*, Voiages de Siam, pag. 418. et seq. *La Loubere*, Rélation de Siam, Tom. I, chap. 17.

welchem sie sich niemalen entfernen. Dasselbige begreift mehr, als hundert und zwanzig Artickel in sich, davon die vornehmsten sind, daß sie sich täglich zweymal in den Tempel verfügen, des Morgens nämlich und des Abends, und darinnen ihr Gebet verrichten; daß sie völlig bedecket seyen; daß sie niemalen eine Weibsperson berühren; daß sie nicht einmal mit einer allein reden sollen; auch nicht einmal eine ansehen, wenn sie ihnen auf der Strasse begegnet; daß sie mit gröster Sittsamkeit und niedergeschlagenen Augen einhergehen sollen; daß sie allezeit einen Sonnenfächer tragen, und solchen vor das Angesicht halten sollen, um auf solche Weise die Ausschweifungen ihrer Blicke zu verhindern; daß sie niemalen einem bösen Gedanken Raum geben sollen; daß sie ihre Speise nicht selbst zubereiten, sondern so zu sich nehmen sollten, wie man sie ihnen gäbe; daß sie nur von dem Almosen leben sollten, die sie in der Stadt zusammen betteln, wobey sie dennoch nicht in die Häuser gehen, und vor den Haußthüren nicht länger stehen bleiben sollen, als ein Ochse Zeit brauchet, wenn er trinket; daß sie ihre Schüler und das Volk im Gesetz unterweisen sollen; daß sie sich selbsten kasteyen, und einigemal die Zeit ihres Lebens ein ganzes Jahr lang Busse thun sollen. Ein Theil dieser Gattung von Busse bestehet darinnen, daß sie vierzehen Nächte nach einander im Monat Februar mitten auf dem Felde bleiben, und den Thau des Himmels auf sich fallen lassen, dabey

auch

auch einer dem andern ihre Sünden bekennen; daß sie die Monate Julius, Augustus und September über des Tages nicht mehr, als einmal essen sollen; daß sie gewisse Worte in balischer Sprache nach einem Rosenkranz von hundert und acht, oder hundert und achtzig Körner hersagen, wie ich auch gesehen habe, daß die Türken solches thun; daß sie keinen Layen grüssen; daß sie sich gegen jedermann sanftmüthig und barmherzig aufführen; daß sie die Sclaven loßkaufen, und die Pilgrimme aufnehmen; daß sie ihnen alles gutes thun, so nur in ihrem Vermögen stehet; daß sie aufrichtig seyn und die Wahrheit beständig im Munde führen; daß sie keinen Zweifel in Ansehung der Religion hegen; daß sie sich öfters die Haare, den Bart und die Augenbräunen abscheeren; daß sie allezeit mit blossem Haupt einhergehen sollen; und was dergleichen mehr ist.

Sie halten oftmalen Reden an das Volk, um es zur Ausübung der Tugenden zu ermahnen, sonderlich aber zur Freygebigkeit gegen Menschen und Thiere. Derjenige, welcher prediget, sitzet mit geschränkten Beinen auf einem kleinen erhabenen Schauplatz, der mit Teppichen bedecket ist. Er fängt seine Rede mit einem sinnreichen Spruch des Sommonacodon an; hernach erkläret er die fabelhaften Geheimnisse dieses Buchs durch verblümte Redensarten, durch Vergleichungen und Gleichnüsse nach dem Geschmack der morgenländischen Völker. Das Volk, so auf den Knien lieget und auf den Fersen Ihre Predigten.

T 2 sitzet,

sitzet, höret mit vieler Ehrfurcht zu; es hat die Hände zusammen gefalten, und hebet solche von Zeit zu Zeit in die Höhe, wobey es ruffet: **Das ist das Wort GOttes, o lautere und reine Wahrheit!** Es sind gewisse Tage bestimmt, an welchen von sechs Uhr des Morgens an, bis um sechs Uhr des Abends geprediget wird; und das zwar ohne weitere Unterbrechung, auser, wenn der *Talapoin*, welcher sechs Stunden lang prediget, abgelöset wird. Diese lange Reden fallen den Zuhörern nicht beschwerlich, vielmehr halten sich dieselben beständig in einer erneuerten Aufmerksamkeit, und erkühnen sich nicht einmal zu husten, oder den Kopf zu verdrehen. Diejenige Priester, welche oft predigen, werden leichtlich reich; weil sie bey jeder Rede, so sie halten, häufige Almosen bekommen.

Ihre Klöster. Eine einsame und der Betrachtung völlig gewidmete Lebensart vermehret noch die Hochachtung, die man ohnedem schon gegen sie heget. Die wahren *Talapoins* kommen sonst nicht in der Stadt zum Vorschein, als wenn sie ihrer Amtsverrichtungen abwarten wollen, oder wenn sie ihren Unterhalt suchen. Man kan sagen, daß sie vollkommen wie Mönche leben (o), und zwar in Klöstern, wobey die Gebäude von Bambouc oder Seerohr so gebauet sind, daß sie einen gewissen Platz umschliessen; in denselben befinden sich

(o) *La Loubere*, Rélation de Siam, Tom. I. chap. XVII.

sich eine oder mehr Reihen kleiner Zellen, welche durchs ganze Gebäude ordentlich eingetheilet sind. In der Mitte stehet der Tempel des *Sommonacodon*, der mit Spitzseulen und einer Mauer umgeben ist, die nicht mehr als eine oder zwey Oefnungen hat. Gedachte Zellen sind kleine von einander etwas abstehende und mit kleinen Pfeilern einige Schuhe von der Erde erhabene Häuser. Dasjenige, in welchem ihr Vorsteher wohnet, ist eben so beschaffen, wie die andere, nur daß es ein wenig geräumiger und erhabener ist. Sie werden von der Wand um den Tempel durch einen grossen Raum abgesondert, welcher gleichsam den Hof des Klosters vorstellet. An statt dieser gedachten Wand ist auch manchmal eine Mauer, welche das Erdreich, so der Tempel mit den Pyramiden einnimmt, einschliesset; zuweilen aber befinden sich auch an deren Stelle bedeckte Gänge, wie die Klostergänge in den Häusern unserer Mönche; und auf der Mauer längst der einen Seite dieser Gänge, welche nicht höher ist, als daß man sich bequemlich daran lehnen kan, wird eine grosse Anzahl von Götzenbildern hingesetzt, die da grösten Theils vergoldet sind. Eine jegliche Gesellschaft dieser *Talapoins* stehet unter einem Vorgesetzten, welcher *Sancrat* genennet wird; jedennoch hat derselbe keine Gewalt oder Oberherrschaft über einen andern von seines gleichen. Man hält davor, man habe Ursache vor der ganzen Ordnung dieser Priester sich allzu sehr zu fürch-

ten, wenn sie ein höchstes Oberhaupt aus ihrem Mittel hätten, und sonsten allezeit gemeinschaftlich sich einer Sache annähmen. Ohnerachtet nun unter diesen Vorgesetzten keiner dem andern unterworfen ist; so sind dennoch einige vornehmer und angesehener, als andere. Der König von Siam, giebt den Vornehmsten einen Namen, einen Sonnenschirm, einen Tragsessel und Bediente, die sie tragen müssen. Sie bedienen sich aber dieses Staats selten bey anderer Gelegenheit, als wenn sie dem König ihre Aufwartung machen wollen; und die gemeine *Talapoins* müssen niemalen diesen Tragsessel ihrer Vorgesetzten tragen. Die vornehmste Verrichtung des *Sancrat* ist, daß er über die ihm anvertraute Gesellschaft die Aufsicht führet, und zugleich auf die Schulen Acht hat, in welchen die *Talapoins* die Jugend, oder diejenigen, welche sich zu ihrem Stand begeben wollen, unterrichten müssen.

Warum ihrer eine so grosse Menge?

Wenn man weiter nichts in Erwägung ziehet, als die harte Strengigkeit, zu welcher sie vermöge ihres Standes verbunden sind: so siehet man nicht so gleich die Ursache ein, warum eine solche Anzahl dieser Priester vorhanden ist, noch auch, wie es möglich ist, daß Leute unter denselben gefunden werden, die da weder die Vorzüge, noch die wahrhafte Belohnung der Tugend kennen. Allein der Hochmuth, eine geheime Gefälligkeit, die Hochachtung des Volks, und mehr, als das alles, die Lust zum

Müssig-

Müssiggang, das sind die Bewegungsgründe diesen Stand zu ergreiffen. Da der meinste Theil nichts im Vermögen hat und kein Handwerk verstehet; so leben sie sehr bequemlich von dem, was ihnen geschenket wird, und man schätzet sich glücklich, wenn man ihnen Almosen giebt, in der Hofnung dadurch seine Fehler auszulöschen. Zudem ist der König von *Siam* berechtiget, seine Unterthanen das ganze Jahr hindurch zu allerhand öffentlichen Arbeiten zu gebrauchen, und die *Talapoins* ganz allein sind davon sechs Monate lang ausgenommen. Das sind die wahrhaften Ursachen, warum ihrer so viele sind. Wie nun dem König daran gelegen ist, daß ihr Stand auch seine Beschwerlichkeiten habe; indem sonsten jedermann zu demselben treten möchte: so giebt der König auch sorgfältig darauf Acht, daß sie ihre Gesetze auf das genaueste beobachten. Insonderheit ist er wegen des Artickels von beständiger Enthaltsamkeit ganz unerbittlich; und wer etwas dagegen verbricht, hat ohnausbleiblich zu gewarten, daß er lebendig verbrannt werde. Um ihre Anzahl zu vermindern, geschiehet es auch wohl, daß er sie examiniren lässet, ob sie etwas verstehen; und es trägt sich zuweilen zu, daß er, ehe man sichs versiehet, einige tausend von ihnen absondern lässet, unter dem Vorwand ihrer Unwissenheit oder Unfähigkeit.

Von den Fakkirs.

Man könnte zu den Talapoins noch eine andere Gattung falscher Liebhaber eines einsamen Lebens rechnen, die durch ganz Indien zerstreuet sind. Dieses sind die Fakkirs (p) oder freywillige Armen; und nach der Meinung des Baron Tavernier sollen derselben in Indien mehr, als achtmal hundert tausend anzutreffen seyn. Ohngeachtet dieselben theils Götzendiener, theils auch Mahometaner sind (q): so sind doch ihre Lebensart u. ihre Grundsätze fast vollkomen einerley. Es ist keine Secte so ausschweifend, und auch keine so voller schändlichen Dinge und Betrügereyen, als eben diese. Man kan die Fakkirs vor allen andern Leuten gar leicht erkennen. Einige machen sich groß mit einer schändlichen Blösse, die der Natur zuwider läuft, und mit einer garstigen Unflätigkeit, die jedermann zum Eckel reitzen muß. Niemals darf sich ein Scheermesser, eine Scheere oder ein Kamm ihren Leib nahen. Ein grosser und verwirrter Bart, überaus lange und wie Borsten stehende Haare bedecken den magern und von der Hitze der Sonnenstrahlen ganz verbrann-

(p) Dieses arabische Wort bedeutet eigentlich einen, der sich zu einem geistlichen Stand bekennet, nach des Herrn *Herbelot* Bibliotheque orientale, unter dem Wort Sofi.

(q) *Tavernier*, Voiages aux Indes, Liv. III, chap. 2. *Catrou*, Histoire du Mogol. *Bernard Picard*, redet sehr umständlich von ihnen in dem ersten Theil der Religions du Monde.

brannten Leib. Diejenige, welche noch Kleider tragen, tragen doch mit Fleiß nichts, als einen heßlichen Lumpen, der von hunderterley Stücken zusammen gesetzet ist, und doch nur einen Theil des Leibes bedecket. Diese Leute insgesamt beschäftigen sich einzig und allein damit, wie sie die Einfalt hinter das Licht führen möchten; und daher nehmen sie äuserlich die Gestalt der Armuth und der allergrösten Bußfertigkeit an sich. Sie schreyen und seufzen ohne Unterlaß, wie rasende Leute, über ihre und des Volks Sünden. Um dieselben, wie sie sagen, auszulöschen, entsagen sie allen Annehmlichkeiten des Lebens, und stellen sich in die allerunbequemlichsten Leibesstellungen. Ein Theil stehen viele Stunden lang auf einem Bein; andere haben fast immerfort die Arme ausgestreckt und über das Haupt erhaben; diese verdrehen beständig ihren Leib; andere schlagen und kasteyen sich; miteinander aber haben sie eine überaus schwere und zwey Ellen lange eiserne Kette an den Beinen, die sie neben sich herschleppen. Es kommen manchmal von diesen Leuten Haufen von zwey hundert Personen zusammen, und erwählen sich ein Oberhaupt oder einen Vorsteher, der sich von den andern in nichts unterscheidet, als daß er einen weit ärgern Lumpen umhängen hat. Sie versammlen sich auf den öffentlichen Plätzen unter dem Schall einer Trompete; sie breiten einen Teppich aus, auf welchen sich ihr Oberhaupt niedersetzet; alsdenn machen sich alle mit ihren Lanzen

um ihn her; und indessen daß sie nach ihrer Weise ihr Gebet verrichten, machen sie einen fürchterlichen Lermen mit ihren Stimmen und Ketten. Da sie sich auch rühmen einen prophetischen Geist zu haben, und die Kraft zu besitzen, den Weibern Fruchtbarkeit zu verleihen: so heget der gröste Theil von diesem Geschlechte eine ganz besondere Ehrfurcht gegen sie. Sie fragen sie mit grosser Hochachtung und Vertrauen um Rath; sie bieten ihnen Geschenke an, welche niemalen ausgeschlagen werden; und es würde sich nicht schicken, wenn man hier beschreiben wollte, wie weit ihre Erniedrigung, ihre Leichtgläubigkeit, ihre Willfährigkeit und Schwachheit getrieben wird. Einige von den *mahometanischen Fakkirs* haben viele Weiber, und beschönigen ihre Vielweiberey mit ihrer Begierde, dem Propheten eine desto grössere Anzahl Verehrer zu verschaffen.

Vom Verbrennen der Weiber bey dem Tod ihrer Männer.

Wir wollen die Geschichte des *indianischen* Heydenthums durch die Erzehlung der allergrausamsten von allen ihren abergläubischen Handlungen beschliessen. Von einer fast unzählbaren Menge von Reisenden, welche dieses Land durchwandert haben, ist fast kein einziger, welcher nicht dieser verfluchenswürdigen Gewohnheit (r), die die Weiber haben, gedenken sollte, da sie sich nämlich bey dem Tod ihrer Männer öffentlich und mit grossen Ceremonien verbrennen, ohnerachtet aller Vor-

(r) *Diodorus Siculus*, Bibliotheca historica, Lib. XIX, pag. 678. & seq.

Vorstellungen und des Verbotes der mahometanischen Mogols, welche sich bemühet haben, diesen barbarischen Gebrauch abzuschaffen. Mandelslo, der allergelehrteste und aufrichtigste von allen Reisenden ware begierig ein dergleichen Leichenbegängniß mit anzusehen, als er sich zu *Cambaya* aufhielte; und er beschreibet dasselbe folgendermassen. Eine junge Frau (s) von ohngefähr zwanzig Jahren hatte in Erfahrung gebracht, daß ihr Mann zweyhundert Meilen von *Cambaya* verstorben wäre; und entschlosse sich daher, ihm ein Leichenbegängniß zu halten, und sich dabey lebendig zu verbrennen. Man stellete ihr, um sie davon abzuhalten, vor, daß diese Nachricht ungewiß wäre; allein es war alles vergeblich: nichts war vermögend, den Entschluß, so sie einmal gefasset hatte, zu unterbrechen. Wir sahen sie an dem Ort, wo sie sich wollte verbrennen lassen, mit einem so gesetzten Wesen und solcher auserordentlichen Munterkeit ankommen, daß ich auf die Gedanken geriethe, sie müsse durch vieles zu sich genommenes Opium ihren Verstand betäubet haben; denn der Gebrauch des Opii ist in Persien und Indien sehr gemein. Ganz forne an dem Aufzug, wovon sie begleitet wurde, gienge eine Bande Musicanten her, welche nach der Art dieser Länder auf Schallmeyen spielten und Pauken schlugen. Auf dieselben

(s) Mandelslo, ostindianische Reisebeschreibung, pag. 103.

selben folgten viele Jungfern und Weiber, welche vor der jungen Wittwe her tanzten und sungen. Diese hatte ihre schönsten Kleider an, und war am Halß, an den Fingern, an den Armen und Beinen mit den schönsten und kostbaresten Halßbändern, Ringen und Armbändern ausgeschmücket. Nach ihr kam ein grosser Haufen Männer, Weiber und Kinder, von welchen der ganze Aufzug beschlossen wurde. Sie hatte sich vorhero in dem vorbeylaufenden Fluß gebadet, damit sie ohne die geringste Befleckung oder Beschmutzung zu ihrem Mann kommen möchte. Der Scheiterhaufen, welcher sie verzehren sollte, war von Abricosenholz gemacht worden, unter welches man Aeste von Sandelholz und Zimmet gemischet hatte. Schon von ferne sahe sie denselben und verachtete ihn; sie näherte sich demselben, ohne die geringste Bewegung von sich spüren zu lassen; sie nahme Abschied von ihren Anverwandten und Freunden, und theilete allen ihren Zierrath und Schmuck unter sie aus. Ich hielte nebst zwey englischen Kaufleuten nicht ferne von ihr zu Pferde. Da sie nun aus meinen Minen vielleicht abnehmen mochte, daß ich sie bedauerte; so warf sie mir, um mich zu beruhigen, eines von ihren Armbändern zu, welches ich auch zu allem Glücke auffienge. Sobald sie sich zu oberst auf dem Scheiterhaufen niedergesetzet hatte, wurde derselbe auch angezündet, und sie gosse einen Krug voll von einem sehr stark und wohlriechenden Oehl über den Kopf, welches die Flam-

me augenblicklich herbey lockte; und solcher Gestalt wurde sie in einem Augenblick ersticket, ohne daß man nur eine einzige üble Geberde an ihr bemerket hätte. Einige der Umherstehenden warfen noch viele Krüge mit Oehl auf den Scheiterhaufen, um das Feuer noch desto heftiger zu machen, und die ganze Luft erschallete von ihrem entsetzlichen Geschrey. Als sie nun völlig vom Feuer verzehret war, so wurde ihre Asche in den Fluß geworfen.

Die Indianer sagen, diese barbarische Gewohnheit wäre um deswillen bey ihnen eingeführet worden, um dadurch der gewaltsamen Eifersucht ihrer Weiber Einhalt zu thun. Denn da dieselben nicht sehen können, daß andere, eben wie sie, mit ihren Männern verheurathet wären: so wären sie oftmals in ihrer Grausamkeit so weit gegangen, daß sie ihre Männer aus Eifersucht mit Gift vergeben hätten. Und um sie nun dahin zu bringen, daß sie vor die Erhaltung des Lebens ihrer Männer sorgen müßten; so habe man sie gezwungen, entweder mit denenselben ihr Leben zu endigen, oder aller Ehre gute Nacht zu geben, und sich unter die öffentlichen Tänzerinnen zu begeben. Inzwischen brauchte man doch, um sie beherzt zu machen, die Sorgfalt, daß man sie versicherte (t), diejenigen von ihnen, welche die edle Großmuth besässen, sich den abgeschiedenen Geistern ihrer Männer aufzuopfern, würden in der

(t) Mandelslo, ostindianische Reiseb. pag. 171.

der andern Welt siebenmal so lange, und mit siebenmal grössern Vergnügen mit ihnen leben, als sie in dieser Welt würden gelebet haben.

Selbst die Mannspersonen gehen ihnen mit Beyspielen einer so barbarischen Härtigkeit vor. In allen Königreichen in Indien, spricht ein arabischer Reisender (v), finden sich Leute, die sich mit gutem Willen verbrennen *). Diese Gewohnheit gründet sich auf ihre Meinungen von der Seelenwanderung, welche sie festiglich glauben, als eine Wahrheit, die bey ihnen vor ohngezweifelt angesehen wird. Einige Könige beobachten bey dieser Gelegenheit eine ganz besondere Ceremonie, wenn sie den Thron besteigen. Man lässet eine grosse Menge Reis kochen, welcher alsdenn auf grosse Blätter geleget wird; und wenn nun alles fertig ist, so kommen drey oder vierhundert Personen, und stellen sich aus eigener Bewegung vor den König. Nachdem derselbe nun von diesem Reis gegessen hat; so giebt er einem jeden von ihnen auch etwas davon, so wie sie der Reihe nach zu ihm hinzutreten, und dasselbe essen sie in seiner Gegenwart. Zu gleicher Zeit legen sie mit einander einen Eid ab, daß sie sich ver-

(v) Anciennes Rélations Arabes, traduites par l'Abbé *Renaudot*, pag. 98. & seq.

*) Es geschiehet noch heut zu Tage, daß sich von den Bramanen ein oder der andere verbrennen lässet, wiewohl solches ziemlich selten ist. Man findet doch in den Berichten der Dänischen Missionarien in Ostindien einiges davon.

verbrennen wollen, an dem Tag da er sterben, oder sonsten umkommen solte; und dieses ihr Versprechen richten sie auch getreulich ins Werk, und stürzen sich insgesamt ins Feuer, ohne daß auch nur ein einziger von ihnen zurückbliebe.

Wenn auser dieser Gelegenheit jemand den Entschluß gefasset hat, sich zu verbrennen: so gehet er erst in den Pallast zum Könige, um die Erlaubniß von selbigem zu erlangen. So bald er dieselbe erhalten hat, gehet er über alle öffentliche Plätze in der Stadt, und verfüget sich an den Ort, woselbst der Scheiterhaufen von einer grossen Menge dürres Holzes schon zubereitet ist. Umher stehen viele Personen, die das Feuer so lange anschüren, bis daß der ganze Scheiterhaufen in vollem Brand stehet. Alsdenn kommt derjenige, so sich verbrennen will, herbey; vor ihm her gehen viele Musicanten mit mancherley Instrumenten, und so gehet er mitten unter seinen Anverwandten und Freunden um den Platz herum. Einer von diesen setzet ihm einen Kranz von Stroh oder trockenen Kräutern auf das Haupt, den man mit glüenden Kohlen anfüllet, auf welche man Wacholdergummi streuet, welcher so leicht Feuer fänget und so stark brennet, wie das weisse Erdharz (Naphta). Indessen setzet er dennoch seinen Weg fort, ohnerachtet sein Kopf schon brennet, und man riechet, wie sein Fleisch verbrannt wird. Er aber lässet keine Empfindung einiges Schmerzes von sich merken. Wenn er endlich vor dem Scheiterhaufen angelanget ist; so

so stürzet er sich auf einmal hinein; und alsdenn ist er gar bald in Asche verwandelt.

Einer von diesen sinnlosen Menschen triebe einsmals die Grausamkeit gegen sich selbst noch viel weiter. Bevor er sich in das Feuer warf, schnitte er sich die Brust bis auf den Unterleib auf; er risse seine Leber aus dem Leib, schnitte ein Stück davon, und gab solches seinem Bruder; wobey er beständig redete, und eine grosse Verachtung des Todes, nebst einer unbegreiflichen Gedult in dieser Marter an sich merken ließ. Sie lassen es selten auf dieses äuserste Mittel ankommen, auser wenn sie empfinden, daß ihre Kräfte durch das Alter geschwächet werden. Alsdenn ergreiffen sie den Entschluß, das Leben zu verlassen, ehe sie von demselben verlassen werden, in der Hofnung, eine so großmüthige und beherzte Handlung werde sie in demjenigen Körper glückselig machen, welchen sie nach ihrer Trennung von dem gegenwärtigen bekommen.

§. 2.

Von den Juden in Indien.

Wie die Juden nach Indien gekommen.

Da die Handlung mit Indien offenbarlich sehr vortheilhaft ist: so ist leicht zu begreifen, daß die Juden sie weniger werden verabsäumet haben, als eines von den andern Völkern. Allein es ist eben nicht leicht, die Zeit fest zu setzen, da sie zum erstenmal nach Indien gekommen. Das ist eine Sache, welche durch ihre Fabeln in

Dun-

Dunkelheit verwickelt worden (x), und wegen deren die Meinungen der Gelehrten getheilet sind. Der berühmte Jud *Benjamin*, mit dem Beynamen von *Tudela*, als den Ort seiner Geburt, in dem Königreich *Navarra*, welcher *Europa*, *Asien* und *Africa* gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts durchreiset hatte, sagt in seiner Reisebeschreibung (y), die Stämme *Dan*, *Zebulon*, *Asser* und *Naphtali* wohneten an den östlichen Grenzen von *Persien*, wo sie vom *Salmanasser* hingeführet worden; er wäre von *Samarkand* wieder zurücke gereiset; er wäre auf dem *Tiger* zu Schiffe gegangen, und nach einer zehentägigen Schiffahrt in ein Land gekommen, in welchem man den Bezoar findet, wo die Perlen gefischet werden, wo alle Gattungen von Specereyen in Ueberfluß wachsen, wo die Hitze fast unerträglich ist, und wo die Menschen schwarz sind, und die Sonne anbeten; womit er ohne Zweydeutigkeit das Vorgebürge von *Comorin*, nicht weit von der Insel *Ceylon*, beschreibet. Er nennet die Hauptstadt dieses Lands *Batiphan*, und setzet hinzu, es

(x) Man lese hierüber die Abhandlung des Herrn Abt *Renaudot*, an dem Ende der von ihm übersetzten Anciennes Relations des Voiageurs Arabes, pag. 324.

(y) Voiage de *Benjamin de Tudele*, pag. 48. et 52.

es wären zu seiner Zeit funfzig tausend Juden darinnen gewesen. Dieses Zeugniß würde entscheidend seyn, woferne nur nicht die Kunstrichter (z) angemerket hätten, daß sich der Verfasser gar zu oft verdächtig mache, als berichte er nicht allezeit die Wahrheit; indem er die Leser bereden wolle, daß die Juden ganze Staaten und Königreiche besässen, um die Stärke der prophetischen Weissagungen, die man den Juden entgegen zu setzen pfleget, zu unterbrechen.

Wir lesen auch in dem vierten Buch *Esra* (a), daß, von den zehen, vom *Salmanasser* gefangen weggeführten Stämmen, viele Juden, die an ihrem Gesetze getreu verblieben, den Entschluß gefasset, sich von den abgöttischen Völkern zu entfernen, zu welchen sie waren in die Gefangenschaft gebracht worden: daß sie anderthalbe Jahre lang jenseits des *Euphrats* fortgezogen; daß sie endlich ein Land angetroffen, das nicht bewohnet gewesen; daß sie sich daselbst niedergelassen, und daß sie daselbst bleiben würden, bis zu der Zeit, da sie GOtt gegen das Ende der Welt wieder zurücke beruffen werde. Allein da die Kirche diesem Buch das Ansehen der heiligen Bücher nicht beygeleget; so ist es noch erlaubt, an dem Traumgesichte, das der Verfasser an diesem Ort erzählet, Zweifel zu tragen; und das wun-

(z) *Pierre Bergeron,* Traité des Tartares, chap. 15.

(a) IV. Esdr. XIII, v. 20.

wunderbare, so er mit hinein mischet, machet die ganze Erzählung noch weit unglaublicher.

Es ist eine alte Ueberlieferung (b), daß ein Theil von den Juden, die zur Zeit des Salmanassers in die Gefangenschaft weggeführet worden, nach Cachemir gekommen; und daß die Einwohner von Cachemir ganz gewiß von ihnen herstammeten. Ob man nun gleich keine Spuren der Jüdischen Religion mehr daselbst antrift; indem alle Einwohner entweder Heyden oder Mahometaner sind: so siehet man doch noch einige Merkmaale an ihnen, als von einem Volk, das von den Israeliten abstammen müsse. Die Gesichtszüge, und ganze Physiognomie dieser Völker, haben so etwas von der Gesichtsbildung der Juden, und von dem besondern Wesen, das sie unter allen Völkern kenntbar machet, an sich. Der Name Moses ist allhier überaus gemein; und man bekommet auch noch einige alte Denkmaale zu Gesichte, welche scheinen anzuzeigen, daß dieses Volk von Israel ausgegangen. So werden zum Exempel die Ueberbleibsel eines auf einem hohen Berge erbaueten Gebäudes, noch bis auf den heutigen Tag der Thron des Salomon benennet.

Der Pater Carpin, welcher im Jahr 1246. vom Pabst Innocentius dem IV. an den König der Tartarn gesendet wurde, gedenket einer

(b) *Catrou*, Histoire du Mogol, pag. 135.

ganzen von Juden bewohnten Landschaft (c), die der Prinz dieser Nation unter seine Bothmässigkeit gebracht hatte; und es ist sehr wahrscheinlich, daß ein Theil von diesen Juden, nachdem sie von den Tartern überwältiget worden, von dannen nach Indien gegangen.

Marcus Paulus gehet noch genauer. Er versichert, daß er in der Halbinsel diesseits des Ganges (d) eine grosse Anzahl Juden angetroffen, die sich daselbst wohnhaft niedergelassen hatten, und um sich von den andern Einwohnern zu unterscheiden, an den Lippen oder an der Brust ein Brandmaal von einem glüenden Eisen zu haben pflegten *)

Es

(c) *Jean Carpin*, Voiage en Tartarie, chap. 7.

(d) *Marcus Paulus*, Lib. III, cap. 43.

*) Was hier vom Marcus Paulus gedacht wird, scheinet mit dem wohl überein zu kommen, was der Herr Professor Franke in Halle in der Vorrede zur 46. Cont. der Berichte der Dähnischen Missionarien in Indien, aus einem Brief des Herrn Missionarii Sartorius vom 8. Febr. 1738. anführet. Der Herr Missionarius meldet, man habe lange nach den Ueberbleibseln der von Salmanasser weggeführten zehn Stämme Israel gesucht: und wie die gegen Westen und Norden an Indien stossende Länder vermuthlich diejenigen seyen, in welche sie zerstreuet worden; so scheine auch

Es ist nicht daran zu zweifeln, spricht Friederich Spannheim (e), daß sich die Juden nach und nach unvermerkt in Indien, eben wie in Persien, Hyrcanien, Parthien, Cara-

auch, daß man nunmehro noch etliche Spuren von ihnen in Indien finde. Er meinet nicht die Juden, so häufig um die Stadt Cochin und an der Malabarischen Küste wohnen; sondern diese Israeliten, sollen sich in den Gegenden von Suratte und Rasapur aufhalten. Dieselben nennen sich nicht Juden, sondern Bene Israel, Kinder oder Nachkommen Israels. Die Bücher alten Testaments sollen sie nicht haben, noch Hebräisch verstehen, sondern Indostanisch, die Sprache des Landes, worinn sie wohnen. Man weiß noch nicht was sie von der Religion wissen, ausser daß sie die Worte Mosis: Höre, Israel, der HErr, unser GOtt, der HErr ist einer, auf Hebräisch hersagen; und als eine Gebets- oder Lehr-Formel ihrer Religion gebrauchen. Sie treiben allerhand Handthierungen, kleiden sich wie die Mahometaner, vermischen sich aber nicht durch Heurathen mit den übrigen Indianern; sondern halten sich in ihrem eigenen Geschlecht zusammen. Die Beschneidung haben und halten sie vor ein Stück ihrer Religion. Nachdem der Herr Missionarius diese Nachricht erhalten, hat er sich, aber vergebens, bemühet, der Sache weiter nachzuforschen.

manien, China und Japan niedergelassen haben, und von dannen auch nach America gekommen (f), wo die neuesten Reisende einige Spuren des ceremonialischen Gesetzes anzutreffen geglaubt haben.

Seit der Zeit, daß uns Indien so wohl bekannt ist, ist gar kein Zweifel mehr übrig, daß die Juden daselbst häufig angetroffen werden (g). Zu Cochin, zu Goa und in den meinsten Städten der malabarischen Küste, wohnet ihrer eine grosse Menge. Sie haben an diesen Orten ihre öffentliche und zahlreiche Synagogen; und in denselben warten sie ihren Gottesdienst ab, nicht nach dem Gesetze Mosis, sondern nach ihren verdorbenen und ausgearteten Gebräuchen, die an jedem Ort von einander abweichen. Ohngeachtet des strengen Inquisitionsgerichts, und des Hasses, den die Portugiesen gegen sie tragen, geniessen sie dennoch zu Goa einer vollkommenen Freyheit. Man siehet ihrer fast täglich aus

forschen. Es wäre zu wünschen, daß künftig hiervon mehrere Umstände könnten in Erfahrung gebracht werden.

(e) *Frid. Spanheim*, Introductio ad sacram Geographiam, cap. 7, pag. 67.

(f) *Idem* ad calcem operis.

(g) Mandelslo, ostindianische Reisebeschreibung, pag. 258. Recueil des Voiages des Hollandois, Tom. III, pag. 660. et Tom. VI, pag. 170.

aus dem gelobten Land daselbst ankommen, entweder um Handlung zu treiben, oder sich in einer der schönsten und anmuthigsten Landschaften des Königreichs Cochin, die ihnen von dem Prinzen angewiesen worden, niederzulassen. Aber man siehet nicht, daß sie neue Glaubensgenossen in dem Land zu machen suchen, ohngeachtet sie in ziemlichen Ansehen stehen, und der König oftmalen einige von ihnen mit in seinen Rath genommen hat.

Ich weiß nicht, sagt der Herr Du Pin (h), was man von einem weitläuftigen Brief gedenken soll, den die Juden von Cochin vor einigen Jahren in hebräischer Sprache an die Synagoge zu Amsterdam geschrieben haben sollen. Sie sagen in demselben, sie hättten sich zu der Zeit nach Indien geflüchtet, da die Römer das heilige Land eingenommen. Sie versichern, daß sie in diesem Land zwey und siebenzig Könige gehabt hätten, die in einem Zeitraum von tausend Jahren in ununterbrochener Ruhe auf einander gefolget wären: und daß damalen, durch die Eifersucht zweyer Brüder, die einander die Krone streitig gemacht, das Feuer der Uneinigkeit unter ihnen ausgebrochen, worüber sie von den benachbarten Prinzen unter das Joch gebracht worden. Von der Zeit an wären sie den Königen der Indianer unterworfen gewe-

(h) *Du Pin*, Histoire des Juifs, Liv. V, chap. 26.

sen. Sie setzen hinzu, wie sie den Königen des Landes so viele Zeichen ihrer Treue gegeben, daß Samuel Costoel, der im Jahr 1640. verstarbe, zum Gouverneur von Cochin gemacht worden, und seine Statthalterschaft einem Mann gleiches Namens und von eben der Religion hinterlassen. Ich will es nicht entscheiden, ob dieser Brief untergeschoben ist, so fährt der gelehrte Geschichtschreiber fort; denn ich habe nichts, womit ich meine Meinung beweisen könnte. Doch kommt mir es vor, als wenn wenigstens diese Folge von zwey und siebenzig Königen, die nach der Flucht der Juden zur Zeit des Titus sollen regieret haben, nur um deswillen ausgedacht worden, um dem Jüdischen Volk damit eine Ehre zu machen.

§. 3.

Von den Mahometanern in Indien.

Ursprung des Islamismi in Indien.

Die Festsetzung der mahometanischen Glaubenslehre in Indien (i) ist ein Stück in den Geschichten, welches, wenn es recht deutlich werden sollte, umständliche Erläuterungen der Staatsveränderungen, so sich in den mittlern Zeiten in Asien zugetragen, erforderte. Es ist eine

(i) Diejenige, welche die Materie vom Mahometismus genau wollen kennen lernen, müssen den 5. Band von *Bernard Picards* Religions du monde nachlesen, der von dieser Sache mit vieler Gelehrsamkeit gehandelt hat.

eine Sache, die den wenigsten recht bekannt ist, und nichts destoweniger eben so wohl bekannt zu seyn verdienete, als die alten Monarchien der Assyrer, Babylonier, Meder und Perser. Die Nähe der Zeiten würde machen, daß diese Erläuterung viel angenehmer und nützlicher zu lesen wäre. Unser Vorhaben nöthiget uns davon zu reden; allein wir können nur einen sehr kurzgefaßten Begrif davon geben, der gleichsam der Grundriß von drey weitläuftigen Geschichten seyn wird, die man nicht von einander trennen kan, nämlich von der Geschichte der Saracenen, der Türken und der Tartarn.

Man sahe gar bald die Wirkungen der vornehmsten Grundlehre, die Mahomet seinen neuen Schülern hinterlassen hatte, nämlich seine Lehrsätze mit Gewalt der Waffen gegen diejenigen, so ihnen widersprächen, zu behaupten: wobey er auch denen die Ehre des Märtyrerthums versprache, welche vor seine Lehre fechtend würden getödet werden, und ihnen befahle, alles über die Klinge springen zu lassen, was sich nur unterfangen würde, ihren Lehrsätzen zu widersprechen oder sie gar zu widerlegen. Vermittelst dieses Grundsatzes, dem man in allem aufs genaueste nachkame, brachte der Prophet von Mecca seine Anhänger in die Waffen; er entzündete das Feuer des Krieges in Arabien unter dem Vorwand der Einführung seiner neuen Religion; er brachte auch Arabien fast gänzlich unter seine Bothmäßigkeit, welches noch kein Eroberer aus

den alten Zeiten hatte bewerkstelligen können; Syrien konnte ihm nicht wiederstehen †); und da er eine Zeit von acht Jahren, bis an den Augenblick seines Todes, seine Feldzüge fortsetzete: so errichtete er sich einen sehr wohlbefestigten Thron, dessen Macht sich über ein Land von vierhundert Meilen erstreckete. Abubekker, der zum Calif, das ist, seinen Statthalter oder Nachfolger ernennet wurde, vergasse nichts, um dasjenige vollends hinaus zu führen, was ein solcher Vorgänger angefangen hatte. Er thate vor der Spitze eines Kriegsheeres von Arabern einen Einfall in Persien; er durchstreifte dieses Land, und verheerete es mit Feuer und Schwerd; er ließ die Tempel darnieder reissen; er zerstöhrete ganze Städte, machte daß das Blut allenthalben wie Wasserbäche flosse; unterwarf seinem Scepter (k), um den Lehren des Alcorans, dieses ganze

†) Syrien ist so wenig, als Persien oder Egypten von Mahomet selbst, sondern ersteres von Abubekkern angegriffen, unter Omars Regierung aber erst völlig erobert worden. Egypten und Persien wurden unter Omars und Osmanns Regierung erst bezwungen; wovon Simon Ockleys Geschichte der Saracenen nachzulesen ist.

(k) Wegen dieses Fortgangs der Saracenen ist die Abhandlung des Herrn Abt *Renaudot*, sur l'entreé des Mahometans dans la Chine, pag. 274. & seqq. nachzulesen.

ze weitläuftige Land, das sich von dem Euphrat an, bis an die Grenzen von Indien und an das caspische Meer erstrecket, und warf den Thron der Könige von Persien, der, seit seiner im Jahr 233. durch den Artaxerxes geschehenen Erneuerung, ohngefähr 404. Jahre gestanden hatte, vollends übern Haufen. Auf diese Weise kame Persien unter die Herrschaft der Calife von Bagdad und Damas, und wurde durch die Statthalter oder Sultans, so sie dahin sandten, regieret.

Die Saracenen waren eine Zeit von vierhundert und vierzehen Jahren in geruhigem Besitz dieses Landes gewesen, als es ihnen durch eine so plötzliche, als merkwürdige Veränderung, deren sie sich im geringsten nicht vermutheten, abgenommen wurde. Der Hochmuth und Meineyd eines von ihren Sultans gaben die Gelegenheit darzu an die Hand. Es waren nunmehr bey nahe fünfhundert Jahre, daß die Türken angefangen hatten, sich in den mittäglichen Ländern Asiens bekannt zu machen; und es ist anmerkungswürdig, daß sie im Jahr 569. welches man gemeiniglich vor das Jahr der Geburt des Mahomets hält, Abgesandten an den Kayser Justinus schickten, um ein Bündniß mit demselben zu errichten, und die Erlaubniß zu erlangen, mit ihrer Seide nach Constantinopel und in das Reich zu handeln. Die gemeine Meinung setzet es, ohne es zu beweisen, zum voraus, daß diese Völker ursprünglich aus einem Land Namens Tur-

Turkestan, so über dem Königreich Tibeth lieget, gekommen. Ich aber weiß im Gegentheil, daß alle byzantinische Geschichtschreiber diese Völker aus denen über dem caspischen Meer und gegen Morgen an dem Land der Gothen gelegenen Provinzen kommen lassen †). Dieses waren die Länder, welche sie vierhundert Jahre lang bewohneten, in welcher Zeit sie häufige Streifereyen in die Länder der Saracenen vornahmen, und dieselben nach der Gewohnheit der alten Scythen, wovon sie abstammeten, verwüsteten und ausplünderten, und übrigens sich an der Beute, die sie mit in ihr Land zurückbrachten, begnügen liessen. Nach und nach setzten sie sich zwischen dem caspischen und schwarzen Meer feste.

Wie die Türken Persien erobert.

Allhier hatten sie noch ihre Wohnungen im Jahr 1048. als Mahomet, der Sohn Imbraels, Sultan von Persien, Gesandten an den Tangrolipix oder Togrulbeg, einen von ihren Heerführern, schickte, und ihn bitten liesse, ihm mit seinen Völkern zu Hülfe zu kommen, um sich

†) Das ursprüngliche Vaterland der Türken scheinet allerdings die Provinz Turkestan gewesen zu seyn, womit auch die byzantinischen Schriftsteller übereinkommen. Des Herrn Verfassers Meinung stützet sich auf die ungegründete Vermischung der Portarum Caspiarum mit den Portis Caucasiis. Erstere lagen zwischen Medien und Parthien, letztere aber an Iberien.

sich wegen einiger Beleidigungen zu rächen, die ihm seinem Vorgeben nach von einem *arabischen* Fürsten angethan worden; wobey er ihm das Versprechen thate, sich vor seine Dienste recht erkenntlich zu bezeigen. *Tangrolipix* nahme den Vorschlag an; er gienge vor der Spitze einer fürchterlichen Kriegsmacht nach *Persien*, vereinigte sich mit den *Persianern*, und beyde warfen die *Araber* völlig übern Haufen. Nachdem nun *Togrulbeg* den Sultan von *Persien* in dem Besitz seiner Staaten befestiget hatte; so forderte er demselben auch die Belohnung ab, welche ihnen war versprochen worden. *Mahomet* war mit ihrer Tapferkeit gar wohl zufrieden, als daß er sie so bald hätte von sich lassen sollen. Er verlangte von ihnen, daß sie ihn begleiten sollten, um auch die Eroberung *Indiens*, zu welcher er sich entschlossen hatte, zu bewerkstelligen; und liesse zu gleicher Zeit alle Besatzungen verstärken, die die Pässe über den *Tiger* bewahreten, damit er sie solchergestalt, auch wieder ihren Willen, in *Persien* zu bleiben nöthigen möchte. Die *Türken* wurden über diese Untreue äuserst erzürnet, und erkläreten sich vor offenbare Feinde des Sultans. Die beyden Kriegsheere, so vorhero gemeinschaftlich gegen andere gefochten hatten, erschienen nunmehro gegen einander selbst im Feld; es kame oftmalen mit ihnen zum Handgemenge; und endlich zu einem Haupttreffen, in welchem *Mahomet* selbst auf dem Platz bliebe. Als sich nun *Togrulbeg* als Meister eines so schö-

nen

nen Landes sahe; so schluge er den Türken vor, ob sie sich nicht hier niederlassen, und ihre Weiber und Kinder kommen lassen wollten. Es kostete ihm nicht viele Mühe, sie dazu zu bereden. Weil sie aber damalen noch Heyden waren, so stellete er ihnen vor, daß, um die Zuneigung des Volks zu gewinnen, von welchem sie nur die Verschiedenheit der Religion wegen gehasset wurden, man auch diese Schwierigkeit aus dem Wege räumen müsse, welche das letzte wäre, so ihren Ruhestand verhindere.

Sie nehmen die mahometanische Religion an.

Diesemnach nahme er mit seiner ganzen Nation die mahometanische Glaubenslehre an; und um sich die günstigen Blicke des Glückes recht zu Nutzen zu machen, wodurch sie eben zu Beherrschern eines so berühmten, als weitläuftigen Landes gemacht worden; so giengen sie ferner mit ihren siegreichen Waffen nach Armenien, Syrien, und bis an die äusersten Grenzen von klein Asien, bis an das Gesichte von Constantinopel. Sie unternahmen hierauf mit dem nämlichen Fortgang, was die Saracenen gegen Orient entweder sich nicht unterstanden hatten, oder nicht hatten bewerkstelligen können. Da sie nun zugleich Erben ihrer Tapferkeit, ihrer Länder und ihrer Lehrsätze waren; so drangen sie unter beständigen Siegen in Sogdiana, Bactriana und Tibeth ein, woselbsten sich ihrer viele wohnhaft niederliessen; daher es denn gekommen, daß man einem Strich Landes hierselbst den Namen Turkestan gegeben; und

sie

sie zwungen alle überwundene Völker zu Annehmung eben derselben Religion, die sie selbst erst vor kurzem angenommen hatten (l)*).

Man siehet solches sehr deutlich aus der Geschichte der Tartarn, welche ohngefähr zweyhundert Jahre nach der Fortsetzung der Türken in Persien angehet. Die Fürsten, welche Zingiskan in Bactriana, Tibeth und dem Königreich Tangut, von ihren Ländern verjagte, führeten miteinander den Beynamen Mahomed, und hatten den Titel der Sultane; eine Gewohnheit, welche von nichts anders herkommen konnte, als von den Türken, ihren Ueberwin=

(l) Diese Nachricht von dem Ursprung und den Eroberungen der Türken ist der kurze Innhalt vieler Anmerkungen, die ich von dieser Materie gesammlet habe, indem ich die Verfasser der byzantinischen Historie gelesen.

*) Turkestan hat nach den morgenländischen Geschichtschreibern, sonderlich dem berühmten Mirkhond, den Namen von Tur, dem Sohn des persischen Königes Phridun oder Feridoun, welchem der König die Provinz Mawaratnahra zu regieren gab. Derselbe soll eine schöne Stadt erbauet haben, die er zur Hauptstadt seiner Länder machte, und nach seinem Namen Turan, und das Land Turquestan benannte. Diese Provinz ist auch in der That das ursprüngliche Vaterland der Türken. S. Allgemeine Welt-Historie, IV. Theil. pag. 338. & seq.

windern, die zu der Zeit schon Musulmänner gewesen. Zingiskan brachte sie alle, und nach ihnen auch den grossen Sultan von Persien unter seine Bothmäßigkeit. Aber er verließ den Götzendienst nicht, um dafür die mahometanische Religion anzunehmen. Diese Veränderung truge sich bey den Tartarn nicht eher zu, als unter den Regierungen des Burga, Usbecks und Baracks seiner Nachkömmlinge und Nachfolger, und zwar gegen den Anfang des vierzehenden Jahrhunderts. Durch sie und durch den Tamerlan geschahe es, daß die mahometanische Religion in Indien eingeführet wurde, woselbst die persianische, arabische und egyptische Kaufleute vielleicht schon einigen Saamen davon ausgestreuet hatten. Woferne man dem Mirkhond und nach ihm dem Khondemir Glauben beymisset, so hat der Mahometismus eigentlich dem Mahmud, dem ersten Sultan von der Dynastie der Gazneviden, seine Einführung in diesem Land zu danken; indem derselbe, nach den angeführten Schriftstellern im 392. Jahr der Hegirah, Indien eroberte, und ungemeine oder vielmehr unglaubliche Schätze und Reichthümer erbeutete (m).

Unterschied in dieser Religion.

Da nun auf diese Weise die mohometanische Religion von mehr als einem Eroberer nach Indien gebracht worden; so ist auch daher die-

(m) S. D' *Herbelot*, Bibliotheque orientale, bey dem Wort *Mahmoud*.

diejenige Verschiedenheit in den Meinungen und der Religion entsprungen, die man noch gegenwärtig bey den Mahometanern in Indien wahrnimmt. Ob sie aber gleich dermassen nicht in allem einig sind; so machet diese Abweichung doch keinen Zweyspalt unter ihnen in Ansehung der fünf vornehmsten Glaubenspuncte, die sie als die Hauptstütze und den Grund ihres Gesetzes ansehen, und welche, darinnen bestehen, daß sie einen einzigen Gott glauben, den Mahomet vor seinen Gesandten halten, in dem Gebet genau verfahren, Almosen geben, die Reise nach Mecca thun, und die Fasten im Monat Ramadan beobachten sollen. Sie sind nicht weiter von einander unterschieden, als nur in einigen Auslegungen dieser Gebote, in Ausübung einiger Kleinigkeiten, und vor allem andern, durch den unversöhnlichen Haß, welcher zwischen den Anhängern des Ali und den Nachfolgern des Omars obwaltet. Diese Uneinigkeit machet die allerheftigste Religionsspaltung unter ihnen; und da sie in Indien so wohl, wie in dem übrigen Asien und Africa im Schwange gehet; so können wir nicht wohl umhin, den Ursprung davon zu erzählen.

Ursprung der Secte des Ali.

Obgleich Ali, der Vetter und Tochtermann des Mahomets (n), vorgabe, er wäre von

(n) *Olearius*, Voiage en Perse, pag. 955. et seq. *D'Herbelot*, Bibliotheque orientale, bey den

von diesem neuen Gesetzgeber ernennet worden, um ihm auf dem Thron von Arabien nachzufolgen: so ware doch eine mächtige Gegenparthey, die über sein Recht den Sieg behauptete, und dem Abubekker, dem Schwiegervater des Mahomets, den Scepter in die Hände gab. Nach demselben erhobe die nämliche Parthey nach und nach den Omar und Osmann zum Califat; weil der Prophet gleichergestalt von beyden Töchter zu Gemahlinnen gehabt hatte. Ali, der sich höchstens darüber entrüstete, daß er seine Forderungen und Hofnung durch drey nach einander erfolgte Erhebungen anderer Personen sollte vernichtet sehen, veranlassete, wie man vorgiebt, eine Zusammenverschwörung wider den Osmann. Die Verschwornen überfielen ihn in seinem Pallast, und machten ihn endlich nieder. Die Araber und Egypter, als Mörder des Califs, riefen den Ali zu ihrem Oberherrn aus; der sich zwar anfangs dem Schein nach ihrem Vorhaben wiedersetzte, bald hernach aber die angebothene Stelle annahme. Diese Einsetzung zugleich mit seinen Rechten, die er beständig vorgebracht hatte, machten, daß man den Argwohn schöpfete, als habe er an der Ermordung des Osmann nicht wenig Antheil gehabt. Die Familie dieses letztern beschuldigte ihn

Worten *Ali* und *Othmann*. M. *Simon*, Histoire de la Croiance & des moeurs des peuples du Levant.

ihn öffentlich des Todschlages und unrechtmäßiger Einnahme des Thrones; sie fande Mittel eine beträchtliche Parthey auf ihre Seite zu bringen; die beyden Kriegsheere wurden mit einander handgemein, und des Ali seines trug bey einer entsetzlichen Niederlage der Gegenparthey den Sieg davon.

Dieser Sieg, welcher ihm den Besitz des Thrones versicherte, hatte keine andere Wirkung, als daß er den Abscheu, den seine Feinde schon ohnedem gegen ihn trugen, noch vermehrete; und sie glaubten noch eine neue Ursache hierzu in der vorgeblichen Frevelthat, so Ali unternahme, gefunden zu haben. Der Alcoran, den sein Urheber aus gewissen Ursachen an vielen Stellen sehr dunkel und unverständlich vorgetragen hatte, gab bey seinen eiferigen Anhängern alle Tage zu Zweifeln und Zänkereyen Anlaß. Ali, der mit dem Propheten als sein Eidam und Vetter verwandt war, und der sich schmeichelte, durch eine Erbschaft derjenigen Quelle der Erleuchtung theilhaftig geworden zu seyn, die man seiner Familie eigen zu seyn glaubte, maßete sich an, diese Stellen, welche die Gewissen in Unruhe setzten und verwirreten, auszulegen. Indem er das völlige Ansehen des Gesetzes erkannte, wagte er es eine Auslegung darüber zu verfertigen, welche alle, die auf seiner Parthey waren, annahmen und vor die Richtschnur ihres Glaubens erkannten; jedoch machte diese Erklärung in der Religion keine Aenderung. Dieses Unternehmen war nicht

Er wird von den Ommiaden verflucht.

weniger eine Gelegenheit vor seine Feinde, ihn offenbar als einen Mann auszuschreyen, der allerley Neuerungen anfange. Sein und seiner Nachkömmlinge Namen wurden verflucht, und ihre Personen in allen Mosqueen der Calife von dem Hauß der Ommiaden, von Moavia an, bis auf den Omar den Sohn des Abdalaziz in den Bann gethan; dieser letztere aber liesse diese öffentliche Verfluchung unterdrücken. Es sind so gar einige Calife von dem Geschlechte der Abassiden, das ist, dem dritten und letzten Stamm, gewesen, welche die öffentliche Bezeugung ihres Abscheues und Hasses wieder erneuert haben, zu welchen Mothaded und Motavackel gehören. Im Gegentheil liessen die Calife von Egypten, welche, von der Fatima, der Tochter Mahomets und Frau des Ali, Fatimiten genennet worden, in den öffentlichen Verkündigungen von der Höhe ihrer Mosqueen den Namen des Ali zu des Propheten seinem setzen.

Sophi stellet sein Angedenken wieder her.

Sieben Jahrhunderte waren in dieser Theilung zwischen Hochachtung und Haß verflossen, als sich ohngefähr ums Jahr 1363. zu Ardebil in Persien ein Gelehrter fande, der sich Sophi nannte, und vorgabe, er stamme in gerader Linie von Hussein dem Sohn des Ali ab, der nach dem Tod seines Vaters unrechtmäßiger Weise von der Thronfolge ausgeschlossen worden. Die Strengigkeit seiner Lebensart, die äuserliche Unschuld in seinen Sitten, welche mit einem solchen Verstand vereiniget war, dadurch er sich bey Jedermann

dermann beliebt zu machen vermochte, das alles brachte ihm ein grosses Ansehen und so gar den Namen eines **Schich**, das ist, eines Sohnes oder Anverwandtens des Propheten zuwegen. Er war der erste, der sich öffentlich unterstunde zu lehren und zu schreiben, daß Abubekker, **Omar** und **Osmann** durch Betrug es dahin gebracht hätten, daß sie zu Nachfolgern des **Mahomeds** ernennet worden, und daß sie unrechtmäßige Besitzer des Thrones gewesen. GOtt, sagte er, habe ihn erwecket, um die Ehre des Ali wieder ans Licht zu bringen und zu erheben, da sie bishero viele Jahrhunderte lang im Staub begraben gelegen; um eine grosse Menge seiner Wunderwerke wieder lebendig zu machen, die, wie er sagte, aus Eifersucht von den Türken unterdrücket worden; und endlich auch um den Menschen zu zeigen, daß die Auslegungen des Ali dem wahren Sinn des Alcorans gemäß wären.

Die Lehre des Sophi fande bey den Persianern gar bald ihre Anhänger; denn diese Nation ist von Natur wankelmüthig, und findet leichtlich an Neuerungen etwas, das ihr gefället. Sie verliessen daher die Secte der Türken; sie betrachteten dieselben nicht anderst, als wie Verderber des Gesetzes; sie hielten es vor eine unumgängliche Pflicht, solche in den Bann zu thun, und von ihrer Gemeinschaft zu trennen. Die Kriege, welche von langer Zeit her zwischen diesen beyden Nationen vorgefallen waren, mischeten noch eine grössere Verbitterung in die Kirchen- *Spaltung zwischen den Persianern und den Türken.*

X 3 spal-

spaltung; welches endlich durch die Verschieden-heit der Farbe an den Turbans öffentlich ausbrach, indem die Persianer die rothe, die Türken aber die grüne oder weisse Farbe erwähleten. Ob nun gleich ein Theil so wohl, wie der andere, den gemeinschaftlichen Namen der Musulmänner, das ist, der von der ewigen Verdamniß erretteten, beybehalten: so sind sie dennoch nichts destoweniger darinnen von einander unterschieden, daß die Persianer erstlich den Alcoran nicht so auslegen, wie die Türken; zweytens, daß sie nicht einerley Heilige haben; drittens, daß sie nicht die nämliche Wunderwerke erkennen; viertens, daß sie weder einerley Mosqueen, noch einerley Gebräuche in ihrem Gottesdienst haben; fünftens, daß der Persianer ihr gröstes Fest dasjenige ist (o), welches sie dem Hassan und dem Hosein, den Söhnen des Ali zu Ehren feyern, um das Unrecht zu ersetzen, welches ihnen angethan worden, indem sie und ihre Nachkommen von der Thronfolge ausgeschlossen worden; da hingegen die Türken diese beyden Brüder verfluchen; sechstens, daß sie viele fabelhafte und kindische Ueberlieferungen glauben, die sonsten von andern verächtlich verworfen werden: unter andern, daß Duldul, das Pferd des Ali, aus einem Felsen hervorgekommen; daß der Engel Gabriel dem Ali sein

Schwerd

(o) Man sehe die Beschreibung dieses Fests in des *Tavernier* Voiages en Perse, Liv. IV, chap. 7. nach.

Schwerd gebracht, mit welchem er über alle seine Feinde triumphiret, und einen Drachen mit sieben Köpfen getödtet habe; daß der Sultan Mahomed Ghodabende nicht weit von Kufa in Persien ein Grabmaal gefunden, mit dieser Aufschrift: **Hier liegen Adam, Noah und Ali**; daß dieser letztere mit den Engeln im Paradies trinket; endlich, daß die Absicht GOttes gewesen wäre, ihm den Alcoran zu übergeben, der aber durch ein Versehen dem Mahomed in die Hände gerathen.

Aus Persien sind diese abgeschmackte Dinge nach Indien gekommen; woselbst nicht geringere Gefahr dabey ist, wenn man ihnen widersprechen wollte. Die Könige von Golconda, Visapour und noch einige andere folgen der Secte des Ali (p). Der grosse Mogol, die Könige von Comorin, von Java, der maldivischen Inseln, nebst dem von Achem, von Bantam und Macassar, sind Mahometaner von der türkischen Secte. Jedoch haben ihre Unterthanen nicht allezeit den nämlichen Glauben; und die Prinzen thun gemeiniglich, als wüsten sie von diesen Abweichungen nichts. Da die gebohrne Indianer sich eben nicht zur Verwaltung eines Staats schicken: so gehen die Persianer nach Indien ihr Glücke zu suchen, und sie bekleiden auch am Hofe des Mogols so wohl,

(p) *Tavernier*, Voiages aux Indes, Liv. III, chap. 1. & Relation du Serrail, chap. 20.

als bey seinem Kriegsheer, die vornehmsten Ehrenstellen. Ohnerachtet nun der Mogol in Ansehung der Religion ihnen keinen Zwang anthut; so bekennen sich jedoch die meinsten äuserlich zur Religion ihres Herrns, und eben das kan man auch von allen andern Königreichen in Indien sagen.

Wie die Araber nach Indien gekommen

Ein Gelehrter unserer Zeiten (q) hat nach seiner gewöhnlichen Geschicklichkeit gezeigt, auf was vor eine Art die mahometanische Religion in diese morgenländische Reiche gekommen. Die arabische Colonien sagt er, die man seit den ersten Entdeckungen der Portugiesen, in allen Seestädten in Indien angetroffen hat, haben Anlaß gegeben zu glauben, daß sie anfänglich über das Meer dahin gekommen, und sich fast eben so in Indien festgesetzet haben, wie die Portugiesen einen grossen Strich Landes von dem Vorgebürge Bojador an, bis nach China erobert und bevölkert haben. Allein es scheinet gewiß zu seyn, daß diese Bevölkerungen zu sehr verschiedenen Zeiten geschehen seyen. Die Araber hatten sich zu Sofala und Mozambique an der östlichen Küste von Africa niedergelassen, ehe noch das Vorgebürge der guten Hofnung entdecket worden; und sie trieben daselbst ihre Handlung mit den Kaufleuten aus Persien, die

(q) L' Abbé *Renaudot*, Dissertation sur l'entreé des Mahométans dans la Chine, pag. 302. 308. et seqq.

die ihnen alle Gattungen von Waaren aus Indien und *China* brachten, und hingegen ihnen wieder die Waaren aus *Africa*, Egypten und der Christenheit abnahmen. Die Gewalt der Waffen hatte über dieses *Arabien*, Persien und alle Landschaften, bis an den Fluß Indus, unter ihre Bothmässigkeit gebracht; und also war es ihnen etwas leichtes, zu Lande aus einem Königreich in das andere zu gehen, bis an die äussersten gegen Morgen liegende Grenzen Asiens. Wenn sie auch starke Flotten gehabt hätten, wodurch sie sich zu Herrn des Meeres hätten machen können: so hat es eine grosse Wahrscheinlichkeit, daß sie die Eroberung dieses Landes würden unternommen haben, eben so, wie sie sich alle andere Länder, wo sie mit ihren Waffen hinkommen können, unterworfen haben. Allein man findet so wenig in ihren Geschichtsbüchern, als in den Nachrichten der Portugiesen, einige Spuren, daß auch ihre beträchtlichste Colonien einen andern Ursprung gehabt, als die Handlung oder die Religion.

Von dem Indus an, bis an das **Vorgebürge von *Comorin***, fanden die Portugiesen, daß sie die *Mahometaner* aus *Africa* an vielen Orten niedergelassen hatten, insonderheit aber zu Calicut. *Barros* erzählet, daß *Samara Peyrimal*, der König der *malabarischen* Küste, bewogen worden, zur *mahometanischen* Religion zu treten; daß, da ihn sein Eifer angetrieben nach *Mecca* zu reisen, und allda sein Le-

ben zu beschliessen, er das Königreich unter seine Kinder und Anverwandte getheilet, und Calicut einem von seinen Vettern, der sein Haupterbe war, nebst dem Titel eines Zamorin, oder Kaysers von Malabar gegeben habe.

Die Mauren waren nach Coulan gekommen, um daselbst Handlung zu treiben; und dieser König Peyrimal hatte ihnen Calicut angewiesen, woselbst sie ihre wichtigsten Vorrathshäuser, nicht nur von Pfeffer und Ingwer, welche dieses Land im Ueberfluß hervorbringet, sondern auch von allen andern Gewürzen oder Spécereyen, die von den Inseln und den äusersten gegen Morgen liegenden Ländern dahin gebracht werden, angeleget hatten. Dieses Etablissement und die Hochachtung, so die Zamorins, die dem Samara Peyrimal nachfolgeten, gegen die mahometanische Negres bezeigten, machte dieselben nicht nur zu Calicut sehr mächtig, sondern auch an dieser ganzen Küste; wo sie mit den vornehmsten Indianern verwandt wurden, indem sichs diese vor eine Ehre hielten, ihre Töchter mit ihnen zu verheurathen. Sie brachten überdas auch bey den Prinzen ein grosses Ansehen zuwegen, die sich hie und da an der malabarischen Küste befanden; weil, da diese kleine Herrn beständig unter einander in Kriege verwickelt waren, sie diese Mauren, die damals die besten Soldaten in ganz Indien waren, in ihre Dienste zogen. Der grösseste Theil der Patans, oder Könige des Landes, waren

Gö-

Götzendiener, und die mahometanische Religion hatte zu der Zeit sich noch wenig allhier ausgebreitet; denn dieses geschahe erst, nachdem der Mogol Akbar, am Anfang des siebenzehenden Jahrhunderts, dieses Land eroberte.

Hinter dem Vorgebürge von Comorin, und von dannen an der Küste her weiter gegen Morgen, wie auch in den Inseln, fanden die Portugiesen keine so grosse Menge mehr von Mahometanern. Es waren ihrer jedennoch zu Malacca, in der Insel Sumatra und in den molukkischen Inseln anzutreffen; in den meinsten übrigen Königreichen aber waren kaum etliche wenige zu sehen.

Diese Reisen in entlegene Länder waren weder sicher, noch so gar häufig; und aus dieser Ursache sahen sich die Kaufleute genöthiget, sich lange Zeit in den vornehmsten Handelsplätzen aufzuhalten, deswegen sie allda Weiber nahmen, weil ihnen ihre Religion die Vielweiberey gestattete. Diese neue Familien gaben andern Anlaß ihnen nachzufolgen; und da die Fürsten ihren Vortheil dabey fanden, daß die Handlung mit Persien, Arabien, Egypten, dem übrigen Africa und Europa, welche letztere durch das rothe Meer gienge, in ihre Häfen gezogen würde: so wurden diese Kaufleute so wohl empfangen und gehalten, als sie es nur wünschen konnten. Die dem Götzendienst beygethane Prinzen, so in ihrem von Alters hergebrachten Aberglauben erzogen worden, sahen eben nicht sonderlich auf die Verschie-

denheit der Religion, und betrachteten sie sämmtlich, als etwas gleichgültiges. Demnach erlaubten sie ihren Unterthanen, ohne viele Schwierigkeit die *mahometanische* anzunehmen, die ihnen vor allen andern einen Vorzug zu haben schiene; weil diese *Araber* ihnen Hofnung machten, von den Sultanen, deren Macht damalen in ganz *Asien* bekannt war, dabey geschützet zu werden. Die Prinzen selbst bekannten sich zu den Lehren der *Mahometaner*, wenn sie irgend in eine Noth geriethen, damit sie die *Mauren* auf ihre Seite bringen möchten: und diese vermehreten sich endlich so ungemein stark, daß sie ganze Städte, oder doch einen Theil der alleransehnlichsten bevölkerten. Dergestalt schluge diese Religion, bey welcher eben nichts sonderlich unbequemliches ist, nach und nach an verschiedenen Orten Wurzeln, und nahme daselbst noch mehr an Macht zu, als einige *Mauren* oder *Araber*, die an den Höfen von *Cambaya* und *Guzuratte* zu den vornehmsten Ehrenstellen erhoben worden, noch eine grössere Anzahl von den *Türken* aus *Asien* dahin zogen, die man *Rumis* nennet, und von welchen sich einige von verschiedenen Posten Meister machten; zum Exempel *Melik Az*, der sich zu *Diu* ein beträchtliches Etablissement errichtete, woraus er den *Portugiesen* so lange Zeit beschwerlich fiele. Von dem festen Land kamen sie in die *molukkischen* Inseln, wo sie die Könige von *Tidor* und *Ternate* zu Annehmung ihrer Religion vermochten. Sie

wurden von diesen Prinzen mit vielen Wohlthaten überhäuft; der Vortheil wegen der Handlung aber und die Hülfe, so man im Nothfall von den *Arabern* zu haben verhoffete, machten, daß diese Fürsten bey ihrer neuangenommenen Religion fest hielten. Die *portugiesische* Schriftsteller versichern, diese Festsetzung des *Islamismus* in den *molukkischen* Inseln habe sich kurze Zeit vor der Entdeckung *Indiens* zugetragen.

Mit diesem ersten Weg, den *mahometanischen* Glauben in *Indien* einzuführen, verbanden die *Araber* noch ein anderes Mittel, welches wegen der geschickten und wohl ausgedachten Art, mit welcher sie selbiges anwendeten, nicht minder von guter Wirkung war. Dieses bestunde in dem Predigen ihres *Derwichs* oder *Fakkirs*. Diese Gattung von Geistlichen wagte es nicht, den Gottesdienst offenbar zu verdammen, der einmal in dem Land, in welchem sie Fremdlinge waren, eingeführet worden; vielmehr enthielten sie sich mit gröster Vorsichtigkeit alles dessen, welches denen zuwider seyn konnte, deren Macht sie zu fürchten hatten. In den meisten *indianischen* Seestädten hatten sie sich vor nichts zu fürchten; weil die dasige abgöttischen Einwohner gemeiniglich gegen andere Religionen wenig Haß hegen, und niemalen einige Begierde bezeiget haben, Ausländer zu ihren verschiedenen Secten zu ziehen. Wenn aber ein Prinz einige Neigung vor die *mahometanische* Religion von sich merken liesse,

alsdenn liessen die Araber geschwinde einige von ihren Fakkirs kommen, die ihn in den Lehrsätzen des Alcorans unterweisen musten. Die Portugiesen trafen zu Tidor einen an, welcher in der Absicht dahin gekommen war, die Ueberreste des Götzendienstes auszurotten. Es muste auch seyn, daß die Araber einen gewissen Vortheil dabey fanden, wenn sie ihre Religion in einem Land einführeten, bevor sie solches unternahmen Durch dieses Mittel machten sie sich von der Handlung Meister, unter dem Vorwand die Prinzen gegen ihre Feinde zu beschützen: sie liessen beständig eine grössere Anzahl Mahometaner kommen, und vermehreten ihre Macht dergestalt, daß sie sich endlich manchmal zu unumschränkten Herrn von den Häfen machten, in welchen sie anfänglich als Kaufleute waren aufgenommen worden. Zuweilen beredeten sie, unter dem Schein einer besondern Gottesfurcht, die Prinzen und andere der ansehnlichsten Personen die Wallfarth nach Mecca zu thun, oder die kostbarsten Geschenke an diesen Ort zu senden, um sich dadurch den besonderen Schutz des Propheten zu erwerben. In diesem blühenden Zustand ihrer Sachen, fiele es ihnen eben nicht schwer viele Personen zu ihrer Religion zu bringen; sonderlich aber eine grosse Menge Sclaven und Mesticen, die durch dieses Mittel von vielen Auflagen befreyet wurden; weil sie eben der Vortheile theilhaftig wurden, die man am Anfang den Mahometanern zugestanden hatte, um sie mit

ihrer Handlung in die vornehmsten Stapel oder Handlungsstädte zu ziehen.

§. 4.

Von den Christen in Indien.

Es kame in dem Jahr 1724. im Haag ein Buch heraus, dessen Titel war: Christianisme des Indes, und dessen Irrthümer und Heftigkeit alle billige Personen dargegen aufgebracht haben. Der Verfasser ist ein vormals gewesener Mönch, Namens Mathurin Veissiere la Croze, der sonsten zu Corbeil im Benedictiner-Orden war, nunmehro aber sowohl durch seinen Eifer, als durch seine Gelehrsamkeit verdienet hat, bey dem König von Preussen Bibliothecarius und Antiquarius zu werden. Bey Lesung des Titels von seinem Werk, sollte man sich einbilden, den Anfang, die Festsetzung und den Wachsthum der christlichen Religion in Indien darinnen anzutreffen; allein nichts war von dem Absehen des Verfassers weiter entfernet, als eben dieses. Seine einzige Absicht, und wir sind versichert, daß er selbst es nicht leugnen wird, ist nur diese gewesen, daß er den Nestorius rächen, seine Nachfolger zu Heiligen machen, seine Irrthümer rechtfertigen, gegen die dritte allgemeine Kirchenversammlung zu Ephesus schreiben, die Vertheidigung der mahometanischen Lehre über sich zu nehmen, und mit solcher Unbändigkeit gegen die römische Kirche schreiben wollen, daß die heutige Protestanten erröthen, wenn

Von dem la Crozischen Werk, von dem Christenthum in Indien.

wenn man ihnen dergleichen an den ersten Reformatoribus zeiget, und dergleichen man auch nicht mehr in ihren Schriften antrift; ferner, daß er den Synodus von Diamper und den Erzbischof Don Menezes, der darauf präsidirte, herunter machen, und endlich alle Bitterkeit und Galle gegen eine Gesellschaft ausspeyen wollen, die er, allem Ansehen nach, sonsten schon, aus ihm selbst bekannten Ursachen hassete.

Irrthümer und Ausschweifungen dieses Schriftstellers.

Damit man uns aber nicht beschuldige, als wenn wir etwas sagten, daß sich nicht also befinde; so wollen wir einige Worte dieses Schriftstellers anführen. „Nach ihm ist die Erzählung von dem Tod des heiligen Apostels Thomas nicht weniger fabelhaft, als daß er nach Indien gekommen (Seite 40.); sie hat ihren Ursprung nichts anders, als den Fabeln der Manichäer zu danken. Man könnte ohne einige Furcht sich zu irren, behaupten (Seit. 46.), daß die Gleichheit des Namens gemacht hat, daß ein armenischer Kaufmann, Namens Thomas Cana oder Mar Thomas, mit dem Apostel Thomas vermischet worden. Die Missionarii (Seit. 43. und 506.) haben einen gewissen Thamo, einen berühmten Betrüger der sich zum Oberhaupt der Secte der Betrachtenden in China aufwarf, vor den heiligen Apostel Thomas gehalten: Oder vielleicht war es ein anderer Thomas (Seit. 41.), und Schüler des Erzketzers Manes. Die Irrthümer, so man dem Nestorius (Seit. 14.) beymisset, sind nichts anders, als

Wort-

Wortstreitigkeiten. Ich habe (Seit. 3.) sehr beträchtliche Merkmaale der Reinigkeit und des Alterthums in der Gemeinde der Nestorianer angetroffen. Der Beyname der Mutter GOttes, welcher der Jungfrau Maria beygeleget wird (Seit. 11.), kommt von den Arianern und Apollinaristen her. Fast alle diejenige, so von der mahometanischen Religion gehandelt haben (Seit. 525.), haben uns berichtet, daß sie durch die Waffen eingeführet worden, und sich nur allein durch Gewaltthätigkeiten erhalte. Es laufet bey dieser Beschuldigung etwas ungerechtes mit unter, zumalen wenn sie aus dem Mund einer Person kommet, die der römischen Kirche zugethan ist. Diese Kirche (Seit. 291.) erkühnet sich, aller Rechte der Wahrheit sich anzumassen; ja sie gehet noch weiter, und gebrauchet die grausamsten Leibesstrafen, um sich eine tyrannische Gewalt über die Gewissen zuwegen zu bringen. Sie berechtiget und beschützet (Seit. 292.) alle Mißbräuche. Dem Feuer und den allerbarbaresten Grausamkeiten der Inquisition (Seit. 527.) hat sie ihre Erhaltung zu danken.„ Wollte wohl dieser entflohene Mönch nach so merkwürdigen Ausschweifungen und diesem Geständniß uns noch bereden, daß die Abneigung von allen Religionen nicht der wahre Bewegungsgrund von seiner Religionsänderung gewesen. Es ist hier nicht der Ort, wo man ihn in allen seinen Verirrungen wiederlegen soll. Wir halten uns nur an dasje-

nige, was eigentlich hierher gehöret, und gedenken seine Unwissenheit und schlechte Treue in Ansehung der Nachrichten von dem Ursprung und dem Wachsthum des Christenthums in Indien darzuthun.

Daß der heilige Thomas der Indianer Apostel gewesen.

Ob wir schon nicht alles vor Wahrheit annehmen, was die allzuleichtgläubige Missionarii und Reisende von dem Tod des heiligen Thomas in Indien, und den Wunderwerken, so denselben begleiteten, oder auf ihn folgten, geschrieben haben: so kan man doch schwerlich, ja gar unmöglich den Zeugnissen der alten Geschichtschreiber und der Ueberlieferung allen Glauben absprechen; welche einmüthiglich versichern, daß der heilige Apostel in diesen orientalischen Ländern an Ausbreitung des Christenthums gearbeitet habe. Ehe die Apostel aus einander giengen, so theilten (r) sie die Länder der ganzen Welt unter sich, um dahin zu gehen und die Lehre des Evangelii zu predigen, ein jeder in den Reichen, die ihm in der Theilung zugefallen waren. Hierbey bekame nun der heilige Thomas Parthien, der heilige Matthäus Aethiopien und der heilige Bartholomäus dasjenige Indien, welches an das letztere grenzet. Socrates, von dem wir diese Nachricht haben, redete nach den geographischen Vorstellungen, die man sich zu seiner Zeit machte, oder nach den geistlichen Schriftstellern, welche den gewöhnlichen Begriffen ihrer Zeiten ge-

(r) *Socrates*, Historia Ecclesiastica, Lib. I, cap. 29.

gefolget waren. Das Land der Parther, so vorher nur eine kleine Provinz gewesen war, wurde neunzehen Jahre nach dem Tod Alexanders des grossen das allerblühendste Königreich, indem die Arsacider sich einen Thron gründeten, und von allem, was die macedonische Seleucider von Mesopotamien an, bis nach Indien besessen hatten, Meister machten. Die Römer vermochten niemalen ihre Macht über einen Haufen zu werfen; sondern sie erhielte sich bis auf das 229. Jahr nach der Geburt JEsu Christi, zu welcher Zeit Artaxerxes das zweyte persische Reich errichtete. Demnach begriffe man unter dem Namen von Parthien alle die Länder, so jenseits des Tigers und Euphrats lagen; und eben dieselben fielen in der Theilung dem heiligen Thomas zu (s); und folglich machte auch Indien einen Theil des Landes aus, wo er sein Apostelamt ausüben sollte. Die Ueberlieferung stimmete damit überein, in den fünf ersten Jahrhunderten der christlichen Kirche. Wir haben es von unsern Voreltern gehöret, sagt Eusebius (t) an vielen Orten.

Er berichtet uns über das, der heilige Pantänus habe, von einem heiligen Eifer angetrieben, die

Reise des Heil. Bartholomäus nach Indien.

(s) Dieses wird durch das Zeugniß des Cosmas Indicopleustes bestättiget. Christianorum opinio de mundo, Lib. II, pag. 147, in fine Collect. P. P. Graec. Edit. *Montfaucon.*

(t) *Eusebius Pamphilius*, Historia Ecclesiastica, Lib. III, cap. 1. & Lib. V, cap. 10.

die Reise nach Indien gethan, um das Geheimniß des Kreutzes allda zu verkündigen; er habe daselbst das Evangelium Matthäi in hebräischer Sprache in den Händen vieler Indianer angetroffen, die die darinnen enthaltene Wahrheiten verehret hätten; und diese hätten es von dem heiligen Bartholomäus empfangen gehabt, der sie in den Glaubenslehren des neuen Gesetzes unterwiesen hatte. Man setzet die Reise des heiligen Pantänus gemeiniglich in das Jahr 317. (v). Und ohngeachtet die Mission des heiligen Bartholomäus hauptsächlich einen Theil von Africa angehet; so läßt sich doch daraus nicht schliessen, daß er die Reise nach Ost-Indien niemalen unternommen habe. Vielmehr hatte er im Gegentheil viele Bewegursachen, die ihm anriethen, dieselbe zu unternehmen. Ein Eifer und angelegene Sorgfalt, die nicht nur auf alle schon gepflanzte Kirchen, sondern auch auf alle Völker der Welt gerichtet war; der vortheilhafte Ruhm, in welchem Indien schon stunde, von welchem Land die egyptischen und ethiopischen Kaufleute ohne Unterlaß redeten, und es aufs höchste herausstrichen: das zusammen machte, daß er seufzete, wenn er an ein zahlreiches, reiches und wohlgesittetes Volk gedachte, das in den dicken Finsternissen des Heydenthums bleiben sollte; die leichte Ueberfahrt, so man in sehr

(v) V. *Pagi*, Critica in Baronium, ad hunc annum 317.

sehr kurzer Zeit thun konnte, und auf welcher man täglich alle Bequemlichkeit haben konnte, drunge ihn dahin zu gehen und das Evangelium zu verkündigen. Allein da dieses nicht der eigentliche Ort war, den ihm der Heil. Geist zu seinem Amt angewiesen hatte; und da er über das vielleicht erfuhre, daß sich der heilige Thomas schon allda befinde: so begabe er sich wieder zurücke, um seine Amtsverrichtungen in Africa zu vollenden.

Diese Zeugnisse unserer berühmtesten Kirchenscribenten, die da durch eine beständige Ueberliefe- rung fast aller Jahrhunderte und aller Reisenden unterstützet werden; und diese Muthmassungen, welche auf die Natur der Sachen gegründet sind, müssen aller Wahrscheinlichkeit nach den Einwurf einiger gelehrten Kunstrichter wegen der Zweydeutigkeit des Worts *Indien* darnieder werfen. Es ist an dem, daß die Alten, die oftmalen von der Lage der Länder sich gar unrichtige Vorstellungen machten, diesen Namen unterschiedlichen sehr weit von einander entlegenen Ländern beygeleget haben, zum Exempel, *Aethiopien*, *Arabien*, *Iberien* und *Colchis*. Die braune Farbe einiger von diesen Völkern, oder vielleicht einige Aehnlichkeiten in der Beschaffenheit der Länder, in welchen beynahe einerley Dinge hervorgebracht wurden, dergleichen bey *Arabien* wegen der Gewürze anzumerken ist, das sind die Quellen dieser Irrthümer gewesen. Wir dürfen uns darüber so gar sehr eben nicht verwundern; indem so gar itzo noch von vielen bey uns

America mit Ostindien vermischet wird, und zwar gegen alle nur erdenkliche Wahrscheinlichkeit, Vernunft und Abstammung oder Verbindung der Worte. Aber, auf unser voriges zu kommen, ob auch schon der heilige Bartholomäus zuerst die Verrichtungen seines Apostelamts in Aethiopien abgewartet; so folget doch nicht daraus, daß er niemals in das eigentlich so genannte Indien übergefahren. Das Zeugniß der Schriftsteller, so sich auf Thaten gründet, denen sonsten nicht widersprochen wird, geben ein wohlgegründetes Recht, das Gegentheil zu glauben.

Die Folgen der Kirchengeschichte geben hiervon neue Beweise an die Hand, sonderlich was die von dem Apostel Thomas in Indien unternommene Verkündigung des Evangelii anlanget. Seit dem dritten Jahrhundert wurde sie durchgehends vor so gewiß gehalten, daß der gottlose Manes, der sich vor einen anderen Messias ausgabe, und zu dem Ende auch Apostel erwählet hatte, einen von denselben, der ebenfalls Thomas (x) hiesse, nach Indien sandte, von welchem er hoffete, daß er einmal mit dem Jünger JEsu

(x) Voluit fortasse impostor (Thomam suum in Indiam mittendo) Christum etiam in hac parte imitari, dum Thomam Apostolum ad Euangelium suum praedicandum, in Indiam destinaret. *Cave*, Hist. eccl. Saec. III, in Mane, Part. II.

JEsu Christi sollte verwechselt werden, wie es von einem in Irrthümer gestürzten Mann geschehen ist (y); doch verriethe er dadurch seine Unwissenheit, Blindheit und Treulosigkeit. Dieses sind die Gedanken eines Mannes, der dem Herrn la Croze nicht verdächtig seyn kan; bey dem aber die Veränderung der Kleidertracht nicht die Wirkung gethan, daß er die Grenzen der Mässigung überschritten.

Die Bestättigung des Glaubens bey den sich selbst überlassenen Indianern, ware die Ursache die den heiligen Pantänus (z) dessen wir vorhin gedacht haben, veranlassete, diese Reise vorzunehmen; und daß der heilige Athanasius den Frumentius (a) zum Bischof in Indien ernannte; wo derselbe auch das süsse Vergnügen hatte, die Ausübung des Evangelii so vollkommen zu sehen, als man es nur wünschen konnte. Der heilige Hieronymus (b) versichert in der That, daß er alle Tage zu Jerusalem Mönche empfienge, die aus Indien kämen, wie andere aus Persien und

Ueberlieferung von der Religion der Indianer, und dem Apostelamt des heiligen Thomas.

(y) Christianisme des Indes, pag. 41.

(z) *Eusebius Pamphilus*, Historia Ecclesiastica, Lib. V, cap. 10. *Baillet*, Topographie des Saints, au 7. de Juillet.

(a) Diese Geschichte ist sehr umständlich erzählet, beym *Sozomenus*, Historia Ecclesiastica, Lib. II, cap 24. und beym *Socrates*, Historiae Ecclesiasticae, Lib. I, cap. 29.

(b) *Hieronymus*, Epistola VII.

und Athiopien, um die heiligen Oerter zu besuchen. Es waren auch Mönche aus Indien (c), die dem Kayser Justinianus Eyer von Seidenwürmern brachten, die man damals in Europa noch nicht kannte. Wenn man die Rede der Brachmanen an den Alexander, die wir in dem ersten Theil dieser Geschichte beygebracht haben, lieset: so wird man ohne Zweifel bemerken, daß diese Weltweisen, die sie dem Palladius gaben, dasjenige was sie von dem Wort sagen, aus den Lehrsätzen der Christen genommen; und daß die Ausdrücke, deren sie sich bedienen, fast die nämlichen sind, die in dem Evangelio vorkommen †). Das aber hätten sie nimmermehr von einem manichäischen Apostel lernen können. Cosmas von Alexandrien, der gegen das Jahr 530. ganz Persien und Indien durchreisete, giebt uns die Versicherung (d), daß er in diesem Land eine ungemeine Anzahl von Kirchen, Bischöffen, Glaubigen, Märtyrern, Mönchen, Ordensleuten und Einsiedlern angetroffen habe.

Von

(c) *Procopius*, Polyhistoria, cap. XVII.

†) Hieraus folget also unumstößlich, daß die gedachte Rede des Brachmanen eine untergeschobene Arbeit sey; indem ja Alexander lange vor Christi Geburt mit Tod abgegangen war.

(d) *Cosmas Indicopleustes*, Christianorum Opinio de Mundo, Lib. III. pag. 179. Womit die Vorrede des P. *Montfaucon*, cap. III, num. 6. zu vergleichen ist.

Von dem Cosmas an finden wir weiter niemand, der nach Indien gereiset, bis ins dreyzehende Jahrhundert; und alle diejenige, welche seit der Zeit diese Reise gethan, haben einmüthiglich die Ueberlieferung dieses Landes von dem Predigtamt des heiligen Thomas erzählet. Sehet hier, in welchen Ausdrückungen gegen das Jahr 1300. Haito der Armenier davon redete (e). Allhier (nämlich in Indien) hat der H. Apostel Thomas den Glauben an JEsum Christum verkündiget, und auch viele Länder und ganze Nationen bekehret. Allein da diese Länder von denen, wo man sich durchgehends zur christlichen Religion bekennet, gar weit entfernet liegen; so haben sich unsere dasige Gemeinden gar sehr verringert; dergestalt, daß nicht mehr, als noch eine einzige Stadt von Christen übrig geblieben, indem die andern insgesamt von dem Glauben gänzlich abgefallen sind. Marcus Paulus hat, ohngefähr zwanzig Jahre vor ihm, noch mehrern Bericht hiervon gegeben. In der Landschaft Malabar, welches das grosse Indien (f) ist, bewahrt man den Leib des heiligen Apostels Thomas, welcher in dieser Provinz um des Glaubens an JEsum Christum willen den Märtyrertod erlitten hat. Sein Leichnam ruhet in einer kleinen Stadt, in welcher viele Christen wohnen, die ihm die geziemende Ehre erweisen.

(e) *Haito Armenus*, Historia Orientalis, cap. VI.
(f) *Marcus Paulus Venetus*, Lib. III, cap. 27.

sen. Die Einwohner des Landes verehren ihn, als einen grossen Propheten, und nennen ihn Anonyam, welches so viel als ein heiliger Mann andeuten will. Sie kommen von weitem dahin, um ihm ihre Ehrerbietung zu bezeugen; sie nehmen von dem Ort, wo er, wie man davor hält, sein Blut vergossen hat, Erde mit sich; und geben den Kranken davon ein, in der festen Hofnung, daß dieselben davon genesen würden. Die Einwohner von Cochin und Meliapour erzähleten den Portugiesen die Sache auf eben die Art; und man könnte einen ganzen Band damit anfüllen, woferne man alle Zeugnisse sammlen wollte, welche die Reisende von ganz Europa davon gegeben, seit dem der Weg zur See nach Indien entdecket worden.

Untergang des Christenthums in Indien.

Die Nachlassung im Eifer, der Mangel der Unterweisung, und denn, daß die Christen in Indien seit vielen Jahrhunderten von allen andern verlassen waren, verursachten einen fast allgemeinen Abfall vom christlichen Glauben, als die Tartarn und Türken diese Reiche feindlich anfielen. Die Ueberwältigung der Gewissen und der Städte gehen bey diesen Völkern in einem hin, oder vielmehr haben sie beydes zugleich zur Absicht; weil der Alcoran ihnen gebietet, alles über die Klinge springen zu lassen, was nicht einen GOtt, und Mahomed vor seinen Propheten erkennen will. Die Furcht vor einem

unaus-

unausbleiblichen Tod, die Unwissenheit, oder der Mangel an Priestern, hatte diese Christen, die mit denen in andern Ländern keine Gemeinschaft hatten, geschwächet; und die weichliche Schwachheit ihrer Gemüthsart machte sie von dem Märtyrerthum abgeneigt, und hatte ihnen vielmehr eine Neigung beygebracht, eine neue Religion anzunehmen, in welcher die Einigkeit GOttes, der Abscheu vor allem Götzendienst, und die Hochachtung gegen JEsum Christum, den man ihnen als einen grossen Propheten zu verehren erlaubte, beybehalten wurde. Diese Gattung einiger Aehnlichkeit, und denn noch einige andere Bewegungsgründe, stürzte sie in den Irrthum, in welchen die **Persianer** schon vorher gefallen waren; und dergestalt wandten sich fast alle Christen zur mahometanischen Religion. Seit dem nun die christliche Prinzen Indien entdecket haben, so haben sie eine Menge Arbeiter zur Ausbreitung des Evangelii dahin gesandt, um die Reinigkeit des Gottesdiensts wieder aus dem Staub zu erwecken.

§. 5.

Von den Nestorianern in Indien.

Es hatte die wahre Religion in Indien von Seiten der Nestorianer schon eine beträcht- Wie die nestorianischen Irrthü-

mer nach Indien gekommen.

trächtliche Wunde überkommen. Die Verderbung der wahren Lehre schliche sich daselbst auf zweyerley Arten ein. Von Constantinopel, allwo der Irrthum des Nestorius von mehrerern Personen in JEsu Christo seinen Ursprung genommen hatte, kame daselbst zuerst nach Asien, und bekame daselbst eine zahlreiche Menge von Anhängern. Seleucia am Tigerfluß (g) war gleichsam der Mittelpunct dieser Gemeinde. Der Patriarch, so sich daselbst aufhielte, masete sich des Titels eines allgemeinen Bischofs an, und eignete sich den Vorzug vor allen Bischöffen und Erzbischöffen der römischen Kirche zu. Durch ihn wurden die Bischöffe der orientalischen Länder ausgesendet; und unter ihm stunden zwey Primate, deren eines vor Indien, und das andere vor Cathay bestimmet war. Er überkam diese Gerichtbarkeit in Indien, nachdem die Patriarchen von Alexandrien aufhöreten, die dasigen Bischöffe zu verordnen, wie es durch den heiligen Athanasius war eingeführet worden (h). Der Patriarch von

(g) S. *Montfaucon*, Praefat. in Cosinam, cap. III, num. 6. *Doucin*, Histoire du Nestorianisme. *Maimburg*, Schisme des Grecs. L' Abbé *Renaudot*, Dissertatio sur les Relations anciennes, des Voiageurs Arabes, pag. 268.

(h) *Lazumenus*, Historia Ecclesiastica, Lib. II, cap. 24.

von Seleucien sammlete die Früchte von dieser Nachlässigkeit ein. Er sandte Bischöffe und Priester dahin, die den Gift des Nestorius daselbsten ausstreueten, und auch nicht vergasen, den Christen ihren Haß gegen die occidentalische Gemeinde einzupflanzen. Dieser Haß ist in diesem Land so tief eingewurzelt, daß nach den Berichten unserer besten Reisebeschreiber, alle Christen dieses Landes davon voll waren, als die Portugiesen anfiengen, sich in denselben feste zu setzen; und ihr hartnäckigtes Anhangen an ihrem Irrthum machet die gröste Hinderniß bey ihrer Bekehrung aus; nicht aber, wie viele Protestanten vorgegeben, ihre Abneigung gegen die Lehrsätze der römischen Kirche; weil sie sich zu allen wesentlichen Glaubenslehren derselben bekennen, wie solches ein Gelehrter zu unseren Zeiten dargethan hat (i). Nachdem nun Seleucien durch die Kriege der Saracenen zerstöret worden, wurde der Sitz der allgemeinen Patriarchen nach Mosul an dem Tiger verleget; welches nicht weit von dem Ort lieget, wo man muthmaset, daß vor Zeiten Ninive gestanden habe.

Der andere Weg, durch welchen die nestorianische Lehren nach Indien gekommen, ist seine

(i) M. l'Abbé *Renaudot*, Perpétuité de la Foi.

seine Aufnahme bey den Tartarn, bey denen sie durch die Geschicklichkeit und die Predigten des berühmten Priesters Johann Eingang gefunden hatten. Die Abgeordneten, welche von dem französischen und römischen Hof wenige Zeit nach dieser Begebenheit in die Tartarey gesendet wurden (k), erzählten, daß sie daselbst eine grosse Anzahl Christen angetroffen, die aber sämmtlich mit den Irrthümern des Nestorius, oder mit andern noch gefährlichern, angestecket wären. Diese ihre Irrthümer haben sie nach Indien gebracht, wie sie unter der Anführung des Tamerlans in dieses Land einfielen.

§. 6.

Von den Protestanten in Indien.

Es war demnach also beschlossen, daß alle Nationen der Welt sich durch die Handlung in Indien zu bereichern suchen, und die Fußstapfen ihrer Neigungen, ihrer Laster, und ihrer besonderen Irrthümer allda eindrücken sollten. Die reformirte Religion war noch keine achtzig Jahre alt, als die Holländer anfiengen, sie in die-

(k) Siehe Nouveau Recueil des Voiages en Asie.

diesen entfernten Landschaften einzuführen. Es ist von den General-Staaten unter sehr harten Strafen verboten (l), eine andere Religion allda zu lehren, auser der sogenannten reformirten, und zwar an allen Orten, auf den Inseln und dem festen Land, deren sich die Compagnie bemächtiget hat, und die sie noch itzo besitzet. Allein so strenge auch auf dieses Verbot gehalten wird, eben so sehr (m) verachtet man daselbst die Verordnungen und Absichten der Republick, welche der Compagnie anbefohlen hat, Prediger in ihren Plätzen zu unterhalten, welche die Indianer von dem Götzendienst abziehen sollten. Die meinsten Directeurs der Compagnie bezeugen im Gegentheil nichts, als eine strenge Unbarmherzigkeit gegen diese Menschen, die sie auf alle ersinnliche Arten erschöpfen. Ihr Eifer gehet nicht weiter, als auf die Catholischen, gegen welche sie nach ihrer Gewohnheit loßziehen, ja sogar manchmal ihnen sonsten noch übel begegnen

(l) *Corneille le Brun*, Voiage aux Indes, pag. 363.

(m) Man lese deswegen die Klagen des Tavernier, eines Protestantens, Voiages aux Indes, Tom. V, pag. 323. und vergleiche damit den Artickel in *Bayle* Dictionaire historique et critique, der von ihm handelt.

nen (n), und allerhand Gewaltsamkeiten an ihnen ausüben.

Man weiß nicht, was man denken soll, wenn man siehet, wie der vormalige Mönch la Croze (o) eine heilige Stimme an sich nimmt, um dem Himmel, wegen des guten Fortganges Dank abzustatten, den die lutherische Lehre in Indien, durch die Erleuchtung und die Predigten der gottesfürchtigen Priester, die der König von Dännemark seit dem Jahr 1705. dahin gesendet, bekommet. Es scheinet, als wenn dieser entlaufene Ordensmann der catholischen Religion nur darum gute Nacht gegeben, um alle andere anzunehmen.

(n) Man lieset hiervon einen sehr merkwürdigen Vorfall in des P. *Tachard*, Voiage de Siam, pag. 158.

(o) Christianisme des Indes, pag. 536.

Ende des andern Theils.

Anhang.

Anhang
zum zweyten Theil,
bestehend
in einer Nachricht von dem Wedam der Malabaren.

Die Gelehrten haben seit langer Zeit theils ein grosses Verlangen geäusert, den Innhalt des berühmten Gesetzbuches der Brachmanen, welches sie **Wedam** nennen, zu erfahren; theils aber haben wirkliche Nachrichten davon geben wollen, und sich dabey entweder auf die fehlerhaften Berichte einiger Reisenden gegründet, oder, wenn sie selbst diese Reisende gewesen, eine irrige Nachricht von andern indianischen Büchern vor den **Wedam** selbst gehalten. Die Begierde der erstern kommt ohne Zweifel daher, daß viele Schriftsteller, alter so wohl als neuerer Zeiten, die Weisheit der alten indianischen Philosophen, oder der Brachmanen, überaus sehr erhoben haben. Und weil, wo nicht ihre ganze Weisheit, doch ein grosser Theil derselben in dem **Wedam** sollte enthalten seyn; so wünscheten diese edle Freunde der Wahrheit und Weisheit nichts mehr, als eine Kenntniß derer in diesem Buch

enthaltenen Sachen zu erlangen, um auch dadurch ihren Wissenschaften ein neues Licht aufzustecken. Doch, das war es noch nicht alles. Man hofte auch darinnen die alte Geschichte der Indianer aufgeklåret zu finden: und das scheinet auch das einzige Stück zu seyn, in welchem ihre Hofnung nicht gånzlich fehlschlagen möchte: Ohnerachtet was davon im Wedam vorkommet mit solcher Dunkelheit umwickelt zu seyn scheinet, daß der Nutzen in der Historie doch gar måssig bleiben wird. Daß man sich wirklich viel gutes davon versprochen, solches ist aus denen Schriften vieler Gelehrten genugsam zu ersehen. Ich darf mich nur auf den nunmehr verstorbenen berühmten Königl. Preussischen Bibliothecarius, den Herrn la Croze berufen, welcher in seinem Buch du Christianisme des Indes (pag. 427. coll. pag. 447.) also davon redet: „Es „ist fast gar nicht daran zu zweifeln, daß man „in dieser Sache (nåmlich der Vergleichung der „egyptischen und indianischen Religion) „viel weiter gehen könnte, wenn der Wedam, „welcher eine Sammlung der alten heiligen „Bücher der Brachmanen ist, in das Lateinische „oder eine andere europåische Sprache über„setzet wåre. Man würde darinnen, allem „Ansehen nach Alterthümer antreffen, welche „von den Brachmanen aus abergläubischen „Hochmuth vor den Völkern in Indien, die

sie

„sie als unheilige, denen man nichts, als das „äuserliche von der Religion unter Fabeln an„vertrauen müsse, ansehen, verborgen gehalten werden.„ Ich will den gelehrten Herrn Kanzler von Mosheim hier noch zu seinem verstorbenen Freund hinzusetzen. Derselbe sagt in seiner Kirchen-Historie des neuen Testaments (Saec. I, Part. II. init. pag. 56.): „daß „unter den orientalischen Völkern auch eine ge„wisse Art Weltweisen gewesen, daran ist gar „nicht zu zweifeln: was aber diese Weltweis„heit vor Lehrsätze und Meinungen enthalten, „solches ist noch nicht so gar bekannt; und es „ist auch nicht sicher genug, aus den Schrif„ten neuer Schriftsteller von den Meinungen „der Alten ein Urtheil zu fällen. Doch kan „man zur Probe des Thomas Hyde Buch „de Religione veterum Persarum hierbey nach„lesen. Es wäre zu wünschen, daß jemand „gefunden würde, der das uralte Buch der „Brachmanen, welches von ihnen der We„dam genannt wird, in eine bekantere Spra„che übersetzte.„

Man hat es den Königl. Dänischen Missionariis in Tranckenbar zu danken, daß sie in der sechs und vierzigsten Continuation ihrer Berichte eine genaue Nachricht von dem Wedam mitgetheilet, und dadurch viele ungegründete Meinungen von diesem Buch ver-

nichtet haben. Aus dieser ihrer zuverlässigen Nachricht, welche ich zur Vollständigkeit dieses Werks Auszugsweiß hier hinzu thue, ist nun auch dasjenige zu vermehren und zu verbessern, was der Herr Abt Guyon pag. 416, seq. und pag. 439. seq. des zweyten Theils dieser Historie von dem Gesetzbuch der Bramanen meldet. Gedachte Herrn Missionarii haben den wahrhaften **Wedam** von einem gelehrten *Bramanen* erhalten, und ihm diese Mittheilung bezahlen müssen. Aus Furcht es möchte bekannt, und ihm und den Seinigen übel belohnet werden, ja ihm gar das Leben kosten; wollte er sich anfangs nicht zu dessen Mittheilung verstehen. Doch gienge er es endlich ein, da ihm heilig versprochen wurde, sich bey seinen Lebzeiten gegen niemand auf ihn zu beruffen, sondern es nur zu eigener Nachricht aufzuschreiben.

Es ist der **Wedam** eigentlich kein geschriebenes Buch, sondern wird durch Auswendiglernen mündlich fortgepflanzt; wie vormals bey den Galliern die Druiden ihre Gesetze nicht aufschrieben *) Als der Bramane den

*) Strabo meldet an einem Ort aus dem Megasthenes, die Indianer wüßten von keinen Buchstaben, sondern admini-

den Anfang daraus hersagte, that ers mit der grösten Ehrerbietung, die Augen zuhaltend, um indessen diese Welt gar nicht anzuschauen. Allein, dahin war er durchaus nicht zu bringen, daß er etwas daraus auf ein Palmblat oder Papier aufgeschrieben hätte; sondern wenn man von theologischen oder philosophischen Kunstwörtern die Rechtschreibung wissen wollte, so wies ers nur auf einem Palmblat und löschete es gleich wieder aus, oder schrieb das Wort mit dem blossen Finger auf den Tisch: da er sonst aus dem Sastram, oder ihrer metaphysischen Theologie ganze Stellen aufgeschrieben hat. Den Wedam darf niemand aufschreiben; daher es auch das nicht geschriebene Gesetz genannt wird.

Der Wedam ist viererley; 1) Rügwedam oder Jrcuwedam; 2) Pågjur= oder Jadsurwedam; 3) Schamawedam; und 4)

ministrirten alles aus dem Gedächtniß; an einem andern aber, sie schrieben Sendbriefe, und brauchten ihre Schrift zu nichts anderes. Man kan beydes vereinigen, wenn man ersteres nur allein von ihren rebus sacris verstehet. Folglich ist die Auslegung des Wedams, nämlich der Sastram noch nicht so alt, daß er bis an diese Zeiten reiche.

Adhärwanawedam. Wedam heißt eigentlich so viel als Erkenntniß, die Vornamen aber sind nomina propria. Ueberhaupt findet man im Wedam, wie die Brachmanen ihre Jünger machen, vom Schuldopfer, gewisse Formeln, die beym Feueropfer abgesungen werden, Erklärung unbekannter Wörter, Historien und Chronicken. Die beyden letztern kommen nur bey Gelegenheit vor, wenn ihrer kürzlich gedacht wird: umständliche Beschreibungen sind in besondere Bücher verfasset. Weil der vierte Wedam lauter verbotene Künste in sich hält; so ist er fast ganz in Vergessenheit gerathen, auser daß früh beym Sonnenopfer etwas daraus wider die mit der Sonne streitende Riesen genommen wird †). Die übrigen drey Wedam aber sind üblich. Sie sind eigentlich für die drey vornehmen Geschlechte: nämlich Ircu vor die Waishier, Pägjur für die Sattrier, und Schamam vor die Bramanen. Das letzte ist poetisch, und wird vor das netteste gehalten. Allein die Brahmanen lernen eins von den dreyen ohne Unterscheid, nämlich das, so von den Voreltern auf die Kinder fortgepflanzt worden.

Das

†) Wie bey den Griechen die Sonne Apollo hieß, d. i. der Verderber der Riesen, nämlich der Thauwolken, die der Sonnenglanz verhinderten.

Das, was die Missionarii von dem Brahmanen bekommen, ist das Pägjurwedam, dessen Innhalt hier folget.

Das vornehmste Stück desselben heißt ein Haufen, d. i. überhäufte Materien, die auf einander wegfolgen. Das andere Stück heißt Sakey und handelt vom Feueropfer. Das dritte Stück heißt Aarunam, und handelt von der Herrlichkeit der Sonne und der andern Götter. Das vierte Stück ist ein kurzer Begrif des ersten. Alles zusammen, nebst noch zwey hinzukommenden Capiteln, so von gewissen Formeln, und einem andern, so von guten Werken handelt, bestehet aus vier und achtzig Capiteln.

Des ersten Stücks erster Abschnitt handelt von der Beschaffenheit der grossen Welt, von Siwen, oder Isuren an, bis auf die Erde, von Brama bis auf ein Stäublein, und von dem Feuergott bis wieder zu Siwen, als der oben und unten ist. Sodenn wird die Welt des Feuersgottes, deßgleichen die Höllenwelt beschrieben. Es sind hundert und zwey und vierzig Höllen; wer da hinein fällt, muß ohne Aufenthalt in einem weg fallen. Ferner folgen die sieben Unterwelten, nahe unter der Erden. Hernach kommen sieben Inseln. 1) Die Schleepfirschen-Insel, darauf wir wohnen;

2) die Kohlstauden-Insel; 3) die Rohrgras-Insel; 4) die Teckholz-Insel; 5) die Baumwollen-Insel; 6) die Luntenbaum-Insel; 7) die gelblich-rothe Seeblumen-Insel. In der Mitte der ersten ist der Berg Meros. Seine Höhe und Umfang beträgt sechzentausend Meilen. Um ihn sind tausend Berge und drey Wohnungen für die Götter. Gegen Morgen ist die Götterstadt von Gold, darinn Indiren König ist; gegen Südost die Stadt des Feuergottes; gegen Süden, die Stadt des Gottes des Todes. Es folget hiernächst noch eine weitere Beschreibung, in welcher eine fabelhafte Geographie enthalten zu seyn scheinet, zugleich aber auch ein Systema der Welt, des grossen Welteyes. In dem Raum zwischen der Erde bis zum Nordstern sind wiederum viele Welten; die irdische Welt, die Luftwelt, die Welt der Seligkeit, die Lichtwelt, die Heerscharenwelt, der Büssenden Welt, u. s. w. immer eine höher als die andere. Der andere Abschnitt handelt von verschiedenen Reichen. Das Wasser stehet an allen vier Ecken des grossen Welteyes zehen Millionenmal zehen Millionen. Das ist das Wasserreich, darinnen acht sehr verborgene Götter sind. Darauf folget das Lichtreich, das Wind- oder Geistreich, das Lufthimmelreich, das Zornreich. Der dritte Abschnitt beschreibet das Verstandreich. Da wohnen achte die göttlichen Geschlechts sind. Ferner

kommt

kommt das Naturreich, das Einigkeitsreich, das Lustreich, wo die Lust entstanden; das Reich des Witzes u. s. f. bis im vierten Abschnitt mit des allregierenden ewigen Siwens Reich und dem Zustand ohne Tadel der Schluß von der Beschreibung des grossen Welteyes gemacht wird. In Siwens Reich sind fünf göttliche Werke: die Schöpfung, die Erhaltung, die Zernichtung, die Verwahrung, da der Saame des zernichteten Geschöpfes beygeleget wird; und der Befehl, da Schadaspiwen Befehl ertheilt, daß das Geschöpfe durch einen Kreiß wieder herum wandere.

Nunmehro kommen die Pflichten der oben gedachten vier Geschlechter vor; wobey insonderheit die Geschäfte, Gebräuche und Ceremonien der Brahmanen bestimmet werden. Der sechste Abschnitt handelt von Siwens Herrlichkeit, seinen Weibern und Kindern. Vom August bis in den Januarius ist die Zeit, da man den Wedam lernet; die übrigen sechs Monate wird das gelernte nur wiederhohlet. Es folgen noch weitere Ceremonien des Bramanens; seine Fasten, das Hauptscheeren, wie auch den ganzen Leib, wo Haare sind, u. d. m. Bey dieser Gelegenheit werden die sieben heilige Flüsse erzählet. Solche sind der Ganges, Emune (Gemena), Godawari (Goudevas), Saraswadi (Trisilis), Nirmanda

(Guenga), Sindu (Indus) und endlich der Caweri disseits dem Collaram. Nach dem wird die Hochzeit des jungen Brahmanens beschrieben; wobey unter andern der Bräutigam ein heiliges Feuer anzündet, das bis an seinen Tod nicht verlöschen muß; indem sein ältester Sohn nach seinem Tod seinen Scheiterhaufen damit anzündet.

Der siebende Abschnitt handelt vom Pferd- und Küh-Opfer. Beydes verbietet das Sastram. Ferner, vom Opfer eines Brahmanens, der sein Wedam und alles wohl gelernet hat, und sich willig dazu finden lässet. Hievon höret man heut zu Tage nichts mehr. Von der Selbstverläugnung, wenn man ein Mönch wird, wird gleich hernach gehandelt. Der Wedam sagt: Wer in der Welt alles mitmachet und in den Kahn der Uebungen steiget, der gehet sodann über das grosse Welt-Meer hinüber zu GOtt; denn diese Welten bestehen im Wasser. Das ist die alte Ueberlieferung vom Chaos, welches von den Alten vor eine materiam humidam gehalten worden. Thales Milesius hielte nach dem Zeugniß des Diogenes Laertius das Wasser vor den Urstoff der Welt; und der verstorbene Herr Professor Bayer führet in seinem Museo Sinico ein gleiches von den Chinesern an. Es folget hiernächst ein Unter-

richt, wie man durch Fasten und Busse zur Erkenntniß des wahren und falschen gelanget, und von einigen Opfern.

Das andere Stück enthält eine Beschreibung des Feuergottes, die Pflichten der Priester und ihrer Jünger, und der Weiber gegen ihre Männer. Nach diesem kommen die sechs Jahreszeiten, und ein Unterricht von der Beschaffenheit der Busse vor: nicht weniger auch die Pflichten der Könige und Richter, nebst allerhand Ceremonien, und der Weise zu essen, sich zu waschen und den Kopf mit Oehl zu schmieren, sich mit der heiligen Asche in dem Gesichte zu bestreichen, und einige Regeln von dem Vorhersagen der Begebenheiten eines Menschen aus seinem Geburtsgestirne. Das folgende betrift die neun Planeten, wo hauptsächlich von der Verehrung der Sonne gehandelt wird. Dabey kommet auch vor, was mit den Sterbenden und Toden in Acht zu nehmen ist.

Das vierte Stück handelt zu Anfang von der Reinigung im sechzigsten Jahr; hernach aber folgt eine Beschreibung des Gebäudes des menschlichen Körpers, sonderlich aber der Adern. Der Athem wird als das Gewichte betrachtet, das die Maschine des menschlichen Leibes in Gang bringet und bey Leben erhält.

Der Anhang begreift Formeln zu Gebetern und Beschwörungen in allerhand Fällen: und darauf eine Anleitung, wie alle vier Geschlechte gutes thun sollen. Der Schluß des Wedam heißt: Das Volk müsse wohl auf seyn und gedeyen! Durch Recht und Gerechtigkeit geschehe dem Lande, dem Könige, der Kuh und dem Bramanen gutes immerdar! Die ganze Welt müsse sich im Wohlstande befinden! sanftmüthig, sanftmüthig, sanftmüthig! d. i. Jedermann müsse so gütig und geduldig seyn, als Brama.

Der Anhang begreift Formeln zu Gebetern und Beschwörungen in allerhand Fällen: und darauf eine Anleitung, wie alle vier Geschlechte gutes thun sollen. Der Schluß des **Wedam** heißt: Das Volk müsse wohl auf seyn und gedeyen! Durch Recht und Gerechtigkeit geschehe dem Lande, dem Könige, der Kuh und dem Bramanen gutes immerdar! Die ganze Welt müsse sich im Wohlstande befinden! sanftmüthig, sanftmüthig, sanftmüthig! d. i. Jedermann müsse so gütig und geduldig seyn, als **Brama**.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Guyon, Claude Marie,

Des Abts Guyon Geschichte von Ost-Indien alter so wohl als neuerer Zeiten worinnen mittelst einer chorographischen Beschreibung von dessen Erfindung ... , Manufacturen der Franzosen, Holländer, ... ingleichen von der Handlung derer Indianer ... alles aus den bewährtesten Schriftstellern erlä
Bd.: 2

Frankfurt ; Leipzig (1749)

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Hist.pol.4124(1/3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11098702-4
VD18 15470571-001